

Camping als Urlaubsform

Eine explorative Studie

Dissertation

zur Erlangung des Doktorgrades

der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät

der Eberhard Karls Universität Tübingen

vorgelegt von

Matthias Badura, M.A.

aus Ringingen / Hohenzollern

Tübingen

2010

Tag der mündlichen Prüfung:	25. Januar 2011
Dekan:	Professor Dr. rer. soc. Josef Schmid
1. Gutachter:	Professor Dr. Gottfried Korff
2. Gutachter:	Professor Dr. Reinhard Jöhler

Inhalt

Seite

I. Einleitung.....	05
II. Forschungsinteresse, Forschungsbedarf.....	13
1. Probleme der Tourismusforschung	19
2. Jüngere Ansätze.....	27
2.1 Urlaub als Schwellenphase.....	28
2.2 Urlaub als Fest.....	30
2.3 Urlaub als Rollenspiel	30
2.4 Urlaub als Zeitreise.....	31
2.5 Urlaub als Utopie.....	32
2.6 Theoriekritik	34
III. Feldforschung an der „Arbeitsstelle“	36
1. Zugang zum Feld.....	36
2. Methode.....	36
3. Eigenarten des Feldes	39
3.1 Praktische Schwierigkeiten	39
3.2 Methodische Schwierigkeiten	44
VI. Der Ort	48
1. Lage, Ausstattung, Beschaffenheit, Anmutung.....	48
2. Organisation und Akteure	51
3. Die Rhythmen der Saison.....	55
3.1 Die Anreise der Feriengäste	55
3.2 Selektion nach Kaufkraft.....	58
3.3 Formalien und Kontrolle	62
3.4 Nicht vorhandener Raum.....	65
3.5 Provisorien.....	68
3.6 Abwehrstrategien.....	71
3.7 Plätze und ihre individuell, situativ variierende Beliebtheit	73
V. Die Camper nach Gruppen.....	83
1. Feriencamper	83
1.1 Wohnformen: Zelte, Caravans, Wohnmobile.....	84
1.2 Gäste mit Migrationshintergrund	85
1.3 Niederländer	86
1.4 Jugendliche	87
2. Dauercamper	90
3. Soziale Topographie: Herkunft und Stil.....	92

VI. Erklärungsangebote.....	107
1. Erste Näherung: Praxen.....	107
1.1 Kinder (Feriencamper)	107
1.2 Mobilität (Feriencamper).....	110
1.3 Erlebnisdichte (Feriencamper)	112
1.4 Betätigung (Dauercamper)	113
1.5 Repräsentation (Dauercamper).....	113
1.6 Kontaktfülle (Dauercamper).....	117
2. Zweite Näherung: Selbstbilder	119
2.1 Skizze der mentalen Gewordenheit	124
2.2 Nachtrag: Dauercamper	134
3. Dritte Näherung: Argumente und Strategien	136
3.1 Natur	137
3.2 Freiheit.....	138
3.3 Pflichtabwesenheit.....	140
3.4 Idylle.....	145
3.5 Aufgeschlossenheit / Kameraderie	147
3.6 Erlebnisdichte	152
VII. Das Leben auf dem Platz: Aktivitäten und Passivitäten.....	166
1. Anreise	166
2. Inbesitznahme.....	166
3. Mahlzeiten	167
4. Gemütlichkeit und Kontemplation	168
5. Im Waschhaus	168
6. Grüßen	168
7. Spiele	169
8. Einkehr	170
9. Blick auf die Jugendwiese.....	171
10. Abreise	172
11. Beschwerde	173
VIII. Tätigkeiten als Rituale.....	176
IX. Zusammenfassung.....	192
X. Bibliographie.....	198
Anhang	216
Dank	

I. Einleitung

Die Sonne brennt. In den Autos kocht die Hitze, nur langsam rückt die Kolonne voran. Den Fahrern perlt der Schweiß von der Stirn. Kinder quengeln, Mütter versuchen zu trösten. Die Insassen, zumeist Familien, befinden sich nicht im Stau auf der Autobahn. Gruppen von Radfahrern schlängeln sich durch die Lücken der an zwei Engstellen blockierten Fahrzeugschlange. Im Vorbeigehen mokieren sich Fußgänger: „Kann man auch so fahren?“, „Hätt’ er sich halt eine noch größere Karre gekauft!“¹ Nicht nur über die Autofahrer schütteln sie die Köpfe, auch über die Radler ereifern sie sich: „Muss der jetzt ausgerechnet da durch?“, ruft es.

Die Autofahrer schimpfen zu den Wagenfenstern hinaus: „Wenn der da vorne seine Karre nur fünf Zentimeter rüberfahren würde, käm’ ich hier durch“, „Wie der letzte Mensch“, „Sonntagsfahrer“, „Soll er doch wenigstens seine Kiste abstellen, der Stinker“.²

Links und rechts der vollgepfropften Straße, die im Grunde ein Sträßchen ist, hocken auf Klappstühlen zahlreiche Beobachter. Manche essen zu Mittag, manche trinken Kaffee, andere Bier. Dass es laut ist, dass Abgase sie umwabern, dass unaufhörlich eine Batterie von Toilettenspülungen im Hintergrund rauscht, scheint sie nicht zu stören. Entscheidend ist, mitzubekommen, was die machen, die vor ihnen im Stau stecken: „Wetten wir, dass der, sobald er kann, umdreht?“, fragt ein Zuschauer seinen Nebenmann mit Blick auf einen Wohnmobilfahrer. „Nein, dann müsste er ja noch mal durch die ganze Mühle durch“, lacht der andere. „Der bleibt. Was wollen wir wetten?“³ Abfällig äußern sich auch die Radler. Sie haben kein Verständnis. Weder für die Verkehrssituation noch für diejenigen, die am Straßenrand hocken und zugucken: „Um Gotteswillen. Keine Minute würde ich hier bleiben!“, „Wie kann man hier nur wohnen?“, „Das nennen die Erholung.“⁴

Dies ist nicht die City einer lärmenden Metropole, in die hinein sich einer der Beteiligten unwillentlich verirrt hätte. Weder die Autofahrer noch ihre Angehörigen, weder die Radler noch die Fußgänger oder die Zuschauer sind gezwungen, hier zu sein. Die Sze-

¹ Solche Sätze und Ausdrücke fielen so über Jahre hinweg immer wieder.

² Aussagen, die mir im August 2003 begegneten, und die ich in diesem Fall als Stichworte festhielt.

³ Unterhaltung zwischen zwei Campern an der Straße, die ich im August 2003 so mithörte und später am gleichen Tag nachzeichnete.

⁴ Aus dem Gedächtnis.

nerie spielt auf einem zirka 400.000 Quadratmeter umfassenden Großcampingplatz in Süddeutschland, der an einem Gewässer liegt. Es sind rund 1000 Plätze für Feriengäste vorhanden und rund 1.500 für Dauercamper (also Gäste, die einen Jahresvertrag besitzen). Durch den Platz hindurch verläuft zudem ein öffentlicher Radweg. Und es ist Hochsaison. Die Autoinsassen wollen nicht schnellstmöglich wieder hinaus in die offene Landschaft, sie wollen noch tiefer in den Platz hinein. Aufgrund der Szenen vor ihren Augen können sie erahnen, dass weiter drinnen noch der letzte Quadratzentimeter Boden genutzt wird, dass es auch dort laut und hektisch zugeht. Vielleicht glaubt mancher, die Hektik werde sich bald legen, vielleicht hoffen diese Gäste, abseits des Hauptweges doch eine Ecke wie aus der Campingwerbung zu finden: idyllisch, grün, mit Panoramablick.

Kunden, die öfters hier waren, geben sich solchen Hoffnungen nicht hin. Einige von ihnen möchten sogar ausdrücklich am Hauptweg stehen. Auf vergleichbare Vorlieben trifft man allerdings auch bei Gästen, die zum ersten Mal hier ankommen. Eine Niederländerin ist sogleich einverstanden, ihren Faltwohnwagen an der Pforte zu platzieren – ein Nadelöhr, durch das jegliches Gefährt, einschließlich der täglich verkehrenden Versorgungslaster, hindurch muss. Das Angebot, sie dürfe sich mit ihrer Familie bei nächster Gelegenheit eine gemütlichere Ecke aussuchen, weist die Frau zurück: „Wi will wat sehen!“⁵

Andere sind zufrieden, wenn sie überhaupt etwas bekommen: Ein Mann eilt dem Portier entgegen und ruft: „Ich bin um den ganzen See gefahren. Ihr müsst mir was geben!“⁶ Er wirkt verzweifelt. Urlauber, die bereits eine Zeltplatz-Odyssee hinter sich haben und wegen Überfüllung nirgends aufgenommen wurden, zögern keinen Augenblick, etwas zu nehmen, was sie in der Vorsaison nicht einmal als Notplatz akzeptieren würden: Eine Verkehrsinsel, ein Stück Zierrasen oder den Plattenweg vor einem Waschhaus. Wieder ist es jedoch so, dass manche Gäste mit dem Wunsch anreisen, genau diese Flecken belegen zu dürfen, weil sie im vorigen Jahr schon einmal dort standen und sie als gemütlich erlebten.

Ob die Suchenden einen Platz erhalten, hängt von Spielregeln ab, die sie als Außenste-

⁵ Aussage der Kundin, wie ich sie am 4. August 2003 akustisch verstanden habe.

⁶ Diesen Satz hörte ich in diesem Wortlaut im Jahr 1988, er begegnete mir später so oder in Abwandlungen immer wieder.

hende nur schwer durchschauen können. Wie andere erlaubt auch dieses „Freizeitreservat“ keinen „Blick hinter die Kulissen“, auch hier agieren Angestellte und Helfer, „deren Vorstellungen von Lebensqualität und Menschenwürde nicht deckungsgleich sind mit den Welten, zu deren Konstruktion sie des Lebenserwerbs wegen beitragen müssen.“⁷ Kunden, die abgewiesen werden, reagieren mit Unverständnis. Sie vermuten, hier liege ein Missverständnis vor oder ein Irrtum von Seiten der Rezeption. Um doch etwas zu bekommen, werden verschiedentlich Bestechungsversuche unternommen: „Komm, Junge, überleg, ob du nicht irgendwo was frei hast. Soll auch nicht dein Schaden sein“.⁸ Doch das ist vergebens. Die Maßstäbe, nach denen sich entscheidet, wer aufgenommen wird, richten sich zwar tatsächlich nach dem Geldwert, doch folgt die Kosten-Nutzen-Rechnung der Betreiber einem anderen Kalkül als die der Kunden.

Inzwischen hat sich die Autoschlange weiter verlängert. Die Kolonne staut sich bis auf die Bundesstraße hinaus. Jetzt kommen auch die Gäste des nebenan liegenden Yachthafens nicht mehr zu ihren Booten durch. Im Inneren des Platzes bemühen sich die Campingangestellten, den Stau zu entzerren, draußen ist die Polizei aufgefahren. Alle Beteiligten sind zornig und von der Situation überfordert. Hie und da entlädt sich die Anspannung im Streit zwischen dem Personal und Autofahrern, die ihre Anweisungen nicht befolgen. Derartige Auseinandersetzungen werden laut geführt und es kommt vor, dass sich Dritte einmischen. So kann bei einem zuschauenden Feriengast angesichts der Szenerie die aufgestaute Wut hervorbrechen. Mehrere Tage stehe er jetzt schon „in dem Gestank“, das sei „nicht normal“, was dieser Platz seinen Gästen zumute. „Wie viele wollt ihr denn noch reinpressen? Ihr seid doch nur aufs Geld aus.“ Man könne sich darauf verlassen, dass er diesen Wahnsinn dem zuständigen Campingverband melde: „So was haben wir noch nirgends erlebt. Das können Sie uns glauben. Und wir machen schon seit über 20 Jahren Camping. Aber so was? Nein.“⁹

Verständlicherweise gefällt es doch nicht allen Bewohnern an der Hauptstraße. Wenn die zuschauenden Gäste gut gelaunt sind, kann es dagegen vorkommen, dass sie einem Platzeinweiser die Arbeit erleichtern, indem sie ihm anbieten, den neuen Gast, den er mit sich führt, in ihrer direkten Nachbarschaft unterzubringen. Junge Männer schlagen

⁷ Kramer, Dieter 1999: Vorwort. In: *Voyage – Jahrbuch für Reise- & Tourismusforschung*, Bd. 3: Künstliche Ferien – Leben und Erleben im Freizeitreservat. Köln, S. 7-12; hier S. 7.

⁸ Aussage eines Gastes mir gegenüber. Sie stammt aus dem Jahr 1988. Ich arbeitete damals an der Pforte des Platzes.

⁹ Aus dem Gedächtnis protokolliert im August 2004.

das vor, wenn es sich bei den Kunden um eine Gruppe gleichaltriger Frauen handelt. Genauso kann es sein, dass die bereits Anwesenden auf ein ihnen bekanntes Autokennzeichen reagieren oder ihnen die Ankommenden aus anderen Gründen sympathisch sind. Der Kontakt wird durch kurze Zurufe geknüpft, dass es hier an dieser Stelle „super“ sei oder dass man landsmannschaftlich zusammen gehöre. Beruht die Sympathie auf Gegenseitigkeit, bleiben die Neuen und die ansässigen Nachbarn helfen ihnen, sich auf ihrem Platz einzurichten.

Irgendwann löst sich der Knoten. Der Autoverkehr klingt ab und kommt abends um zehn Uhr, wenn die Schranke des Platzes schließt, vollends zum Erliegen. Ohne die Motorengeräusche dringen das Gebrüll und die Gesänge der Betrunkenen von der Jugendwiese jedoch noch eindringlicher ins Gehör, erscheinen noch orgiastischer als sie es den Tag über schon waren. Die neu angekommenen Camper werden einen Platz erhalten haben. Möglicherweise liegt er in einem ruhigeren Teil des Geländes, aber er wird dem entsprechen, was am Hauptweg zu sehen war: Die Gäste können kaum die Zeltleinen spannen und müssen sich ihr Auto knapp vor den eigenen Eingang stellen. „Wie Kraut und Rüben“, stehe man hier, beschrieb einmal eine langjährige Kundin die Enge und das Gewirr.¹⁰

Einige der Urlauber ziehen nach einer Übernachtung weiter, weil sie das alles für unzumutbar halten, um woanders ihr Glück zu versuchen. Die Dagebliebenen werden sich mit den Verhältnissen arrangieren, auch wenn manch einer schimpft. Aber sie bleiben und kommen möglicherweise im nächsten Jahr ebenso wieder wie diejenigen, denen der Platz von Anfang an behagt oder bei denen es sich um eingeschworene Stammgäste handelt.

Der innere Kern des Campinglebens mutet demgegenüber ruhig an. Im Auge des Sturmes scheint sich nicht viel zu bewegen. Dem Anschein zufolge beschränkt sich das Leben auf Ausspannen, Grillen, Lesen, Bier trinken, Herumhocken, Nichtstun. Wenig aufregende Tätigkeiten mit, so glaubt man, geringem Erzählwert und wohl auch wenig prestigeträchtig. Das erschwert mitunter entsprechende Studien. Wer sich zum „anspruchlosen“ Urlaub bekennt, braucht Mut dazu, schreibt der Soziologe und Tourismusforscher Walter Kiefl, denn der Betreffende „setzt sich Zweifeln an seiner ökonomi-

¹⁰ Monika R., die ich mehrfach interviewte, im Sommer 2003. Aus dem Gedächtnis protokolliert.

schen Potenz und Modernität aus und sieht sich häufig – zumindest in zeitgeistoffenen und aufstiegsorientierten Milieus – unter Begründungszwang.¹¹

Alle dargestellten Szenen haben sich immer wieder abgespielt: Die Radler, die Gucker, die genervten Autofahrer, der Zank, das Gewimmel, der Radau, die Staus, das Nichtstun – all das war Campingalltag in K., dem Platz, von dem diese Untersuchung handelt und der nachfolgend beschrieben wird. Erst in jüngster Zeit haben die Betreiber das Geschäftsgebaren und das Gelände grundlegend umgestaltet, sodass der Platz inzwischen ein anderes Gesicht als noch vor wenigen Jahren zeigt. Dieser Umbau fiel schlechterdings mitten in das Ende des Erfahrungs- und Untersuchungszeitraum dieser Studie hinein, der die Jahre 1988 bis 1993 und 2003 bis 2008 umfasste. Stoßzeiten besaßen nicht mehr die Wucht von früher, die Menschendichte verringerte sich und der Kundenkreis war gesetzter, man möchte sagen, das gesamte Flair bürgerlicher als zuvor. Andererseits glich ein Großteil der Muster und Verhaltensweisen denen, die ich in den Vorjahren erlebte. Angestellte und Besucher, die den Trubel der 1970er, -80er und -90er Jahre nie erlebt hatten, waren nach dem Umbau genauso fasziniert, amüsiert, befremdet oder schockiert wie ihre Vorgänger. Viele kamen zu demselben Resultat wie die Generationen vor ihnen – sie selber würden nie auf solch einem Campingplatz urlauben, selber nie auf diese Weise ihre Ferien verbringen. Dasselbe äußerten nahezu alle Bekannten, die mich dort besuchten, ebenso die meisten, denen ich Bilder aus den Spitzentagen der Hochsaison zeigte. Was bewegt sie, so etwas zu sagen? Vor allem aber: Was bewegt die Gäste, die gerne herkommen? Dies begreifen zu wollen, ist das Thema dieser Arbeit. Dass es sich beim Camping um eine besondere Form des Urlaubs handelt, bejahen passionierte Camper mit Stolz. Und sicher würden auch Nicht-Camper beifällig nicken, allerdings eher deshalb, weil sie im Camping eine mindere Urlaubsqualität erblicken. Camper verlauten gern, sie seien kameradschaftlich, kontaktoffen, abenteuerlustig, freiheitsliebend und vor allem naturverbunden; Camping sei eine „lebendige Kultur“, die „von allen Gesellschaftsschichten getragen wird, vom Bankdirektor bis zum Stahlarbeiter“.¹²

Derartige Charakterisierungen und Beschreibungen findet man in zahlreichen Camping-

¹¹ Kiefl, Walter 2002: Schlaraffenland, Bühne und Ventil: Ein Plädoyer für den ganz normalen Bade- und Pauschal-tourismus (= Tourismuswissenschaftliche Manuskripte, Bd. 9). München / Wien, S. 16.

¹² Thünker, Arnold 1999: Mit Sack und Pack und Gummiboot: Die Geschichte des Campings. Leipzig, S. 13.

Publikationen. Und man hört sie auch in K. und auf anderen Plätzen. Doch lässt sich dieses Selbstbild schwer mit dem in Übereinstimmung bringen, was oben beschrieben wurde. In K. scheinen Freiheit oder Natur eher fern. Es herrscht unter den Gästen hektische, teils gereizte Betriebsamkeit einerseits, andererseits stellt man ein Verharren in der Masse fest, in der die Menschen scheinbar wenig mehr tun, als träge herum zu sitzen. Und dass hier Angehörige aller Bevölkerungsschichten zu einer klassenlosen Gemeinschaft fusionieren, möchte man so pauschal ebenfalls nicht bestätigen. Man könnte es bei näherer Betrachtung sogar bestreiten. Realität und Ideal klaffen dem Augenschein zufolge weit auseinander. Wenn Camper hier und auf vergleichbaren Plätzen dennoch ihre Urlaubsträume erfüllt sehen, müssen sie wohl in einem Irrtum befangen sein. Zumindest glaubten Sozialwissenschaftler in Vergangenheit, dies nachweisen zu können. Sie sehen Camper als die Getäuschten einer Freizeitindustrie, die profitorientiert ihr Bewusstsein vernebelt, um ihnen ihre Waren verkaufen zu können.¹³

Wenn es darum geht, die Frage zu beantworten, was die Menschen hierherbringt, könnte es aber auch sein, dass der Camping-Ansatz in eine ganz falsche Richtung zielt. Stellt K. nicht eher eine Ausflugs- und massentouristische Vergnügungsplattform dar als einen Zeltplatz? Geht es überhaupt ums Zelten und seine Wesensmerkmale? Vielleicht entschlüsselt sich der Ort K. leichter, wenn man ihn als großen Jahrmarkt wahrnimmt? Überlegungen in Richtung Massentourismus und Urlaubsverhalten im Allgemeinen dürften hilfreich sein, wobei hier das soziokulturelle Milieu, dem die Gäste entstammen, ebenso zu berücksichtigen wäre wie der besondere Stil der Ferienanlage. Allerdings könnte man zu dem Ergebnis kommen, dass es sich bei den Gästen um Menschen handelt, die aufgrund ihrer Sozialisation bereitwilliger sind als andere, sich auf Massenspektakel einzulassen. Zu diesen Spektakeln würden auch Fasnacht oder Volksfeste zählen. Das wäre jedoch unspezifisch. Man wird die Frage nicht aus den Augen verlieren dürfen, warum Menschen speziell Campingurlaub machen. Zusammenhänge könnten erkennbar werden, wenn man einerseits die dem Milieu geschuldeten Eigenheiten des Platzes berücksichtigt, und andererseits mit einbezieht, welchen Nutzen Camper aus ihrer Urlaubsform ziehen und welche Wertvorstellungen sie ihr beimessen. Es würde

¹³ Vgl. Adorno, Theodor W. 1969: Freizeit: In: Ders.: Stichworte. Kritische Modelle 2. Frankfurt/M., S. 59.

klar, was K.-Camper von anderen Campern und Urlaubern unterscheidet, aber auch, was sie eint.

Bei alledem ist Umsicht geboten. Campen scheint zu den Urlaubsformen zu gehören, die, wie oben beschrieben, als wenig aufregend angesehen werden.¹⁴ Auch begegnete es mir, dass Beobachter dazu neigen, Orte wie K. als eine Verirrung des echten Campings und des wahren Urlaubs aufzufassen, weil sich 'echtes' Camping und 'richtiger' Urlaub scheinbar vollkommen anders gestalten. Eine offenere Betrachtung könnte dazu beitragen, solche Blickweisen zu korrigieren. Ich komme, dies sei vorweggenommen, zu dem Ergebnis, dass sich die Menge und Enge, der Jubel und der Trubel auf diesem besonderen Platz durchaus mit Gewohnheiten und Gegebenheiten verschränken, die auch auf anderen anzutreffen sind. Ich komme weiter zu der Überzeugung, dass K. pars pro toto für das Ganze des Campings und sogar für einen Teil des Urlaubsverhaltens im Allgemeinen steht.

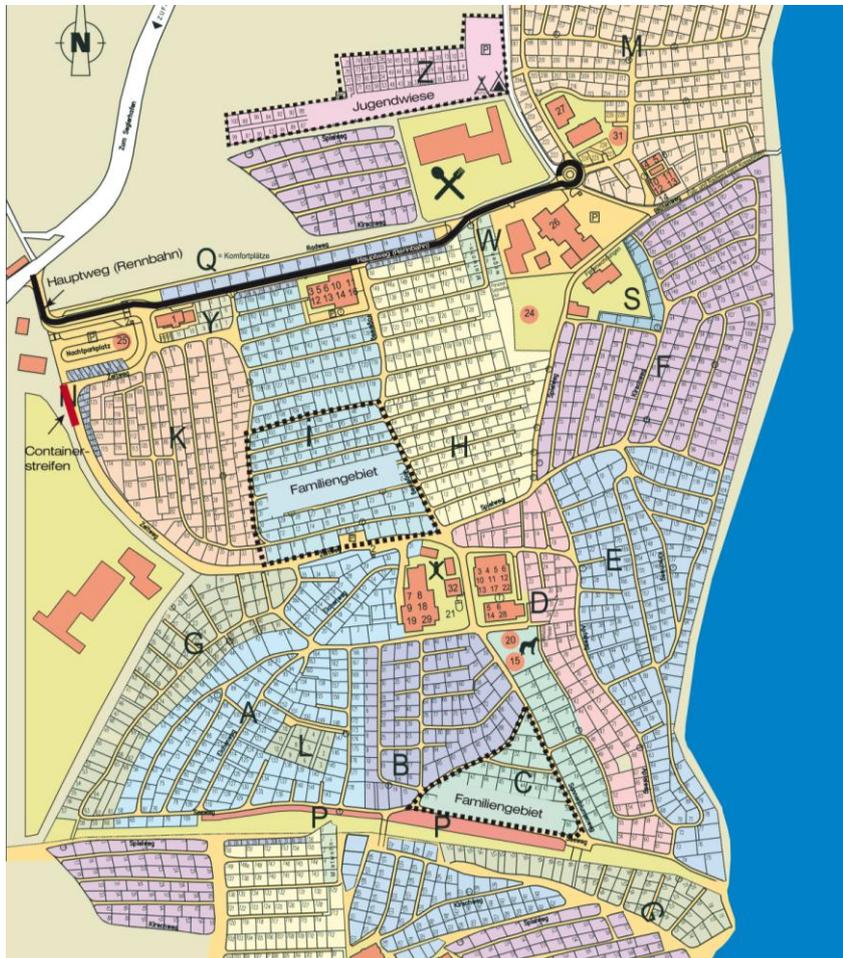
Was das Campen selbst betrifft, bestimmen in weiten Teilen praktische Gründe die Entscheidung für die Urlaubsform, daneben stellt Camping aber auch ein breites Sinnangebot zur Verfügung, Möglichkeiten zur Selbstverwirklichung und zur Selbstdarstellung. Nicht zuletzt befriedigt es die hochmoderne Ritualverliebtheit, die mit dem Wunsch nach einer geordneten, überschaubaren Welt kokettiert.

Weil die Spanne zwischen praktischer Anwendung und Gebrauch hier, sowie Ideal und Überhöhung dort, groß ist und obendrein je nach Benutzer individuell geformt und interpretiert wird, verwirrt die Erscheinung des Campings zunächst. Mal drängen sich in K. Vergleiche mit anderen Campingplätzen und Campern sowie anderen Urlaubsformen auf, mal scheinen sie sich zu verbieten. Aus dem Grund vollzog sich die vorliegende Arbeit, die im Wesentlichen eine ethnographische Studie sein wollte, in mehreren Anläufen:

- a) Zunächst Beschreibung des Feldes und der Vorgänge in K.; dann der Blick auf die soziale Verwurzelung der Gäste.

¹⁴ Bruckner und Finkielkraut meinten, Camper würden als die „beispielhaften Antihelden unserer Zeit“ betrachtet. Bruckner, Pascal / Finkielkraut, Alain 1981: Das Abenteuer gleich um die Ecke. Kleines Handbuch der Alltagsüberlebenskunst. München / Wien, S. 39.

- b) Weiterhin die Frage nach den praktischen Vorteilen des Campings; die dann von selbst zu der Frage nach den Idealen und der Selbstwahrnehmung der Camper führte.
- c) Am Schluss nochmals das Hinschauen: Was tun die Camper eigentlich? Nachdem doch manches unklar geblieben war, setzte ich erneut auf den ethnographischen Grundgedanken, dass nicht-verbalisiertes soziales Handeln teilweise viel mehr über sozialen Sinn aussagen kann, als die Beforschten dies mit Worten selber zu tun imstande sind.¹⁵



*Stark verfremdeter Lageplan
des Platzes.*

¹⁵ Vgl. Atteslander, Peter 2006: Methoden der empirischen Sozialforschung. 11. neu bearbeitete Auflage. Berlin, S. 73.

II. Forschungsinteresse, Forschungsbedarf

Wenn sich Studien oder Reportagen mit Tourismus befassen, erklingen Leitmotive, die einander auffallend ähneln. Fast immer stellen die Verfasser fest, in welchem ungeheuren Maße die Ferienindustrie gewachsen ist und in welchem ungeheuren Maße sie weiter wächst. So eröffnete der Sozialwissenschaftler Christoph Hennig sein 1997 in erster Auflage erschienenes Buch „Reiselust“ mit den Worten:

„Der Tourismus hat in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts immense ökonomische und kulturelle Bedeutung gewonnen. (...) Jedenfalls werden weder in der Pharma-Produktion noch in der Chemie- oder Computer-Industrie so große Umsätze erzielt und so viele Personen beschäftigt wie im Tourismussektor. Etwa 800 Millionen Menschen unternehmen nach Schätzungen jährlich Ferienreisen. In Europa hängt mindestens jeder zehnte Arbeitsplatz vom Fremdenverkehr ab.“¹⁶

Beinahe zehn Jahre später beschäftigte sich die „Welt“ in einer Sonntagsausgabe mit der „oft genug erzählte[n]“ Geschichte vom „unaufhaltsamen Aufstieg der Deutschen zu ‚Reiseweltmeistern‘“¹⁷ – und erzählte dabei die „oft genug erzählte Geschichte“ ihrerseits ein weiteres Mal.¹⁸ Ein Ende des touristischen Booms und der Faszination, die er hervorruft, sind nicht abzusehen; die Schlagzeilen mit immer neuen Superlativen stellen sich zuverlässig ein. Von nur leichten Schwankungen begleitet, belegten die Deutschen bis in die jüngste Zeit regelmäßig den Spitzenplatz der „Reiseweltmeister“.¹⁹ Schreckensberichte vom „Freizeitinferno am Urlaubsort“, gestiegenem Hautkrebsrisiko, Klimadebatte oder von Staus verstören das Publikum nur kurzfristig.²⁰

¹⁶ Hennig, Christoph 1997(a): Reiselust. Touristen, Tourismus und Urlaubskultur. Frankfurt/M. / Leipzig, S. 9.

¹⁷ Wagner, Peter 2006: Wie wir zu Reiseweltmeistern wurden. In: „Welt am Sonntag“, 5. März 2006 (10 / 06), S. 89.

¹⁸ Ders. 2006(b): Urlaubsbranche im Wandel. In: „Welt am Sonntag“, 5. März 2006 (10 / 06), S. 89.

¹⁹ Der „Welt am Sonntag“ zufolge lagen die Deutschen im Jahr 2006 mit einem statistischen Budget von 678 Euro an der Weltspitze der Pro-Kopf-Reiseausgaben. Vgl. Matzig, Katharina 2007: Bringen Sie doch ihre Kinder mit. In: „Welt am Sonntag“, 14. Januar 2007 (2 / 07), S. 73. Erst im Jahr 2012 löste China die Deutschen, die jahrzehntelang die Statistiken ungeschlagen als Reiseweltmeister anführten, ab. Vgl.: Krüger, Sönke 2013: Chinesen lösen Deutsche als Reiseweltmeister ab. In: Die Welt, 18. April 2013.

²⁰ Cantauw, Christiane 1995: Vorwort. In: Dies. (Hg.) 1995: Arbeit, Freizeit, Reisen: die feinen Unterschiede im Alltag. Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland. Herausgegeben von der Volkskundlichen Kommission für Westfalen Landschaftsverband Westfalen-Lippe (Band 88). Münster / New York, S. VII-XII; hier S. VII. (Sammelband der 3. Arbeitstagung der DGV-Kommission Tourismusforschung.) Cantauw bezog sich auf den Artikel: Am Ende total fertig. In: „Der Spiegel“, 29 / 1994, S. 75. In neueren Schlagzeilen verdichtet sich der Eindruck vom touristischen Kurzzeitgedächtnis. Etwa: Klima lässt Reisebranche kalt. In: „Schwarzwälder Bote“, 8. März 2007(a). Oder: Urlauber ignorieren Klimawandel. In: „Schwarzwälder Bote“, 17. Oktober 2007.

Einer Faustformel zufolge entscheidet sich ein Drittel der deutschen Urlauber für ein Ziel im Inland, ein Drittel reist ans Mittelmeer und ein Drittel in die restliche Welt.²¹ Dass die Reiselust alle Bevölkerungsschichten erfasst, ist mehr als nur eine Redensart. In einer Allensbach-Untersuchung heißt es über die Deutschen: „Bevor sie beim Verreisen sparen, gehen sie lieber häufiger zum Discounter (81 Prozent), seltener essen (60 Prozent) oder kaufen weniger teure Kleidung (59 Prozent).“²²

Camping gilt gemeinhin als preiswert. Trotzdem fällt es in dem boomenden Markt stark ins Gewicht. Laut einer Grundlagenforschung des Deutschen Tourismusverbandes aus dem Jahr 2004 waren damals 620.000 Wohnwagen und 440.000 Wohnmobile in der Bundesrepublik gemeldet. Dabei hatte man die stationären Fahrzeuge von Dauercampnern noch gar nicht mitgerechnet. Es existierten 3.642 Campingplätze und an Übernachtungen registrierte man 148,5 Millionen.²³

Der weiteren Darstellung zufolge verbrauchten Feriencamper pro Urlaubstag 26,90 Euro. Reisemobilisten, die außerhalb von Campingplätzen unterkamen, benötigten täglich 37,20 Euro. Bei Dauercampnern, die einen Jahresplatz besitzen, verzeichnete man einen Bedarf von 16,90 Euro. Verwandte oder Bekannte, die bei Dauercampnern übernachteten, verkostierten jeden Tag 14 Euro. Daraus ergab sich ein Gesamtumsatz von 3,47 Milliarden Euro.²⁴

Beim Kauf ihrer restlichen Ausrüstung investierten die deutschen Camper nochmals in beträchtlicher Höhe. Für Kocher, Geschirr, Gasflaschen und Sonderzubehör gaben sie 2,95 Millionen Euro aus. Addiert man diesen Posten hinzu, gelangt man zu dem Ergebnis, dass die Untersuchten für ihren Campingurlaub im Erhebungszeitraum 9,5 Milliar-

²¹ Daheim wiederum steht Bayern an der Spitze der Beliebtheitskala, gefolgt von Baden-Württemberg. Vgl. Billigflüge verändern Reisegewohnheiten. In „Schwarzwälder Bote“, 8. März 2007(b). Zur Beliebtheit des Südens bei In- und Ausländern vgl. zudem Opaschowski, Horst W. 2008: Tourismusanalyse 2008. Hg. von: der BAT Stiftung für Zukunftsfragen (= 24. Deutsche Tourismusanalyse zum Urlaubsverhalten der Deutschen). Hamburg, S. 7f.

²² Zitiert aus „Welt am Sonntag“, 5. März 2006(b), S. 89. Allerdings gibt es auch eine zunehmend größer werdende Gruppe von Menschen, die es sich nicht mehr leisten kann, in den Urlaub zu fahren. Vgl. Die soziale Schere bei Urlaub öffnet sich weiter. In: „Schwarzwälder Bote“, 24. März 2007. Der Tourismusforscher Rüdiger Hachtmann erkennt hinter neueren Reisestatistiken „eine Polarisierung in arm und reich, die sich in letzten Jahren noch verstärkt hat“ und deutet die Befürchtung an, dass Tourismus „klammheimlich wieder zu einem sozialen Privileg wird“. Hachtmann, Rüdiger 2007: Tourismus-Geschichte. Göttingen, S. 157.

²³ Vgl.: Wirtschaftsfaktor Campingtourismus in Deutschland. Grundlagenforschung 2004. Broschüre des DTV, Deutschen Tourismusverbandes e.V. (Hg.) 2004. Erstellt vom dwif-Consulting GmbH, einem Unternehmen des Deutschen Wirtschaftswissenschaftlichen Institutes für Fremdenverkehr an der Universität München. Bonn, S. 5f.

²⁴ Vgl. Wirtschaftsfaktor Campingtourismus 2004, S. 6f.

den Euro bezahlten. Schätzungen zufolge erzielten auch die Ausgaben der Zeltcamper sechsstelligen Höhen.²⁵

Angesichts dieser Zahlen handelt es sich beim Tourismus um ein Massenphänomen und um ein Thema, welches das Leben der Menschen in den Industriestaaten wesentlich prägt. Der Kulturhistoriker und Soziologe Hasso Spode vermutet, der „periodische Massenexodus“ sei „sehr aufschlussreich, vielleicht sogar konstitutiv (...) für unsere Gesellschaft“.²⁶ Gleich ihm rufen Volkskundler, Soziologen und Wirtschaftsverbände auf, das Phänomen eingehender zu untersuchen. Eben dieser Appell erschallt dann – neben den Ausrufen des Erstaunens und der Verkündung immer neuer Superlative – als drittes Leitmotiv in zahlreichen Tourismusstudien.

Die „etablierte Wissenschaft vom Fremdenverkehr“ hielt die Grundlagenforschung schon seit Längerem für abgeschlossen.²⁷ Spode warf der Fremdenverkehrswissenschaft indessen vor, „ökonomielastig(.)“ zu sein. Seiner Ansicht nach betrachtet sie den Tourismus ausschließlich unter dem Blickwinkel der Betriebswirtschaft, des Marketings und der Verkehrsgeographie.²⁸ Doch auch die Humanwissenschaften sind seiner Einschätzung zufolge nicht besser aufgestellt: Soziologie, Pädagogik, Psychologie und Sozialpsychologie hätten sich zwar „vereinzelt schon früh für den Tourismus interessiert“, sie seien dabei „jedoch ebenfalls – mal ‚anwenderorientiert‘, mal ‚kulturkritisch‘ – gegenwartsfixiert“ geblieben. Trotz einer allmählich spürbar werdenden Hinwendung habe man es nirgends, auch nicht in der Volkskunde, über einen „naiven Empirismus“ hinaus geschafft.²⁹ Die Kenntnisse über das „Agens“, den tieferen Antrieb des Tourismus, sieht der Soziologe deshalb nur „rar und lückenhaft“ ausgeprägt.³⁰ In Bezug auf

²⁵ Vgl. Wirtschaftsfaktor Campingtourismus 2004, S. 8. Wie man annehmen darf, sind die Tendenzen weiterhin gültig. In einem tourismuspolitischen Bericht der Bundesregierung aus dem Jahre 2008 heißt es, der Campingtourismus und insbesondere der Wohnmobiltourismus müsse sich wachsendem Wettbewerb stellen. Vgl.: Bundesministerium für Wirtschaft und Technologie (BMWi) (Hg.) 2008: Tourismuspolitischer Bericht der Bundesregierung. 16. Legislaturperiode. Berlin, S. 15f.; zit. S. 15.

²⁶ Spode, Hasso 1995: „Reif für die Insel“. Prolegomena zu einer historischen Anthropologie des Tourismus. In: Cantauw (Hg.) 1995, S. 105-123, hier S. 105.

²⁷ Vgl. ebd., S. 106. Robert Glücksmann gründete 1929 in Berlin das „Forschungsinstitut für den Fremdenverkehr“. Nachfolger etablierten sich unter anderem in Wien, München, Starnberg oder (wiederum) Berlin. Vgl. ebd.

²⁸ Spode, Hasso 1998: Wie vor fünfzig Jahren *keine* theoriegeleitete Tourismuswissenschaft entstand. In: Bachleitner, Reinhard (Hg.) 1988: Der durchschaute Tourist: Arbeiten zur Tourismusforschung. München / Wien, S. 11-19; hier S. 11.

²⁹ Spode 1995, S. 107.

³⁰ Ebd., S. 105.

die Grundlagenerhebung war er sich deshalb 1995 sicher: „Im Bereich der Tourismusforschung hat sie noch kaum begonnen.“³¹

Über die Qualität vorhandener Studien klagte auch die Volkskundlerin Johanna Rolshoven. Das „höchst relevante(.) Forschungsfeld“³² der Touristenkultur werde „stiefväterlich“, „distanziert“³³ und „zögerlich“ behandelt.³⁴ Alexander G. Keul und Anton Kühberger, Leiter einer Beobachtungsstudie zum Salzburger Stadttourismus, summierten als weiteren Mangel hinzu, in Motivstudien und Inhaltsanalysen komme „der Alltag der Touristen nicht vor“.³⁵ Es werde viel vom Verhalten im Urlaub geredet, „aber vor Ort kaum beobachtet“.³⁶

Die Volkskundlerin Christiane Cantauw plädierte dafür, der Urlaubskultur einen „volkskundlichen Zugang (...) jenseits pauschaler Betrachtungen und monokausaler Theorien“ zu eröffnen. Gesicherte Grundlagen seien „vor allem in Form von Einzelstudien“ zu erbringen.³⁷ „Mehr wirkliche Empirie“, pflichtete Konrad Köstlin bei, „täte not.“³⁸

Allzu viel änderte sich zunächst nicht. Der Historiker Cord Pagenstecher, der 1998 einige Neuerscheinungen sichtete, billigte zwar „eine rasche Ausdehnung und Differenzierung“ des Forschungsfeldes zu, kam aber erneut zu dem Schluss: „in der gesamten Tourismusforschung klafft eine empfindliche Lücke zwischen den einander widerstreitenden, weit ausholenden Theorieangeboten und den entweder nicht historisch argumentierenden oder methodisch dürftigen empirischen Fallstudien“.³⁹

Die Befunde tragen somit Spuren einer gewissen Frustration. Letztlich verbreiten die Schreiber aber doch wieder Optimismus. So ermutigte Spode 1995: „Die große Formenvielfalt des heutigen Tourismus und die unübersichtliche Forschungslandschaft machen die Suche nach (...) Tiefendimensionen zweifellos schwer. Sie scheint aber kei-

³¹ Spode 1995, S. 123.

³² Rolshoven, Johanna 1995: Der ethnographische Blick als touristischer Blick. In: Cantauw (Hg.) 1995, S. 41-54; S. 52.

³³ Ebd., S. 43.

³⁴ Ebd., S. 52.

³⁵ Keul, Alexander G./ Kühberger, Anton 1996: Die Straße der Ameisen. Beobachtungen und Interviews zum Salzburger Städtetourismus (= Reihe Tourismuswissenschaftliche Manuskripte Band 1. Herausgegeben von Kagelmann, H. Jürgen) 1996. München / Wien, S. 9.

³⁶ Ebd., S. 29.

³⁷ Cantauw 1995, S. XII.

³⁸ Köstlin, Konrad 1995: Wir sind alle Touristen – Gegenwelten als Alltag. In: Cantauw (Hg) 1995, S. 1-12; hier S. 12.

³⁹ Pagenstecher, Cord 1998: Neue Ansätze für die Tourismusgeschichte – ein Literaturbericht. In: Archiv für Sozialgeschichte, 38 / 1998, S. 519-619; hier S. 614.

neswegs aussichtslos oder gar sinnlos, wie bisweilen suggeriert.“⁴⁰ Den Gewinn dieser Forschung hob 2001 der Volkskundler Helge Gerndt hervor, als er meinte, dass der Tourismus Alltagsroutinen aufbreche und dadurch einen tieferen Einblick in die „Lebensformen und Lebensgefühle der Moderne“ eröffne als manche anderen „Selbstverständlichkeiten, mit denen wir leben und von denen wir umgeben sind.“⁴¹

Seither wurden viele Fortschritte erzielt. Was Volkskunde und Kulturwissenschaft angeht, lag bei genauerem Hinsehen sogar schon in den 1990ern eine Anzahl von Arbeiten vor, die sich mit Regionalismus, Provinzialismus oder Folklorisierung in Urlaubsorten beschäftigt hatte.⁴² Weiter traf sich die 1989 eingerichtete DGV-Kommission für Tourismusforschung inzwischen zu mehr als acht Tagungen. Und im DuMont Buchverlag (Köln) erscheint seit 1997 die wissenschaftlich inspirierte Reihe „Voyage – Jahrbuch für Reise- & Tourismusforschung“. Ausgeweitet werden diese Ansätze durch Studien, Dissertationen und Bücher, die in jüngerer Zeit erschienen, wobei sich die Themenbrücke vom Musical- und Prostitutionstourismus bis hin zu den ökologischen Auswirkungen des Reisens spannt.⁴³ Ist es also weiterhin erforderlich, Tourismusforschung zu betreiben?

Erstens scheint, wie Spode schon 1995 dargelegt hatte, in der Forschung noch immer ein Schwerpunkt auf betriebswirtschaftlichen Aspekten zu liegen, während der urlaubende Mensch hinter dieser Schematisierung verschwindet,⁴⁴ zweitens existiert auf theoretischer Ebene nach wie vor kein einheitlicher wissenschaftlicher Zugang,⁴⁵ drittens wird befürchtet, das Wissen um die Bedeutung der Tourismusforschung für die Gesellschaftswissenschaft im Ganzen könnte erneut eingeschlummert sein. Rüdiger Hachtmann fühlte sich berufen, den Nutzen nochmals zu unterstreichen. Tourismus sei ein „Spiegel“, der die „allgemeinen gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und infrastrukt-

⁴⁰ Spode 1995, S. 105.

⁴¹ Gerndt, Helge 2001: Innovative Wahrnehmung des Tourismus. In: Köck, Christoph (Hg.) 2001: Reisebilder: Produktion und Reproduktion touristischer Wahrnehmung (= Münchner Beiträge zur Volkskunde; Bd. 29). Münster / New York / München / Berlin, S. 11-20; hier S. 20.

⁴² Hermann Bausinger, Gottfried Korff, Reinhard Johler, Stewart Hall oder Erving Goffman lieferten direkte Beiträge oder gaben zumindest Impulse für die weitere Tourismusforschung. Vgl. Kammerhofer-Aggermann, Ulrike unter Mitarbeit von Gaurek, Monika 1998: Volkskundliche Tourismusforschung. In: Bachleitner (Hg.) 1998, S. 157-169.

⁴³ Etwa: Schmittner, Anna 2006: Musical-Tourismus im deutschsprachigen Raum: Hintergründe und Perspektiven für den Tourismus- und Freizeitmarkt. Saarbrücken; Rulle, Monika 2004: Der Gesundheitstourismus in Europa: Entwicklungstendenzen und Diversifikationsstrategien. München / Wien.

⁴⁴ 2006 aktualisierte Jörn W. Mundt Spodes Kritik, deutsche Hochschulen würde das Fach Tourismus weiterhin vorzugsweise nur „im Gewand der Betriebswirtschaftslehre“ vermitteln. Mundt, Jörn W. 2006.: Tourismus. 3. völlig neu überarbeitete und ergänzte Auflage München / Wien, S. XII; sowie Spode 1995, S. 106.

⁴⁵ Vgl. nochmals Pagenstecher 1998, S. 614 und Hachtmann 2007, S. 17-24.

turellen Verhältnisse“ reflektiere.⁴⁶ Damit meinte er gerade auch die Formen, die „oppositionell konturiert“ sein können.⁴⁷ Das zu erblickende Bild stelle möglicherweise eine Kritik an bestehenden Zuständen dar und mache eventuell gesellschaftliche Differenzen sichtbar.⁴⁸ Viertens vergrößerte sich, meiner Einschätzung zufolge, die Zahl der Einzelfallstudien nicht so sehr wie sich das Hennig, Cantauw oder Keul & Kühberger gewünscht haben mögen. Zu erwähnen ist jedoch der Starnberger Studienkreis für Tourismus unter der Leitung von Heinz Hahn, der zahlreiche Fallstudien hervorbrachte. Allerdings konnte die Reihe nicht so fortgesetzt und ausgewertet werden, wie Hahn das vorgesehen hatte.⁴⁹ Hervorgegangen sind aus dieser Tradition in jüngerer Zeit immerhin mehrere Beobachtungsstudien über die Strand- und Partymeile „Ballermann“, über die Lutania Beach in Rhodos oder über deutsche Erlebnisbäder.⁵⁰ Die Liste der Beobachtungsfelder, die Hahn 1998 zusammengestellt, ist jedoch um vieles länger als das, was in seinem Geiste abgearbeitet wurde. Zu den Schauplätzen, die fehlen und die er auf seiner Liste an zweite Stelle setzte, weil er sie für besonders untersuchenswert hielt, gehören Großcampingplätze.⁵¹

Zuletzt ist zu anzumerken, dass das gesteigerte Interesse, das Cantauw und andere wach riefen, zwar neue Erkenntnisse zutage förderte, doch wurde eine, wiederum von Cantauw beklagte, Kleinteiligkeit und Unübersichtlichkeit des Feldes dadurch nicht

⁴⁶ Hachtmann 2007, S. 172.

⁴⁷ Ebd., S. 179.

⁴⁸ Vgl. ebd., S. 179f.

⁴⁹ Auf Heinz Hahns Initiative hin entstanden zwischen 1961 und 1987 insgesamt 39 „Beobachtungsstudien am Urlaubsort“. Nur sieben wurden veröffentlicht, es kam nie zu einer Gesamtauswertung. Vgl. Schrand, Axel 2007: Der Studienkreis für Tourismus in Starnberg: Die Institutionalisierung der sozialwissenschaftlichen Tourismusforschung in Deutschland. In: Günther, Armin / Höpfinger, Hans / Kagelmann, H. Jürgen / Kiefl, Walter (Hg.) 2007: Tourismusforschung in Bayern. Aktuelle sozialwissenschaftliche Beiträge. München / Wien, S. 29-38. Eine Liste der 39 Beobachtungsstudien findet sich bei Meyer, Wolfgang / Meyer, Gudrun 2007: Die Pionierarbeit von Heinz Hahn und des Studienkreises für Tourismus für eine qualitative Tourismusforschung. Eine forschungshistorische Skizze. In: Günther / Höpfinger u.a. (Hg.) 2007, S. 39-49; hier S. 44f. Hahn drängte 1998 darauf, die Serie fortzusetzen. Die Sache sei „dringlich, nicht zuletzt, um langfristige Veränderungen im Urlaubs-/ Reiseverhalten zu diagnostizieren bzw. zu prognostizieren.“ Hahn, Heinz 1998: Beobachtungs- und Befragungsstudien am Urlaubsort. In: Bachleitner 1998, S. 181-189; hier S. 184.

⁵⁰ Kallasch, Alexander 2000: Urlaub am Ballermann: eine Beobachtungsstudie an der Playa de Palma, Mallorcas Badestrand Nr. 1 (= Eichstätter Materialien zur Tourismusforschung, Heft 2. Herausgeber: A.S.T. – Arbeitskreis für Sozialwissenschaftliche Tourismusforschung an der Katholischen Universität Eichstätt). Eichstätt. Kiefl, Walter 2000: Strandurlaub zwischen Erholung, Inszenierung und Ventil: eine Beobachtungsstudie an der Lutania Beach bei Kolymbia (Rhodos) (= Eichstätter Materialien zur Tourismusforschung, Heft 1. Herausgeber: A.S.T. – Arbeitskreis für Sozialwissenschaftliche Tourismusforschung an der Katholischen Universität Eichstätt). Eichstätt. Kagelmann, H. Jürgen / Hanselmann, Stefanie / Kiefl, Walter / Guthmann, Martina 2006: Die Spaßbad-Thermenstudie (= Eichstätter Materialien zur Tourismusforschung, Bd. 4., hrsg vom Arbeitskreis für Sozialwissenschaftliche Tourismusforschung AST an der Katholischen Universität Eichstätt). München / Wien.

⁵¹ Hahn 1998, S. 184f.

beseitigt, sondern eher vergrößert.⁵² In der Tourismusforschung muss und kann also noch viel getan werden. Die Geschichtswissenschaft ist auf diesem Gebiet in den vergangenen Jahren sehr rührig und setzt dabei auf interdisziplinäre Ansätze.⁵³ Angezogen fühlen müsste sich aber vor allem die Volkskunde, die mit ihren Methoden und Ansätzen dafür prädestiniert ist. „Tourismus“, pochte Köstlin, „ist Bestandteil des modernen Jahreslaufs und als solcher der Alltags- und Volkskultur zuzurechnen.“⁵⁴

1. Probleme der Tourismusforschung

Die Aufrufe, dem Tourismus stärkere Beachtung zu schenken, verbinden sich bei den genannten Autoren vielfach mit dem Appell, offen an die beforschten Urlauber und Urlaubsformen heranzutreten. Es solle „jenseits pauschaler Betrachtungen“ gearbeitet werden, heißt es bei Cantauw.⁵⁵ Weite Teile der Tourismusforschung sind vom Dünkel geprägt und von Vorurteilen beladen – oder waren es zumindest über Jahrzehnte hinweg. „Alle reisen, doch niemand möchte Tourist sein. Touristen, das sind die anderen“, schrieb süffisant Christoph Hennig und benannte damit den Punkt, der auch für die Wahrnehmung von Sozialwissenschaftlern problematisch ist.⁵⁶ Rolshoven gestand, lange Zeit genau so gedacht zu haben, für sie waren Touristen

„irgendwie die Bösen, die Blöden: die Umweltsünder, die Blauäugigen, die blinde Masse, die sich – primitiven Grundbedürfnissen folgend – von Pizzastand zu Strandcafé, von Supermarkt zum Meeresufer, zur Schlaf- und Beischlafgelegenheit, von Sehenswürdigkeit zu Souvenirshop begibt (und dann alles nochmal von vorne ...).“⁵⁷

Jeder kennt die antitouristische Attitüde, jeder beherrscht das Vokabular. Massentou-

⁵² Vgl. Cantauw, Christiane 2003: Information zur 7. Arbeitstagung der Kommission Tourismusforschung innerhalb der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde vom 14. bis zum 16. November 2003 in Berlin: Reisen zwischen Verortung und Entgrenzung. <http://www.d-g-v.org/>. Aufgerufen am 4. Juli 2005. In ihrem Tagungsbericht gibt Cantauw keine direkte Antwort auf die von ihr zuvor selbst gestellte Frage nach der Standortbestimmung hinsichtlich einer qualitativen Touristenforschung. Vgl.: Christiane Cantauw 2004: „Reisen zwischen Verortung und Entgrenzung.“ Bericht über die 7. Arbeitstagung der Kommission Tourismusforschung in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde vom 14. bis 16. November 2003 in Berlin. In: Rheinisch-Westfälische Zeitschrift für Volkskunde, 49. Bd. 2004. Herausgegeben von der Volkskundlichen Kommission für Westfalen – Landschaftsverband Westfalen-Lippe, Münster, und der Abteilung für rheinische Volkskunde des Instituts für geschichtliche Landeskunde der Rheinlande der Universität Bonn, S. 273-276; hier S. 273.

⁵³ Stellvertretend seien die hier zitierten Pagenstecher und Hachtmann genannt.

⁵⁴ Köstlin, Konrad 1994: Reisen, regionale Kultur und die Moderne. Wie die Menschen modern wurden, das Reisen lernten und dabei die Region entdeckten. In: Pöttler, Burkhard unter Mitarb. von Kammerhofer-Aggermann, Ulrike (Hg.) 1994: Tourismus und Regionalkultur: Referate der Österreichischen Volkskundetagung 1992 in Salzburg (= Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde; N.S., Bd. 12). Wien, S. 11-24; hier S. 18.

⁵⁵ Vgl. nochmals Cantauw 1995, S. XII.

⁵⁶ Hennig, Christoph 1999: Reiselust. Touristen, Tourismus und Urlaubskultur. Frankfurt/M / Leipzig., S. 13.

⁵⁷ Rolshoven 1995, S. 42.

rismus ist demnach die sinnlose Beschäftigung von Leuten, „die nicht richtig wissen, was sie eigentlich tun“.⁵⁸ Touristen sind diesen Überzeugungen zufolge auf der Flucht: Sie wollen der inneren Leere entkommen, sie imitieren, was andere ihnen vorleben. Sie sind angepasst, außengeleitet, leistungsorientiert, konformistisch, sicherheitsfixiert und durch Werbung fremdbestimmt. Zu keiner Initiative fähig oder willens geben sie sich mit Ersatzwelten und Erlebnissen aus zweiter Hand zufrieden.⁵⁹ Dieser Pauschalismus mit den zugehörigen Schlagworten ist keine junge Erscheinung. Wie Untersuchungen zeigen, reichen die Wurzeln bis ins spätnapoleonische Zeitalter zurück.⁶⁰

Der Figur des trottelligen Touristen stehen auf der anderen Seite die „*wahren Reisenden*“ gegenüber.⁶¹ Die Minderheit beherrscht dem Konstrukt und der eigenen Wahrnehmung zufolge die Kunst des aufmerksamen Unterwegsseins; ihre Vertreter flanieren abseits der breiten Wege, suchen die Fülle authentischer Erlebnisse und verstehen es, „ästhetische Vision des Pittoresken“ zu genießen.⁶² Die Gefühlsaristokraten, wie Hennig sie nennt, blicken auf die Masse der Touristen herab, sie leben dem Autor zufolge allerdings auch in wechselseitiger Feindschaft zueinander.⁶³ Der Nebenmann schmälert die Ehre, „auf dem Markt der kulturellen Eitelkeiten“ der Erste, der Entdecker zu sein;⁶⁴ er raubt die Einzigartigkeit, verringert den eigenen Wert, gerade indem er das eigene Ich spiegelt.⁶⁵ Das stört die Inszenierung vor dem Publikum, vor dem wir alle in Goffmans Sinne auftreten.⁶⁶ Um ihren Schmerz zu lindern, schlüpfen die Beleidigten und Eifersüchtigen in die Rolle der wahren oder ‚anders‘ Reisenden, sie suchen nach immer abseitigeren Reisezielen oder gebärden sich, wenn dies nicht gelingt, betont als Nicht-Touristen.⁶⁷ Dass dieses Sich-Abheben-von-der-Masse funktioniert und ob es grund-

⁵⁸ Hennig 1999, S. 24.

⁵⁹ Vgl. ebd., S. 16f. u. 25.

⁶⁰ Anfänge der „systematische[n] Touristenschelte“ lassen sich schon 1815 nachweisen, als „neben den Oberschichten erstmals größere Gruppen der Bevölkerung auf Reisen gingen.“ Die Liste der Vorwürfe, die sich von Heinrich Heine über Gerhard Hauptmann schnell ansammelte, bildet „ein fast unerschöpfliches Sündenregister“ und hat sich „bis heute nur unwesentlich verändert“. Hennig 1999, S. 15. Eine neue Wiederholung findet man bei Paco de los Felices, der Touristen vorhält, sie würden entfesselt, pöbelnd und prahlerisch über Länder herfallen, an denen sie in Wahrheit kein Interesse haben. Felices, Paco de los 2003: Achtung: Touristen! Norderstedt, S. 8.

⁶¹ Hennig 1999, S. 19. Kursiv im Original.

⁶² Ebd.

⁶³ Vgl. ebd., S. 18 u. 20-22.

⁶⁴ Ebd., S. 18.

⁶⁵ Vgl. ebd., S. 25.

⁶⁶ Goffman spricht vom sozialen Leben als einer „komplizierte[n] Bühne sogar, mit Publikum, Darstellern und Außenseitern, mit Zuschauerraum und Kulissen, und mit manchen Eigentümlichkeiten, die das Schauspiel dann doch nicht kennt.“ Erving, Goffman 2003: Wir alle spielen Theater: Die Selbstdarstellung im Alltag. München, S. 3.

⁶⁷ Vgl. Hennig 1999, S. 20-23.

sätzlich Stil hat, wird von Kiefl bezweifelt. Er spricht leicht abfällig von den „billigen Möglichkeiten der eigenen Profilierung“.⁶⁸

Hachtmann, der sich ebenfalls mit den Überlegenheitsgefühlen beschäftigte, stellt fest, dass sich die Abgrenzung und Touristenschelte im Laufe der letzten zwei Jahrhunderte auf der sozialen Ebene kontinuierlich nach unten verschob:

„Der britische Aristokrat ärgerte sich über den Großbürger; der Großbürger denunzierte die gemeinen Bürger und Kleinbürger als träge, gesichtslose Masse; die bürgerlichen Seebadbesucher und kleinbürgerlichen Sommerfrischler wandten sich voller Ekel vom KdF- und später vom Neckermann-Touristen ab.“⁶⁹

Schon deshalb lässt sich vermuten, dass sich auch unter den Angehörigen der Urlaubsform Camping ‚wahre‘ und ‚echte‘ Camper befinden. Diese Vermutung bestätigt sich dann in zahlreichen Interviews und Bemerkungen.

Durch das Bestreben, aus dem Heer der Reisenden herauszuragen oder sich nach unten abzugrenzen, wird der Tourismus „zum Schlachtfeld sozialer Distinktion.“⁷⁰ Es geht demnach im Tourismus also auch um die Darstellung gesellschaftlicher Überlegenheit.⁷¹ In der Ablehnung des Massen-Tourismus schwingt außerdem der Vorbehalt gegen Muße und Vergnügen um ihrer selbst willen mit. Auch das hat historische Ursachen. Von gesellschaftlich höherer Warte aus beurteilt sollen sich unterprivilegierte Schichten nicht profanen Vergnügungen und dem Nichtstun hingeben, weil es nicht gottgefällig ist oder weil sie nicht in der Lage sind, das Nichtstun mit Sinn zu füllen und in Gefahr geraten, Anfechtungen zu erliegen. Der Vorbehalt resultiert aus einem Askesedenken, das tief im europäischen Bewusstsein verankert ist und das Wunden hinterlassen hat, die auch im touristischen Verhalten spürbar sind.⁷² Viele Urlauber

⁶⁸ Kiefl, Walter 2002: Schlaraffenland, Bühne und Ventil: Ein Plädoyer für den ganz normalen Bade- und Pauschal-tourismus (= Tourismuswissenschaftliche Manuskripte, Bd. 9). München / Wien, S. 74-76; hier S. 13.

⁶⁹ Hachtmann 2007, S. 13. Köstlin bemerkte, die Kritik an der Demokratisierung des Reisens werde längst auch von denen vorgebracht, denen eben jene Demokratisierung des Reisens zugute kommt. Vgl. Köstlin 1994, S. 18.

⁷⁰ Hennig 1999, S. 18.

⁷¹ Kaspar Maase zeichnete nach, wie sich die erbitterte Ideologie des richtigen Reisens und Urlaubens herausbildete, nachdem im 19. Jahrhundert erstmals Arbeiter und Kleinbürger an Orten auftauchten, die bis dahin Adel und Großbürgern vorbehalten waren. Um den Abstand zu wahren, mussten die Bedrängten ihre Domänen aufgeben, neue suchen und räumliche und sozial-distinktive Barrieren errichten. Der Tourismus ist somit als Teil der Popularkultur zu sehen, die den Gleichstellungsanspruch der Massen forderte, die den Führungsanspruch der großbürgerlichen Bildungsvormacht verdrängte und so zur schrittweisen Demokratisierung der europäischen Gesellschaften beitrug. Vgl. Maase, Kaspar 1997: Grenzenloses Vergnügen. Frankfurt/M., S.16, 18 u. 37. Als Beispiel des allmählichen Vordringens zieht Maase den See-Tourismus heran. Vgl. ebd., S. 80-84; zit. S. 80.

⁷² Staat und Kirchen führten seit Jahrhunderten einen Kulturkreuzzug für Disziplin und Fleiß. Entscheidend geprägt wurde die Haltung vom kapitalistischen Geist protestantischer Ethik, wie ihn Max Weber dargestellt hat, nämlich durch die Erziehung zu Pflicht und Arbeit. Vgl. Maase 1997, S. 19, 27f. u. S. 272. Grundlegend: Weber, Max 1991: Die protestantische Ethik. Eine Aufsatzsammlung. 2. Bde. Hg. von Johannes Winckelmann. Gütersloh, hier Bd. I.

dürften unter Leistungsdruck stehen und ein Schuldbewusstsein entwickeln, wenn sie ihre Ferien untätig verbringen oder zugeben, untätig zu verbringen. Wenn man wegfährt, dann nicht nur um des Vergnügens willen, man muss hinterher sich und anderen etwas vorweisen können: sehr weit, sehr schnell, sehr strapaziös, sehr selten. Genuss um seiner selbst willen, meint Kiefl und denkt hierbei insbesondere an Pauschal- und Strandurlaube, gilt im Tourismus nur dann als zulässig (und prestigewürdig), wenn er durch hohe Arbeits- oder Geldleistung erworben wird.⁷³

Problematisch ist schon der Begriff Masse an sich. Inzwischen finden sich in der Forschung zwar offenere Ansätze, erschlossen durch Elias Canetti, der „den ersten wirklichen Versuch einer kulturtheoretischen Analyse der Masse mit ästhetischen Mitteln“ wagte.⁷⁴ Doch wurde ein grundsätzlicher Argwohn nicht überwunden. Er ist angstbehaftet, unterschwellig weiterhin geprägt von Vorstellungen des Primitivismus und des kollektiven Wahns.⁷⁵ Er hat sich unter Konservativen ebenso erhalten wie unter Linksintellektuellen.⁷⁶ Allzeit „geeignet, Emotionen zu wecken und Meinungen zu polarisieren“,⁷⁷ entspringt daraus der „Diskurs der Defizite und des Uneigentlichen“⁷⁸. Wann immer die Sprache auf Soaps, Mangas oder Musicals kommt, flammt er auf. In ihm zeigt sich der Berührungsekel vor den Beforschten, er erzeugt bei Tourismus-Betrachtungen eine „Denkblockade“⁷⁹ und gerinnt in entsprechenden Untersuchungen unweigerlich zu „Wut, Herablassung oder Trauer“.⁸⁰ An dieser Herablassung tragen nicht nur Beleidigte,

⁷³ Vgl. Kiefl 2000, S. 12. Hans Magnus Enzensberger sprach vom „Zugriff mit den Methoden des Leistungssports“. Enzensberger, Hans Magnus 1966: Eine Theorie des Tourismus. In: Einzelheiten I: Bewusstseins-Industrie. Frankfurt/M., S. 179-205; hier S. 192. Fragt man zumal Angehörige höherer Bildungsschichten, warum sie Pauschalurlaube machen, klingen die Erklärungen oft wie Entschuldigungen. Vgl: Kiefl 2002, S. 16.

⁷⁴ Günze, Stephan 2002: Masse als ästhetisches Problem. In: Renate, Reschke (Hg.) 2002: Ästhetik: Ephemeres und Historisches. Hamburg, S. 125-142. Hier zitiert nach http://www.momo-berlin.de/Guenzel_Masse_Aesthetik.html. (= 3. Ästhetische Wende: Canetti.) Vgl. grundsätzlich: Canetti, Elias 2000: Masse und Macht. Frankfurt/M.

⁷⁵ Wesentlich geprägt wurde die Idee von der Masse durch die Schriften Friedrich Nietzsches, Ortega y Gasset und Oswald Spenglers. Vgl. Bollenbeck, Georg 2007: Eine Geschichte der Kulturkritik: Von Rousseau bis Günther Anders. München 2007, S. 184 u. 234. Auf wissenschaftlichem Gebiet war stilbildend: Le Bon, Gustave 1982: Psychologie der Massen. 15. Auflage Stuttgart. Seine Ausführungen zur „Massenseele“ (ebd. S. 13) gründen stark auf den damals gängigen Vorstellungen vom Primitivismus, der in nicht ausgeräumten Seelenecken auch des modernen Menschen schlummert. Vgl. ebd. S. 19. Diese Auffassung der Masse wurde von den Nazis übernommen – und diskreditierte sich damit vollends. Trotz einer analytischen Differenziertheit spiegelt sich auch in Schriften aus der Zeit nach 1945 vordringlich die Angst. Masse wird auffallend oft mit dem Wahn, mit Primitivismus und tierischem Verhalten (Lemminge) in Verbindung gesetzt. Vgl. u.a.: Bitter, Wilhelm (Hg.) 1965: Massenwahn in Geschichte und Gegenwart. Ein Tagungsbericht. Stuttgart; ebenso Aich, Thomas 1947: Massenmensch und Massenwahn: zur Psychologie des Kollektivismus. München.

⁷⁶ Vgl. Maase 1997, S. 16 u. 25.

⁷⁷ Ebd., S. 13.

⁷⁸ Ebd. S. 26.

⁷⁹ Hennig 1999, S. 23.

⁸⁰ Rolshoven 1995, S. 43.

Snobs, enttäuschte Aufklärer oder um ihre Privilegien besorgte Angehörige gehobener Schichten Schuld, die im Tourismus zu Recht demokratische Tendenzen erkennen; einen ernst zu nehmenden Beitrag leisteten auch die Humoristen. Die Satiriker erkannten früh vieles von dem, was oben angesprochen wurde. In Geschichten, Romanen, Zeichnungen und Filmen erspürten sie scharfsinnig die Marotten der Reisenden, aber auch die der Reisekritiker.⁸¹ Wie Wolfgang Hackl in seiner Literaturstudie über die Alpenwahrnehmung nachweisen konnte, lieferte der Tourismus schon zu Zeiten des „Simplicissimus“ (erschieden ab 1896) die Vorlage für ein satirisches Dauerthema. Das zeigt, wie früh der Gegenstand „als kulturgeschichtliches Phänomen“ im Bewusstsein verankert war und vor allem: wie stark er verankert war.⁸² Neben der sozialreformerischen Gesinnung der Blattmacher dringt in den Persiflagen unverkennbar ein zivilisationskritischer Duktus durch. Die mal offenen, mal versteckten Anklagen im frühen *Simplicissimus* lesen sich wie ein „Problemkatalog gegenwärtiger Tourismuskritik“ und wirken sehr vertraut.⁸³ Die Themen sind Kulturverfall, Zerstörung von Landschaft, Stille und Idylle, Kampf um die soziale Distinktion unter den Reisenden, ihre elitärkleinbürgerliche Naturschwärmerei, ihre Renommiersucht sowie die lächerlichen Versuche, sich den Einheimischen anzubiedern, mit Hennigs Worten, „kein Tourist zu sein“.⁸⁴ Es ist also einerseits das Verdienst der Humoristen, vieles offengelegt zu haben. Unvoreingenommen waren und sind sie indessen nicht. Man könnte ihnen anlasten, sie hätten die Tourismus-Klischees in ihren Werken erst zu figürlichem Leben erweckt beziehungsweise würden sie immer wieder neu erwecken. Ein jüngeres Beispiel hierfür ist

⁸¹ Der fiktive Reisende Friedrich Wilhelm Käsebiere erblickt in den antiken Ruinen Roms nicht mehr als den Grundstoff für Zement; die Filmfigur Adolf Tegtmeier verliert auch in Bangkok die Ruhrpott-Perspektive von „unser Mama“ nie aus dem Auge; die Comicperson Tennisplatzis will ein Ferienprogramm buchen, tritt stattdessen irrtümlich in die römische Legion ein und bemerkt den Unterschied nicht einmal. Dem fiktiven Reisejournalisten Philippe Misere schließlich ist keine Strapaze zu groß und jeder Urlaub wert, verdorben zu werden, wenn er nur seine Verachtung über alle diejenigen ausdrücken kann, die vom tief empfundenen Reisen nichts verstehen. Vgl.: Thoma, Ludwig: Käsebiere's Italienreise. In: Thoma, Ludwig 1999: Die schönsten Erzählungen. Bd. 3. Weyarn, S. 145-168. Erstmals erschienen in: Zickzack. Ein lustiges Album. Heft 2. München 1914, S. 1-8. Tegtmeiers Reisen. Deutsche Fernsehserie von 1972 – 1980. Alle Jahre wieder – Die Familie Semmeling. Dreiteiliger Fernsehfilm. Eine Produktion des Norddeutschen Rundfunks, 1976, Regie: Wedel, Dieter. Gosciny, René / Uderzo / Albert Uderzo: Asterix als Legionär. Großer Asterix-Band X. Stuttgart 1989. Cilauro, Santo / Gleisner, Tom / Sitch, Rob 2005: Molwanien. Land des schadhaften Lächelns. München, S. 6, 36, 75, 85 u. 112. Zit.: Bruckner / Finkielkraut 1981, S. 47.

⁸² Hackl 2004, S. 98. So war etwa auch das Verhalten von Bürgern und Mittelschichten am Badestrand, Maase zufolge, im England des 19. Jahrhunderts ein Dauerthema der Satiriker. Vgl. Maase 1997, S. 81f. Vgl. außerdem: Märker, Peter 1981: Der komische Tourist. In: Mit dem Auge des Touristen. Zur Geschichte des Reisebildes. Eine Ausstellung des Kunsthistorischen Instituts der Universität Tübingen in der Kunsthalle Tübingen vom 22. August bis 20. September 1981. Tübingen, S. 129-137; hier S. 129.

⁸³ Hackl 2004, S. 101.

⁸⁴ Vgl. ebd., S. 101f., 104-107, 109 u. 115; zit. Hennig 1999, S. 20.

die Fernsehserie „Die Camper“, in der die Protagonisten als Ulkfiguren dargestellt werden – wenn auch als liebenswerte Ulkfiguren.⁸⁵ (Die Serie war bei mindestens einer Gruppe auf dem Campingplatz K. sehr beliebt. Die Mitglieder der Nachbarschaft trafen sich zu den Sendeterminen regelmäßig, um sie gemeinsam anzusehen.)

Eng verflochten mit der Genese und der Entwicklung von Vorstellungen über den Tourismus ist nicht zuletzt die frühe Volkskunde, die wie eine „Agentur des Ungleichzeitigen“ rückwärtsgewandte Utopien erschuf⁸⁶ – heißt: Projektionen von Idealwelten, die in die Vergangenheit verortet werden. Mit seinen zivilisationspessimistischen und agrarromantisch gefärbten Regionalstudien trug das Fach zur Verklärung des scheinbar Unberührten bei und verfestigte den Topos vom unverbildeten Naturmenschen, der in diesen Regionen lebt.⁸⁷ Mit dieser, wie Greverus und Köstlin es nennen, „Binnenexotik“ schuf es gleichsam glückliche Inseln im eigenen Land.⁸⁸ Bernd Jürgen Warneken meint, es sei „kein Zufall, dass die [volkskundliche] Suche nach dem einheimischen Primitiven mit der touristischen Erschließung bisher eher abgelegener Regionen“ zusammenfiel.⁸⁹ Ähnlich die Fachvertreterinnen Ulrike Kammerhofer-Aggermann und Monika Gaurek, die behaupten, die Volkskunde habe mit der Entdeckung des Regionaltypischen „der Tourismusbewegung zugearbeitet, sich von ihr instrumentalisieren lassen“.⁹⁰ Die so produzierten Ideen strahlten unweigerlich in den jungen Tourismus hinein, dessen Veranstalter ja gerade auf der Suche nach Orten waren, wo sich diese Ideen und Bilder realisieren sollten.⁹¹ Wilhelm Busch spottete: „Verlass die Stadt und geh aufs Land! Wo Biederkeit noch nicht veraltet, wo Ruhe herrscht und Friede waltet“.⁹² Unverbaute Räume, in denen ein Bei-sich-Sein noch möglich ist – es sind dies Bilder und Ausblen-

⁸⁵ Comedyserie des Privatsenders RTL, in mehreren Staffeln von 1997 bis 2005 ausgestrahlt.

⁸⁶ Bausinger, Hermann 1987: Ungleichzeitigkeiten. Von der Volkskunde zur Empirischen Kulturwissenschaft. In: Der Deutschunterricht 39, S. 5-16, hier S. 7.

⁸⁷ Das Fach machte Front gegen die Entfremdung und vermeintliche Entfernung vom Ursprung, vom Humanen. Seine Vertreter argumentierten gegen die Vermassung, gegen die Großstadt, sie predigten wider die Entwurzelung und die Anonymisierung. Volk und Natur bildeten die zentralen Sinnstiftungsformeln der Zeit. Vgl. Köstlin 1994, S. 18f.; außerdem Kaschuba, Wolfgang 1999: Einführung in die Europäische Ethnologie. München, S. 23-27, 39f., 49f. sowie 54-57. So ausgerichtet interessierte man sich auch vorwiegend für Bauern, Handwerker und Germanen. Wo der verstädterte Mensch in den Blick geriet, nahm man nur seine Verelendung wahr. Vgl. Kaschuba 1999, S. 28, 46f., 60f. u. 63f.

⁸⁸ Kammerhofer-Aggermann / Gaurek 1998, S. 157.

⁸⁹ Warneken 2006, S. 55.

⁹⁰ Kammerhofer-Aggermann / Gaurek 1998, S. 158.

⁹¹ Köstlin 1994, S. 19.

⁹² Busch, Wilhelm 1924: Balduin Bählam, der verhinderte Dichter. In: Wilhelm Busch Album. Humoristischer Hauschatz. München, S. 343-372; zit. S. 350.

dungen, von denen wir „noch heute zehren“, wie Köstlin feststellt.⁹³ Dass die Volkskunde „bald“ nachdem sie die Modernität des Tourismus erkannte „zu einer kulturpessimistischen ersten Tourismuskritik“ fand, erscheint angesichts ihrer unterschweligen Zivilisationsfeindlichkeit im Grunde folgerichtig.⁹⁴

Meinungen, Stimmungen und Schlagworte, die vor über 100 Jahren geprägt wurden, bestimmen also noch immer weite Teile die Wahrnehmung und das negative Image des Touristen, zumal des Massen-Touristen, einem Begriff, der doppelt negativ belegt ist.

Was herauskommt, wenn Studien von solchen Fäden durchwirkt sind, lässt sich, für die vorliegende Untersuchung passend, anhand zweier Arbeiten über Dauercampingplätze darstellen. In einem 1977 veröffentlichten Aufsatz beschreibt der Autor Michael Faber die Camper auf einem Platz bei Siegburg-Lohmar. Sie scheinen blind, taub und abgestumpft. Sie sehen, hören und begreifen nicht, in welcher Tristesse sie sich aufhalten. Die Freizeitmöglichkeiten, um derentwillen sie hergekommen sind, existieren gar nicht, ihre „Fluchtwelt“ ist abgrundhässig,⁹⁵ das ganze Leben dort offenbart sich als eine beklemmende Kopie des Alltags mit seiner sozialen Kontrolle durch die Nachbarn, mit stereotypen Rollenzuweisungen und Zwängen – so beurteilt es der Autor. „Zusammenfassend lässt sich leider feststellen, dass die vom Camper beabsichtigte Flucht aus dem Alltag wieder eine Flucht in den Alltag ist.“⁹⁶

Bei der zweiten Studie handelt es sich um eine Fernsehreportage aus dem Jahr 1978. Sie wurde in K. gedreht, zehn Jahre bevor ich den Platz kennenlernte. Der Film tritt mit dem Anspruch auf, die Widersprüche zwischen dem, was die Dauercamper dem Interviewer erzählen, und dem, was sie tun, zu entlarven. Doch im Grunde erhalten die Befragten keine Gelegenheit, sich zu erklären. Schilderungen von Campern, wie behaglich und frei sie sich fühlen, werden nicht weiter hinterfragt sondern immer wieder durch Kameraführung und Kommentare konterkariert. Beispiel der Stimme aus dem Off:

„Die Nacht vergeht. Ein neuer Tag. Aber der neue Tag ist wie der alte Tag. Und die kommende Nacht wird wie die letzte Nacht sein. Langeweile.

Da sagen die Dauercamper immer: ‚Wir wollen in die Natur‘. Aber da sehen wir die Dauercamper immer vor ihren Wohnwagen sitzen, zwischen ihren Autos,

⁹³ Köstlin 1994, S. 19.

⁹⁴ Kammerhofer-Aggermann / Gaurek 1998, S. 158.

⁹⁵ Faber, Michael 1977: Zur Wohnsituation auf einem Dauercampingplatz. In: Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde. 22. Jg., 1. Halbband 1977, S. 81-102; hier S. 96.

⁹⁶ Ebd., S. 102.

neben ihren Nachbarn und hören sie schwärmen, ‚Die Natur‘, ‚Die Freiheit‘.⁹⁷

So erscheint dem Zuschauer das Verhalten der Untersuchten unausweichlich als „sinnlos“, „stupid“ und „stumpfsinnig“ – Ausdrücke, die im Film fallen.⁹⁸ Auch die Naturzerstörung wird im zivilisationspessimistischen Duktus angeklagt, ebenso die Verdrängung der bäuerlichen Welt rund um den Campingplatz.

Die Protagonisten beider Reportagen durchschauen den Darstellungen zufolge scheinbar nicht die Widersprüche, in die sie verstrickt sind: Der Mensch, außerstande, das Prinzip der Naturherrschaft zu überwinden, versöhnt sich nicht mit der Natur, sondern unterjocht sie seinerseits und damit letztlich die Natur in sich selbst. Der Campingplatz als Ort der Trostlosigkeit und Langeweile, an dem im Grunde alle wissen, dass die vermeintliche Freiheit nur vorgespiegelt ist. Die Flucht aus dem Alltag war sinnlos, das wahre Leben liegt fern wie je. Demzufolge wäre die Campingwelt als ein Verblendungszusammenhang entlarvt.

Die Stoßrichtung beider Studien ist eindeutig geprägt von der Kritischen Theorie der Frankfurter Schule um Max Horkheimer und Theodor W. Adorno sowie durch den viel rezipierten Essay Hans-Magnus Enzensbergers „Eine Theorie des Tourismus“, der seinerseits von der Gesellschaftskritik der Frankfurter Schule inspiriert wurde.⁹⁹ Adorno und Enzensberger legten der älteren Tourismusschelte damit nachträglich ein intellektuelles Fundament. Es ist dies nicht der Platz sie zu verteidigen, ich möchte dennoch anmerken, dass ich mich insbesondere der pauschalen Kritik an Enzensbergers Überlegungen zum Tourismus nicht anschließen, weil ich einige seiner Gedanken für wegweisend halte.¹⁰⁰

⁹⁷ Campinski. Dauercamper am Bodensee. Ein Film von Georg M. Hafner und Jürgen Schaal. Eine Produktion des Südwestfunks Baden-Baden 1978. Zitat aus dem Film.

⁹⁸ Zitate aus dem Film Campinski.

⁹⁹ Vgl. Horkheimer, Max 1967: Zur Kritik der instrumentellen Vernunft. Aus den Vorträgen und Aufzeichnungen seit Kriegsende. Frankfurt/M, hier insbesondere das Kapitel „Die Revolte der Natur“, S. 93-123. Siehe außerdem Ders. 1970: Die Sehnsucht nach dem ganz Anderen. Ein Interview mit Kommentar von Hellmut Gumnior. Hamburg. Außerdem Max Horkheimer / Theodor W. Adorno 2003: Dialektik der Aufklärung: philosophische Fragmente. Frankfurt/M.

¹⁰⁰ Die jüngere Tourismusforschung kritisiert Enzensberger, er habe starke Impulse für das gegeben, was Jörn W. Mundt die „Defizittheorie“ der Tourismusforschung nennt. Ders. 2006, S. 116. Doch enthält Enzensbergers nur 26 Seiten umfassender Aufsatz eine Fülle elementarer Gedanken. (Seine Theorie des Tourismus wurde bereits 1958 als Rundfunksendung ausgestrahlt, vgl. Enzensberger 1966, S. 206.) Bei vielen Studien, die sich von Enzensberger distanzieren, handelt es sich meiner Auffassung zufolge um eine Ausarbeitung der von ihm gegebenen Denkanstöße. Ich stimme Pagenstecher zu, der sagt, Enzensbergers Essay enthalte mehr als nur einen „Zitatfundus für eingestreute Bonmots“ und berge noch immer „Anregungen für ein ganzes Forschungsprogramm.“ Pagenstecher, Cord 1998: Enzensbergers Tourismusessay von 1958 – ein Forschungsprogramm für 1998? In: Tourismus Journal 2 / 1998, S.

Dasselbe gilt abgewandelt für den Soziologen Hans-Joachim Knebel, der den Gedanken vom Komfortstreben sowie der Leistungs- und Sicherheitsfixierung der Touristen thematisierte. Damit errichtete er einerseits Grundpfeiler, auf denen andere ihre Vorurteile stützten, andererseits geriet er dadurch in den Ruf, Stichwortgeber der jüngeren, elitären Touristenschelte zu sein. Es wird hierbei verkannt, dass Knebel mit seiner Tourismussoziologie eine allgemeine Gesellschaftsanalyse vorlegen wollte und nicht im Sinn gehabt haben dürfte, Touristen verunglimpfen zu wollen. Ich wiederum stimme seinen Ausführungen zu, wonach sich eine allgemeine Leistungsfixierung auch im touristischen Verhalten niederschlägt. Die bereits zitierten Arbeiten Walter Kiefls sowie das im Tourismus festgestellte Streben nach Distinktion sprechen jedenfalls dafür.¹⁰¹

2. Jüngere Ansätze

Vorgelegt werden soll hier eine Studie zur weiteren Akkumulation von Einzelfallanalysen in der Tourismusforschung. Ich stimme Spode zu, wenn er hinter den tieferen Antrieben des bunt und vielfältig schillernden Tourismus „verborgene(.) Gemeinsamkeiten“ vermutet und überzeugt ist, dass neben sozialen oder wirtschaftlichen Voraussetzungen vor allem „geistig-seelische Antriebe die entscheidende Rolle“ spielen. Tourismus ist demzufolge „Ausdruck und Folge einer *historisch gewachsenen Mentalität*.“¹⁰² Wie dargestellt existiert jedoch kein gesicherter Zugang. Zur Reise- und Urlaubsfreudigkeit des modernen Menschen zirkulieren zwar zahlreiche anthropologisch-universelle Theorien, wie beispielsweise die von einem im „Jungpaläozoikum“ verankerten „Mussmotiv des Reisens“ der Gattung Homo Sapiens,¹⁰³ doch sind solche Spekulationen über ein ererbtes Nomadentum ebenso abzulehnen wie die Idee, es existiere eine „quasi eingebaute Sehnsucht nach (...) einer bestimmten afrikanischen Steppe, die bei

533-552. Aufgrund der derzeitigen Nichtverfügbarkeit des gedruckten Originals zit. nach <http://www.cord-pagenstecher.de/pagenstecher-1998-enzensberger.pdf>, S. 1 sowie S. 14 der dortigen Zählung.

¹⁰¹ Knebel, Hans-Joachim 1960: Soziologische Strukturwandlungen im modernen Tourismus. Stuttgart. So wirft etwa Hennig Knebel Tourismuskritik vor. Vgl. Ders., 1999, S. 25. u. 186. Knebel hielt das Sicherheitsstreben der Touristen (genauso wie ihre Leistungsorientierung) jedoch für eine „fundamentale Kategorie, die für menschliches Verhalten gemeinhin typisch ist“. Knebel, 1966, S. 116. Tourismus spiegelt für ihn die Verfasstheit der industriellen Gesellschaft wieder, wobei er sich an David Riesmanns Modell des konformistischen außengeleiteten Sozialcharakters orientierte. Oder wie sich Dean MacCannell in seiner Soziologie der Mittelklasse einige Jahre nach Knebel ausdrückte: „the tourist' is one of the best models available for modern-man-in-general.“. MacCannell, Dean 1976: The Tourist: A new theory of the leisure class. London / New York, S. 1.

¹⁰² Spode, Hasso 2003: Wie die Deutschen „Reiseweltmeister“ wurden. Eine Einführung in die Tourismusgeschichte. (Vorabdruck der im selben Jahr erschienen Buchausgabe.) Erfurt, S. 12.

¹⁰³ Iwersen-Sioltsidis, Susanne / Iwersen, Albrecht 1997: Tourismuslehre: eine Einführung. Bern / Stuttgart / Wien, S. 11.

der Phylogenese der Menschheit eine wichtige Rolle gespielt haben könnte“.¹⁰⁴ „Ad acta“ gelegt, wie Spode meinte, sind die anthropologisch-universellen Konzepte indes- sen nicht.¹⁰⁵ Auch in der Volkskunde wurde in einer jüngeren Arbeit der sagenhafte „Gilgamesch als eine[r] der ersten Reisenden“ mit dem „Massentourismus heutiger Ta- ge“ in eine Reihe gestellt.¹⁰⁶

2.1 Urlaub als Schwellenphase

Um Urlaubsbedürfnisse und -verhalten deuten zu können, erscheint mir ein von Victor Turner abgeleiteter Ansatz anwendbar, der seinerseits auf Arnold van Genneps Modell der Übergangsriten in Stammesgemeinschaften zurückgreift (die *rites de passage*). Auf Urlaub oder Reise übertragen besagt er, dass der Mensch in dieser jeweils besonderen Phase des Jahres aus seiner gewohnten Umgebung heraustritt und in eine Aura ein- taucht, die dem teils gelösten, teils enthemmten Schwellenzustand ritueller Stammesfes- te ähnelt. Und zwar insofern, als auch hier die Regeln des täglichen Lebens nicht mehr gelten. Durch ein transzendentes Erlebnis, das ihm in dieser Zeit widerfährt, kehrt der Reisende oder Urlauber gewandelt zurück und gliedert sich wie ein heimgekehrter Pil- ger auf einer höheren Ebene wieder in seine alte Umgebung ein. Bei dieser nachhaltigen Begegnung kann es sich um ein Natur- oder Kunsterlebnis handeln, aber auch um die Schwellenphase, also das Erlebnis am nicht-alltäglichen Urlaubsort selbst.¹⁰⁷ Weil die-

¹⁰⁴ Lohmann / Sierck 2005, S. 5.

¹⁰⁵ Spode 1995, S. 109, dort Fußnote 34. Spode beruft sich auf Knebel, der die Möglichkeit vom angeborenen Wan- dertrieb schon seinerzeit verwarf. Vgl. Knebel 1960, S. 5. Ebenso glaubte Spode, die Vorstellung sei überwunden, wonach eine wesenhafte Neugier den Touristen in die Welt hinaustreibe. Vgl. Spode 1995, S. 109, Fn. 34. Keul und Kühberg halten die Neugier für einen wesentlichen Antrieb des periodischen Reise-Exodus. Vgl. Dies. 1996, S. 31. Hennig wiederum relativierte: psychologisch-biologische Erklärungsansätze könnten „Anregungen geben“, würden aber zur Begründung theoretischer Modelle nicht ausreichen. Hennig, Christoph 1997: *Jenseits des Alltags. Theorien des Tourismus*. In: Gohlis, Tobias / Hennig, Christoph / Kagelmann, H. Jürgen / Kramer, Dieter / Spode, Hasso (Hg.) 1997: *Voyage – Jahrbuch für Reise- & Tourismusforschung*, Bd. 1: *Warum reisen?* Köln, S. 35-53; hier S. 39.

¹⁰⁶ Hlavin-Schulze, Karin 1998: „Man reist ja nicht, um anzukommen“: *Reisen als kulturelle Praxis*. Frankfurt/M. / New York, S. 10.

¹⁰⁷ Es geht um einen Statuswechsel, der, van Gennep zufolge, Mitglieder eines Stammes, wenn die Zeit gekommen ist, im Rahmen eines Rituals in höhere soziale Positionen hebt (Jäger, Erwachsener usw.). Diese fest- und zeremonienhaft begangenen Wechsel strukturieren den Lebensweg des Einzelnen und sichern der Gemeinschaft den Fortbe- stand ihrer Werte und Regeln. Gennep, Arnold van 1986: *Übergangsriten. (Les rites de passage)*. Frankfurt/M. / New York. Zu Victor Turners Interpretation der *rites de passage* vgl. Ders. 1989(a): *Das Ritual: Struktur und Anti- Struktur*. Frankfurt/M. / New York, S. 94f. u. S. 159f. Vgl. außerdem zum Pilgervergleich Turner, Victor / Turner, Edith 1978: *Image and Pilgrimage in Christian Culture. Anthropological Perspectives*. New York, S. 2f. u. 20; außer- dem zum Dreischritt der Verwandlung: Turner, Victor 1989(b): *Vom Ritual zum Theater: der Ernst des menschlichen Spiels*. Frankfurt/M. / New York, S. 37. Turner selbst verwandte den Ansatz vom Schwellenzustand und den damit verknüpften Vergleich von der touristischen Reise als moderner Form des Pilgerns „nur beiläufig“, trotzdem fand er einen immensen Nachhall in der Tourismusforschung. Hennig 1997(b), S. 43. Von Bedeutung ist etwa Dean MacCannell, der das Agens des Reisen in besonderer Weise im Sightseeing verkörpert sah. Bei ihm übernimmt der

sem Ansatz in der vorliegenden Studie Bedeutung zukommt, ist es mir wichtig, zu seinem Verständnis erläuternd auszuführen, dass Turner feststellt, die Annahme von „liminalen“ Schwellenzuständen und Ritualzeiten, wie man sie aus Stammesgemeinschaften kennt, sei auch für hochindustrialisierte Gesellschaften zulässig. Er unterscheidet jedoch: Während liminale Phänomene in den tribalen Gemeinschaften verpflichtend und kollektiv sind, zyklisch auftreten und für lebensnotwendig erachtet werden, sind die vergleichbaren Erscheinungen in neuzeitlich-komplexen freiwillig, nicht zyklisch und nicht zwingend. Sie umfassen nicht die gesamte Gesellschaft, sondern nur Teile von ihr und gehen nicht nur aus kollektiven, sondern (auch) aus individualistischen Antrieben hervor.¹⁰⁸ Er nennt sie daher unterscheidend „liminoid“ oder „quasi-liminal“.¹⁰⁹

Der Urlaub als anarchische Ausnahme-Zeit untergliedert das Leben und den Jahreslauf.¹¹⁰ Sie dient als Ventil und macht Zwänge erträglich, sie führt aber durch das Chaos gleichzeitig die Notwendigkeit der üblichen Ordnung vor Augen. So stärkt die Schwellenzeit gerade aufgrund ihres zerstörerischen Elementes den Sinn des Weltgefüges, weil der Mensch anschließend revitalisiert und versöhnt in das Gefüge zurückkehrt.¹¹¹

Ähnlich kommen auch der britische Sozialwissenschaftler Rob Shields und der französische Soziologe Jean-Didier Urbain zu der Ansicht, dass Urlaubswelten Gegenwelten sind. Nur verorten sie diese Gegenwelten nicht phasenweise, sondern vielmehr räumlich an den Plätzen, an denen sich Touristen aufhalten. An Orten wie dem Badestrand konnte sich das nicht-alltägliche Freizeitleben über Jahrzehnte hinweg ausbilden, eben weil

pilgernde Tourismus auf der Suche nach einer „higher moral authority in a godless universe“ nichts weniger als die sinnstiftende Funktion von Religion. Vgl. MacCannell 1976, S. 13. 15 u. 43, zit. S. 16; vgl. außerdem Hennig 1999, S. 39.

¹⁰⁸ Vgl. Turner 1989(b), S. 65, 82, 85 u. 87. Die Frage, ob der Ritualbegriff und speziell das Modell der *rites de passage* auf moderne Gesellschaften anwendbar sind, bestätigte u.a. auch Christian Marchetti in seiner Untersuchung zum 30. Geburtstag als einem Schwellendatum. Zwar habe der Ritus an Bedeutung verloren, weil inzwischen keine kollektiven Identitäten mehr vorherrschen und der Glaube an die eigene Einzigartigkeit dominiere, aber eben das sei – paradox oder nicht – „der Hintergrund des ritualisierten Antiritualismus, wie des naiven, inflatorischen Ritualismus“. Im kollektiven Ritual „soll Individualität rituell hergestellt werden.“ In: Marchetti, Christian: *Dreißig werden*. Ethnographische Erkundungen an einer Altersschwelle. Tübingen 2005, S. 92. Marchetti stützt seine Argumentation auf Hans-Georg Soeffner: *Rituale des Antiritualismus – Materialien für Außeralltägliches*. In: Soeffner, Hans-Georg 1992: *Die Ordnung der Rituale: Die Auslegung des Alltags 2*. Frankfurt/M., S. 102-131; hier S. 127 u. 129.

¹⁰⁹ Turner 1978, S. 35. Vgl. außerdem ebd., S. 249f. u. 253.

¹¹⁰ Laut Hennig übernehmen Reise und Urlaub in Europa die Position der Heiligenfeste, die über Jahrhunderte den frühneuzeitlichen Alltag in Fest- und Werktagen, in profane und heilige Zeit gliederten und die letztlich das Sein verankerten. Vgl. Hennig 1999, S. 76f. u. 93f.

¹¹¹ Turner: „Keine Gesellschaft kann ohne diese Dialektik auskommen.“ Turner 1989(a), S. 126. Ihm zufolge unterstreicht „nichts Ordnung so sehr wie das Absurde oder Paradoxe“. Turner 1989(a), S. 168. Brian Sutton kommt zu dem Schluss, der eigentliche Zweck des Unordentlichseins bei Fiestas und Charivaris sei der, dass wir „etwas *lernen*“. Sutton, Brian 1972: *The Folkgames of Children*. Austin, S. 17, zit. nach: Turner 1989(b), S. 41. Kursiv im Original.

die Orte außerhalb der Alltagswelt liegen.¹¹² Dazu ließe sich auch der Campingplatz zählen.

2.2 Urlaub als Fest

Dieselbe Wirkung wohnt dem Fest jeglicher Art inne und hier in seiner extremsten Ausprägung insbesondere dem Karneval, in dem Verbotenes erlaubt ist, Ordnungen nicht mehr gelten, in dem leibliche Bedürfnisse prasserisch ohne Reue befriedigt werden. Das Groteske tritt an die Stelle des Zurückhaltenden, das Vorzivilisatorische an die Stelle des zivilisatorisch Bezähmten. Wieder ist, wie im Schwellenzustand, die gewohnte hierarchische, soziale und materielle Ordnung für eine ganz bestimmte Zeit außer Kraft gesetzt. Zeitweilig fallen das „Ideal-Utopische und das Reale“ zu einem „einzigartigen Weltgefühl“ zusammen, schreibt Bachtin in seiner Analyse des mittelalterlichen Karnevals-Marktplatzes.¹¹³ Auch aus diesen Betrachtungen kann man Parallelen zum Urlaub ableiten.¹¹⁴

2.3 Urlaub als Rollenspiel

Ritualzeit und Karneval befriedigen gleichsam den Verwandlungstrieb des Menschen. Ausgehend von Roger Callois Betrachtungen zum Spiel darf man annehmen, dass es sich wiederum auch im Urlaub so verhält. Indem der Mensch kurzzeitig, in einem selbst geschaffenen, fiktiven Universum, in die Rolle eines anderen schlüpft, gelingt es ihm auch hier, der gewöhnlichen Welt mit ihrer sonst unentrinnbaren Persönlichkeitszuweisung zu entfliehen. Freiwillig, zu nichts verpflichtet und folgenlos tut man so, „*als ob*

¹¹² Vgl. Shields Rob 1991: *Places on the Margin*. London / New York; Urbain, Jean-Didier 1994: *Sur la plage*. Paris. Orte, wie die von Shields gemeinten Seebäder oder die Niagarafälle, in denen sich eigene (Urlaubs-)Welten herausgebildet haben, bezeichnet Turner als „dauerhafte ‚liminoide‘ Situationen und Räume“. Ders. 1989(b), S. 87

¹¹³ Bachtin, Michail 1998: *Rabelais und seine Welt. Volkskultur als Gegenkultur*. Frankfurt/M., S. 59. Zum Recht des Körperlichen vgl. Bachtin 1990, S. 138f.

¹¹⁴ Bachtin schreibt, seine Analyse trage „vor allem literaturhistorischen Charakter“. Ders. 1998, S. 166, doch geht der Kulturwissenschaftler Gottfried Korff davon aus, dass Bachtin darin „Struktur- und Funktionselemente hervorgehoben“ hat, welche die Faszination eines neuzeitlichen Festes „erklären können.“ Korff, Gottfried 1989: *Wilde Masken*. In: *Wilde Masken. Ein anderer Blick auf die Fasnacht*. Begleitband zu einer Ausstellung im Haspelturm des Tübinger Schlosses 26. Januar bis 5. März 1989. Tübingen, S. 11-25; hier S. 19.

man der oder jener oder auch dieses oder jenes sei“.¹¹⁵ Aber man tut nur so, das Ganze bleibt ein Spiel, eine Rolle, in die man schlüpft.

Der Statuswechsel, die Umkehrung von Oben und Unten ist allen drei Modellen gemeinsam. Diese Umkehrung wird aber nicht nur, wie am Beispiel der Ritualzeit ausgeführt, als heilsam und lehrreich gedeutet, sondern auch als Lust bringend.¹¹⁶ Im Urlaub kann man sich als Bonvivant, Vagabund und Eingeborener geben. Man kann sich in Bedürfnislosigkeit gefallen oder als vorgeblicher Krösus seine „Herrenmenschen-Phantasien“ ausleben.¹¹⁷ Man kann „*Bauer`* oder „*König/in für einen Tag`*“ sein.¹¹⁸

2.4 Urlaub als Zeitreise

Mit Spode, der seine Überlegung auf Norbert Elias und Max Weber stützt, könnte man außerdem vermuten, der Urlauber oder Reisende tauche in eine vermeintliche Vergangenheit ein. Der Urlaub ist aus dieser Sicht eine „Zeit-Reise mit Rückfahrchein“.¹¹⁹ Man betritt auswärts – oder an den speziellen Orten – Regionen, in denen die Menschen und ihre Kultur vermeintlich auf fast kindliche oder paradiesische Weise noch unverdorben beziehungsweise noch nicht so sehr verdorben sind.¹²⁰ Zu denken wäre beispielsweise an das sogenannte abseitige Fischer- oder Albdorf, doch scheinen mir wiederum auch Bezüge zum Campingplatz denkbar.

¹¹⁵ Vgl. Caillois, Roger: Die Spiele und die Menschen. München / Wien, S. 27f. Keine Jahresangabe, vermutlich die deutsche Erstausgabe des französischen Originals von 1958, S. 12; zit. S. 15. Kursiv im Original. Vgl. auch Hennig 1999, S. 86.

¹¹⁶ Nachvollziehbar genießen es die Staterhöhten, wenn sie von einem anderen Los erfahren und einmal diejenigen demütigen können, die im richtigen Leben über ihnen stehen. Warum aber lassen es sich die Ranghöheren gefallen, in Ritualen erniedrigt zu werden? Turner zog die Abwechslung von der Routine in Betracht oder die verlockende Aussicht, aus dem Ritual erhöht hervorzugehen. Vgl. Ders. 1989(a), S. 190f. Bachtin dachte an die Möglichkeit, „sich von der andächtigen Seriosität zu erholen“. Ders. 1998, S. 62.

¹¹⁷ Weyers, Dorle / Köck, Christoph Köck 1995: Mit Abdullah durch die Welt und mit Birkel zum Mond. Zum kulturellen Sinn des Werbemediums Sammelbild. In: Cantauw 1995 (Hg.), S. 21-40, hier S. 30.

¹¹⁸ Gottlieb, Alma 1993: Urlaub auf Amerikanisch. In: Kagelmann, H. Jürgen (Hg.) 1993: Tourismuswissenschaft: soziologische, sozialpsychologische und sozialanthropologische Untersuchungen. München, S. 77-96; hier S. 83. Kursiv im Original. „Der Urlaub“, ist auch der Pädagoge Felix von Cube überzeugt, „bietet so manchem die Gelegenheit, wenigstens ein paar Wochen im Jahr einen hohen Rang einzunehmen. Im Urlaub kann man sich bedienen lassen, wie es früher nur den ‚Herrschaften‘ vorbehalten war.“ Cube, Felix von 2002.: Besiege deinen Nächsten wie dich selbst. Aggression im Alltag. München, S. 96.

¹¹⁹ Spode 1995, S. 112.

¹²⁰ Spodes Ansatz bezieht sich zunächst auf die Zeit des frühen Tourismus, in dem Bewohner industrialisierter Regionen in die rückständig gebliebene oder sich erst entwickelnde Peripherie reisten. Die Bereisten erschienen aufgrund des unterschiedlichen technischen Fortschrittes in dadurch entstandenen „Ungleichzeitigkeiten“ als Menschen, die im kindlichen Zustand verharrten und die noch auf einer archaischen oder gestrigen Kulturstufe standen. Spode wollte damit nachzeichnen, wie der Tourismus in der Sattelzeit der Moderne entstand. Vgl. Spode 1995, S. 114. Abschließend verallgemeinert er jedoch: „Der atavistische ‚Ausnahmestand‘ scheint kennzeichnend für den Tourismus geblieben zu sein.“ Spode 1995, S. 120.

Die Eigenschaft dieser Restwelten ist es, dass es sich eben um Reste handelt. Die Nischen sind in den Augen ihrer touristischen Betrachter vom zivilisatorischen Elend zwar ausgespart, aber umzingelt und folglich bedroht.¹²¹ Dass Vorstellungen von unverfälschten Orten und natürlich gebliebenen Menschen im Tourismus allergrößte Bedeutung haben, dürfte feststehen. Hennig spricht hier von der „Magie des Unberührten“.¹²² Dass ein seelisches Bedürfnis, oder vielleicht auch nur eine Verliebtheit, nach Originalität, Unverfälschtheit und gestriger Abseitigkeit seit Langem existiert, scheint festzustehen. Das zeigt sich nicht zuletzt anhand der erwähnten frühen Volkskunde, die ihre Binnenexotik auf dem Vorhandensein dieser Sehnsüchte konstruierte bzw. auf sie reagierte.

Dass es die wahre Authentizität gibt, bezweifeln allerdings viele Forscher. Die Echtheit der Erfahrungen, um die Tourismus-Ideologen und Kulturkritiker jahrzehntelang stritten, sei letztlich „wie alle Erfahrung (...) per se konstruiert und synthetisch“.¹²³

Hennig schließt aus Überlegungen zur Imagination und Authentizität von Ferienwelten, dass der Erfahrungsraum Urlaub von kollektiven Wunsch-Bildern, durch Bücher und Filme geprägt und durch die Phantasie geformt ist. Demzufolge verbinden sich Realität und Traum in einer Weise, wie es selbst das Theater, Film oder Drogen nicht zu leisten imstande sind.¹²⁴ Kiefl vermutet in die gleiche Richtung, wenn er meint, dass den Tagträumen, denen sich Touristen am Urlaubsort hingeben, eine aufschlussreiche Bedeutung zukommt.¹²⁵

2.5 Urlaub als Utopie

Ins Glossar aufgenommen werden sollte abschließend noch die Utopie. Der Begriff wird im Zusammenhang mit Urlaub beinahe inflationär verwendet. Das dürfte daran liegen, dass die Bezüge vielfältig sind und aus der Begrifflichkeit vieles von dem ent-

¹²¹ Vgl. Spode 1995, S. 119f.

¹²² Hennig 1997(b), S. 47.

¹²³ Mundt, Jörn W. 1999: Die Authentizität des Geldes. Zur Ökonomischen Entwicklung künstlicher Destinationen. In: Voyage – Jahrbuch, Bd. 3, S. 13-32, hier S. 13. Hinter der Suche nach „Authentizität und Originalität“ steht für Mundt lediglich „die Produktion eines idealisierten Selbst“. Ders. 1993, S. 14. Für Spode war „die ganze Diskussion um die authentische Erfahrung (...) weitgehend müßig“; „Humbug“, erdacht von Kritikern mit „elitären und stark bildungsbürgerlichen Traditionen“. Spode 1995, S. 13.

¹²⁴ Vgl. Hennig 1999, S. 54 u. 98.

¹²⁵ Vgl.: Kiefl 2000, S. 33. Der Feldforscher glaubt, es sei „schwierig – aber auch reizvoll – an den Phantasien, Gedanken und sich damit verbindenden Erlebniserwartungen mancher so scheinbar harmlos vor sich hindösender Urlauber teilzunehmen.“ Ebd., S. 86.

springt – oder in ihr auch wieder zusammenfließt – was schon ausgeführt wurde. Utopie bezeichnet im klassischen Sinne die Darstellung eines idealen Staatswesens, einen Roman, der ein Gegenbild auf drängende Missstände der Zeit zeichnet.¹²⁶ Viele Utopien der frühen Neuzeit nahmen dann bald die Züge märchenhafter Schlaraffenländer an.¹²⁷ Andererseits handelte es sich immer stärker auch um Beschreibungen realer Orte, in denen jedoch latent eine romantische und zivilisationsmüde Inselfsehnsucht zum Vorschein kommt. In den Südseeberichten tritt dann bereits der teils pessimistische, teils lustvoll-schmerzliche Ton hervor, wonach die paradisischen Welten dem Untergang geweiht sind – vergleichbar den letzten scheinbar noch weitgehend unentdeckten Urlaubsgebieten. Der *homme naturel*, der zuvor abgeschieden für sich die unverfälschten Welten bewohnte, wird zum Edlen Wilden, der anklagend auf die Fremden blickt, die zum Untergang seiner Welt beitragen.¹²⁸ Urlaub im Utopievergleich beinhaltet Anspielungen an Schlaraffia und Faulenzia sowie die Vorstellung vieler Menschen, dass auch der Urlaub ein Idealzustand sein soll, der den verbesserungswürdigen und fehlerhaften Alltag ablöst. Somit haftet dem Topos Urlaub im weitesten Sinne eine Spur Gesellschaftskritik an und drückt sich in ihm eine Form von Zivilisationsmüdigkeit aus.

Weyers und Köck verfolgen eine andere Intention, wenn sie meinen, dass der utopische Zug des Urlaubs darin liegt, dass man in ihm vorzugsweise mit modernsten Mitteln die Welt durchreist und sich an komfortablen Plätzen aufhält, also einen Lebensstil pflegt, der wie Science Fiction anmutet. Diese Modernität dient laut den Autoren jedoch nicht nur dem Wohlbefinden, sondern vor allem auch der Distinktion und dem Prestigegegewinn, weil – Pierre Bourdieu zufolge – nämlich da diejenigen Menschen in gesellschaftlich anerkannten Positionen rangieren, die den Ruf des Fortschrittlichen besetzen.¹²⁹

¹²⁶ Gattungsbegründer der literarischen Utopien ist Morus, Tomas 1983: *Utopia*. Stuttgart 1983. Entstanden 1516, siedelt das fiktive Staatskollektiv auf der Insel Utopia (lat.), dem Nirgend-Ort. Als Vorläufer dürfen die mythischen glücklichen Inseln der griechischen Antike gelten. Vgl. Biesterfeld Wolfgang 1982: *Die literarische Utopie*. 2. neubearbeitete Auflage Stuttgart 1982, S. 33f. Grundsätzlich zur Utopie vgl. Steiert, Rudolf 1985: *Kritik und Gegenbild: Zu Funktion und Struktur der Sozialutopie*. In: *Sozialwissenschaftliche Informationen für Unterricht und Studium (SoWi)*, 1985 / 4, S. 253-263.

¹²⁷ Auch diese Geschichten trugen einen revolutionären Kern in sich. Vgl. Ginzburg, Carlo 1996: *Der Käse und die Würmer. Die Welt eines Müllers um 1600*. Berlin, S. 117-119 u. 121; vgl. außerdem Bachtin 1998, S. 61

¹²⁸ Vgl.: Bitterli, Urs 1989: *Die Inseln der Südsee oder die verlorene Utopie*. In: *Utopien – die Möglichkeit des Unmöglichen*. (Interdisziplinäre Vortragsreihe der Eidgenössischen Technischen Hochschule Zürich und der Universität Zürich.) Zürich, S. 57-67.

¹²⁹ Vgl. Weyers und Köck 1999, S. 35 u. 38-40. Science Fiction ist utopiegeschichtlich betrachtet die Übersteigerung der klassischen Utopie. Nachdem die Darstellungsmöglichkeiten geographisch ausgereizt waren, versetzte man die Schauplätze in den Weltraum und in die Zukunft. Vgl. Reinhart Koselleck 1989: *Zur Verzeitlichung der Utopie*. In: Hans-Jürg Braun (Hg.) 1989: *Utopien – die Möglichkeit des Unmöglichen*. Zürich, S. 69-81. Vgl. außerdem Fohr-

Damit kann der Urlaub als Strategie genutzt werden, gleichzeitig verlängert sich damit jedoch der Alltag, in dem ein Kampf um kulturelles Kapital gekämpft wird, in eben den Urlaub hinein.

Diese Schlussfolgerungen lassen sich mit Knebels Aussage vom generellen Leistungsdenken verbinden und ebenso mit seiner These, dass sich Leistung gerade im Urlaub mittels Konsum hervorgehoben darstellen lässt. Und es lässt sich damit auch Kiefls Darstellung erhärten, wonach Pauschal- oder Badeurlaub in einem geringeren Ansehen steht als andere Urlaubsformen.

2.6 Theoriekritik

Zu den vorgestellten Ansätzen finden sich auch Kritik und gegensätzliche Meinungen.¹³⁰ Unklar ist nicht zuletzt der Kernbegriff Urlaub selbst. Es existieren zahlreiche Urlaubs- und Reisetypen, die unterschiedlich bewertet werden. Bausinger meinte, es sei schwer, für die „bunte Welt des modernen Tourismus einen Generalnenner zu finden“ und konnte als „Signatur“ lediglich die „*Grenzenlosigkeit*“ anbieten.¹³¹ Fraglich ist, ob man Reise, Urlaub und Tourismus gleichsetzen kann und wo sich hier das Camping verortet bzw. ob die Bezugnahme zu den oben vorgestellten Thesen überhaupt zulässig ist. Ich denke jedoch, es ist möglich:

In meinem Untersuchungsfeld hatte ich zwar einesteils mit Menschen zu tun, die aus der allernächsten Umgebung anreisten und dem Augenschein zufolge wenig Aktivität entwickelten, während andere von weit her kamen und täglich ein Ausflugsprogramm absolvierten, ehe sie neuen Orten zustrebten.

Im Wesentlichen war ihnen aber gemeinsam: Sie verbrachten in K. ihre Ferien oder einen Teil davon, sie kamen von auswärts, sie hielten sich nicht in heimischer Umge-

mann, Jürgen 1986: Utopie und Untergang. L.-S. Merciers L'An 2440. In: Berghahn, Klaus L. / Seeber, Hans Ulrich (Hg.) 1986: Literarische Utopien von Morus bis zur Gegenwart. Königstein, S. 105-124.

¹³⁰ Zur Idee einer Verwandlung auf Zeit bemerkte etwa Schrutka-Rechtenstamm, dass niemand vollständig aus seiner Haut kann. Man nehme seine kulturelle und individuelle Identität in den Urlaub mit – „so sehr es auch der Wunsch sein mag, eine Gegenwelt zu erleben und im Urlaub ein anderer sein zu wollen.“ Schrutka-Rechtenstamm, Adelheid 1998: Sehnsucht nach Natürlichkeit. Bilder vom ländlichen Leben im Tourismus. In: Gohlis, Tobias / Hennig, Christoph u.a. (Hg.) 1998: Voyage – Jahrbuch für Reise- & Tourismusforschung, Bd. 2: Das Bild der Fremde – Reisen und Imagination. Köln, S. 85-96, hier S. 86. In den erläuterten Pilgervergleichen sieht Rüdiger Hachtmann vor allem eine „ausgeprägte Neigung angloamerikanischer Tourismuswissenschaftler“, touristischen Praktiken „eine ersatzreligiöse Dimension zu unterlegen“. Hachtmann 2007, S. 18; vgl. außerdem ebd. S. 21. Hennig warnt, allzu unbefangen mit den Angeboten zu hantieren. „Tourismus berührt zwar häufig tiefe Erfahrungsebenen (...); er wird aber von zahlreichen Urlaubern zugleich als unverbindliches Vergnügen erfahren.“ Hennig 1999, S. 86.

¹³¹ Bausinger 1991, S. 344.

bung auf und sie füllten ihre Zeit mit anderen Beschäftigungen als daheim – oder behaupteten und glaubten dies zumindest. Von daher betrachte ich diese Menschen als Urlauber und/oder auch als Touristen und Reisende im Sinne der oben angesprochenen Tourismustheorien sowie der oben vorgestellten Thesen. Auf diese Thesen beziehe ich mich, sie erscheinen mir für die Interpretation des Geschehens auf dem Platz hilfreich und zulässig. Speziell zum Camping gibt es außerdem eine kleine Zahl verlässlicher Studien. Sie werden in der vorliegenden Arbeit bei Gelegenheit herangezogen.

Zur Beobachtungsgruppe im Allgemeinen: Neben den originären Campern gab es Durchzügler, die den Platz nur als Anlaufstation zum Wassertanken oder Übernachten benutzen. Sie stellen für mich keine Camper im hier gemeinten Sinne dar. Anders die Kurzzeitgäste, die verschiedentlich in der Studie beschrieben werden. Auch wenn diese kein Campingleben im großen Stil entfalteten, stehen sie im Bezug zum Camping. Andernfalls hätten sie andere Logiermöglichkeiten genutzt. In die Betrachtung mit aufgenommen werden zudem Dauercamper und Jugendliche, und zwar aus folgenden Gründen: Jugendliche und Dauercamper prägten nicht nur die Atmosphäre von K. auf besondere Weise, sie prägten auch die Atmosphäre anderer Plätze. Zudem unterscheiden sich Jugendliche in vielen Camping- oder Urlaubs-Gewohnheiten nicht allzu sehr von älteren Campern, mochte es ihnen in K. auch in allererster Linie darum gehen, Partys zu feiern. Was Dauercamper angeht, bieten sie sich zudem an, Vergleiche zu ziehen, da es sich bei ihnen angeblich um die Antipoden der ‚richtigen‘ Camper handelt, um „KleingärtnerInnen“ und „Gartenzwergzüchter“¹³², wie sie immer wieder geringschätzig bezeichnet werden.¹³²

¹³² Hofmann, Gabriele 1994: Zur Einführung: DauercamperInnen, KleingärtnerInnen und ForscherInnen – von Sichtweisen und Blickwinkeln. In: Gabriele Hofmann (Hg.) 1994: Über den Zaun geguckt: Freizeit auf dem Dauercampingplatz und in der Kleingartenanlage (Schriftenreihe des Instituts für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie der Universität Frankfurt am Main, Bd. 45). Frankfurt/M., S. 9-18; zit. S. 13.

III. Feldforschung an der „Arbeitsstelle“

1. Zugang zum Feld

Die Idee, einen der größten und umsatzstärksten Campingplätze Deutschlands in das Zentrum einer Studie zu stellen, verdichtete sich, als mich im Juli 2003 ein Anruf aus K. erreichte. Zwischen 1988 und 1993 hatte ich mehrfach auf dem Platz gearbeitet. Nun war ein Mitarbeiter verunglückt. Ob ich nicht ein paar Tage aushelfen könne? Ich verspürte keine Neigung, mich dem in der Einleitung beschriebenen Chaos auszusetzen, zumal in der Hitze dieses extrem heißen Sommers nicht. Dann wieder sah ich den Aufenthalt als Chance für eine Forschung. Also sagte ich zu. Aus den angeforderten paar Tagen wurden so sieben Wochen mit Fortsetzungen in den kommenden Sommern.

Die Frage, die sich mir unabhängig von dieser Arbeit seit meinem ersten Aufenthalt in K. immer wieder stellte, lautete, was junge und alte Menschen beiderlei Geschlechts dazu bringt, in dieser Menge und Enge ihre Ferien zu verbringen.

Zunächst war meine Abscheu geweckt, dann erwachte meine Faszination. Hermann Bausinger stellte fest, die meisten urlaubenden Menschen würden sich nicht zu weit vom Gewohnten entfernen.¹³³ K. schien auf den ersten Blick das Gegenteil des Gewohnten zu sein, ein Ausnahmezustand. Beim zweiten Blick verkehrte sich diese Sicht, da sich die alltäglichen Verrichtungen der Camper und Dauercamper eben doch nicht sonderlich von denen zu Hause unterscheiden – einkaufen, putzen, kochen, an der Ausstattung basteln. Seltsamerweise empfinden Camper ihr Urlaubsleben offenbar aber als ganz anders als das daheim. Der Alltag scheint ihnen weit entfernt. So war ich anfangs angetreten, die Zusammenhänge als Irrtümer zu entlarven, in einer Weise, wie das schon meine Vorgänger in diesem Feld getan hatten. Erst später entdeckte ich, dass ich mich selber in einem Irrtum befand. (Auch) aus diesem Grund musste ich mich verschiedentlich neu orientieren, meine Annahmen mehrfach überdenken.

2. Methode

Von Anfang an beabsichtigte ich, diese Studie in Form einer teilnehmenden Beobachtung zu gestalten. *„Direkt in das zu untersuchende soziale System gehen und dort in der*

¹³³ Vgl. Bausinger, Hermann 1991: Grenzenlos ... Ein Blick durch den modernen Tourismus. In: Ders. (Hg.): Reisekultur: von der Pilgerfahrt zum modernen Tourismus. München, S. 343-353; hier S. 350.

*natürlichen Umgebung Daten sammeln*¹³⁴ – das verheißt Abenteuer und Authentizität. Doch ist die Methode der teilnehmenden Beobachtung nicht unumstritten. Sie musste und muss sich immer wieder gegen Zweifel verteidigen.¹³⁵ Verfechter des kritischen Rationalismus und die Mehrzahl der Soziologen tun sie weiterhin als lediglich explorative Vorphase ab.¹³⁶ Ich teile hingegen die Ansicht, dass qualitative Methoden „den subjektiven Sichtweisen der untersuchten Personen, ihren Wertvorstellungen, ihren Konstruktionen von sozialer Realität mehr Aufmerksamkeit“ entgegenbringen als quantitative. Anders als Zählverfahren, die nur Ausschnitte der Wirklichkeit anvisieren, erschließt die teilnehmende Beobachtung komplexe Forschungsfelder und erfasst weitreichende Interaktionsmuster und Gruppenbildungsprozesse. Auch ist es so, dass nur innerhalb dieser Methode das Feld seine „Eigenart“ einbringen,¹³⁷ oder, wie der Tübinger Volkskundler Utz Jeggle sagte, seine Poesie entfalten kann.¹³⁸

Während meines Feldaufenthaltes führte ich unumgänglich auch Gespräche, die sich dann oft zu kleineren Interviews ausweiteten. Hinzu kamen weitere Befragungen außerhalb des Platzes, mit denen ich gezielte Nachuntersuchungen anstellte, um Details zu klären.¹³⁹ Diese Gespräche waren dialogisch angelegt und von dem Anspruch geleitet, tiefgründiger zu sein als vorhandene touristische Motivationsforschungen. Gegen derartige Umfragen spricht etwa nach Ansicht Spodes, dass letztlich unklar bleibt, was die

¹³⁴ Atteslander 2006, S. 88.

¹³⁵ Nachdem die Chicago School of Sociology der qualitativ-teilnehmenden Beobachtung ab etwa 1920 mit ihren Großstadtstudien zu Anerkennung verholfen hatte, verlor das Verfahren mit dem „Siegesszug der quantitativen Methoden“ zwischen 1950 und 1980 zunehmend an Gewicht. Neuerdings hat es wieder Boden gut gemacht. Atteslander 2006, S. 69. Zum Positivismusstreit sowie zur Hermeneutik- und Ideologiekritik-Debatte vgl. Helferich, Christoph 2002: Geschichte der Philosophie. Von den Anfängen bis zur Gegenwart und Östliches Denken. München, 442-444. Unter den Volkskndlern, die maßgeblich zur Renaissance der qualitativen Verfahren beigetragen haben, ist Utz Jeggle zu nennen. Der Empirische Kulturwissenschaftler kämpfte beständig für eine „Rückgewinnung der ethnographischen Dimension“ und stellte in zahlreichen Studien deren Tauglichkeit unter Beweis. Ders.: Zur Geschichte der Feldforschung in der Volkskunde. Jeggle, Utz 1984: Feldforschung: Qualitative Methoden und Kulturanalyse (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, hg. von Bausinger, Hermann / Jeggle, Utz / Korff, Gottfried Korff u.a.; 62. Bd.). Tübingen, S. 11-46; hier S. 13.

¹³⁶ Laut dieser Sichtweise nutzen Feldaufenthalte der Sondierung, sind jedoch außerstande, eine „strukturierte Beobachtung“ zu erbringen. Atteslander 2006, S. 82. Ergänzt wird die Kritik durch Vorwürfe an die erzählerische Darstellungsform und die Behauptung, die Studien seien weder repräsentativ noch intersubjektiv überprüfbar. Ebd. 2006, S. 93.

¹³⁷ Vgl. Atteslander 2006, S. 72; zit. S. 82.

¹³⁸ Zu den Anregungen, die Jeggle mit dem Wort von der Poesie des Feldes gab, vgl. Eisch, Katharina / Hamm, Marion (Hg.) 2001: Die Poesie des Feldes: Beiträge zur ethnographischen Kulturanalyse (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen; Bd. 93). Tübingen.

¹³⁹ Vgl. Schmidt-Lauber, Brigitta 2007: Feldforschung – Kulturanalyse durch teilnehmende Beobachtung. In: Silke Götttsch / Albrecht Lehmann (Hg.) 2007: Methoden der Volkskunde: Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie. 2. überarbeitete Auflage Berlin, S. 219-248; hier S. 229.

Befragten eigentlich im Einzelnen meinen. Die auf Schlagworte und Gegensatzpaare reduzierte Motivation bleibt damit eine „beliebig füllbare Leerstelle“.¹⁴⁰

Nicht zuletzt stützte ich meine Überlegungen auf Bilder, die ich im Lauf der Jahre auf dem Platz fotografiert habe.¹⁴¹ Die vorliegende Arbeit ist somit keine rein ethnographische Studie, sondern sie arbeitet mit einem Methodenplural,¹⁴² doch sehe ich dadurch den perspektivenreichen und multimethodischen Zugang geschaffen, der die besondere Spezifik der Volkskunde prägt.¹⁴³

Die Auswertung der Daten erfolgt mittels Vergleich bereits vorliegender Erkenntnisse und mittels der Hermeneutik als zirkelförmige Herangehensweise des kritischen Sinn-Verstehens, wobei die Niederschrift von Ergebnissen und Zwischenergebnissen Teil dieses Prozesses ist.¹⁴⁴

Was die Darstellung angeht, habe ich, Brigitta Schmidt-Lauber folgend, versucht, die Datenerhebung für die Leser nachvollziehbar zu machen, die „kritische Reflexion des Forschungsverlaufs“ im jeweiligen Kontext nachzuzeichnen sowie die „Prämissen der Interpretation“ offenzulegen.¹⁴⁵ In Anlehnung an Regina Bendix, die nicht nur forderte, persönliche Erfahrungen, sondern sogar die eigene Körpererfahrung als Quellenwert in den Wahrnehmungsprozess einzubringen, habe ich außerdem konkrete Personen beschrieben. So sollten Orte und Atmosphären nachvollziehbar und Handlungen und Le-

¹⁴⁰ Spode 2003, S. 12. Nicht viel mehr über den Inhalt der geäußerten Ferienwünsche sagen, „als dass es etwas Positives und Nicht-Alltägliches sein soll.“ Ebd. Hennig argwöhnt, die Probanden würden womöglich nur innerhalb der sozialen Erwünschtheit antworten. Vgl. Hennig 1997(b), S. 40. Ebenso nimmt Kiefl an, intimere und gesellschaftlich weniger anerkannte, oder gar verpönte Urlaubsgründe würden in solchen Befragungen ganz verschwiegen. Vgl. Kiefl 2000, S. 12. Es ist auch möglich, die Befragten irren sich über ihre Motive oder es handelt sich nur um unverbindliche Absichtserklärungen. Vgl. Hartmann, Rudi 1988: Combining field methods in tourism research. In: *Annals of Tourism Research*, 15 / 1, 1988, S. 88-105. Zit. nach Keul / Kühberger 1996, S. 29. Andere Motive sind möglicherweise so diffus, dass sie den Befragten nicht gegenwärtig sind oder nicht in einem einzigen Begriff formuliert werden können. Vgl. Kiefl 2002, S. 53-55, 59 u. 61-65. Zum Charakter offener Interviews vgl. Froschauer, Ulrike / Lueger, Manfred 2003: *Das qualitative Interview*. Wien, S. 51-79.

¹⁴¹ Einer genauen Analyse habe ich die Bilder nicht unterzogen, weil ich ihnen, wie das in der Volkskunde häufig der Fall ist, zunächst nur „eine überwiegend dokumentierende und illustrative Rolle“ zugeordnet hatte und keine methodische Reflexion zugrunde lag. Hägele, Ulrich 2007: *Visual Folklore. Zur Rezeption und Methodik der Fotografie in der Volkskunde*. In: Götsch / Lehmann (Hg.) 2007, S. 317-342; hier S. 317.

¹⁴² Der Methodenmix ist nicht ungewöhnlich und kann angewandt werden, um Schwächen einer bestimmten Methode zu korrigieren. Vgl. Atteslander 2006, S. 38. Eine leidenschaftliche Fürsprache, den Methodenpluralismus stärker anzuwenden, findet sich bei Kiefl, Walter 2002: *Schlaraffenland, Bühne und Ventil: Ein Plädoyer für den ganz normalen Bade- und Pauschaltourismus (= Tourismuskunde, Bd. 9)*. München / Wien, S. 74-76 u. S. 79.

¹⁴³ Vgl. Schmidt-Lauber 2007, S. 219.

¹⁴⁴ Ursprünglich auf die Deutung von Texten angewandt. Der Philosoph Hans-Georg Gadamer darf als Begründer der Methode angesehen werden. Vgl. Gadamer, Hans-Georg 1960: *Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik*. Tübingen. Insgesamt verläuft der Forschungsprozess nicht „uni-linear sondern reflexiv und vielfach rückkoppelnd“. Atteslander 2006, S. 90. Kursiv im Original. Vgl. außerdem zur Methode: Alemann, Ulrich von (Hg.) 1995: *Politikwissenschaftliche Methoden: Grundriss für Studium und Forschung*. Opladen, S. 51 u. 56.

¹⁴⁵ Schmidt-Lauber 2007, S. 236.

bensumstände sichtbar werden.¹⁴⁶ Auch Originalaussagen und Zitate aus schriftlichen Quellen sind nach dieser Empfehlung eingeflossen.¹⁴⁷ Ich bringe zudem meine eigene Person in die Beschreibung ein. Der Leser soll sich in meine Rolle hineinversetzen können; in die eines Angestellten, der dem Platz zunächst mehrere Jahre ohne forschersches Interesse oder Vorwissen als Angestellter mit unreflektierten Ideen über Tourismus begegnete und der dann, mit dem Anspruch einer Untersuchung zurückgekehrt, nicht mit einem geforderten „Mindestmaß“ am Geschehen teilnahm, sondern die Realität auf dem Platz mit-strukturierte; der jene soziale Realität mit-produzierte, die er hinterher wieder zu entschlüsseln suchte. Es geht darum, dem Leser die notwendige zweifache Dechiffrierung zu ermöglichen.¹⁴⁸

Nicht zuletzt habe ich versucht, den Rat Utz Jeggles zu beherzigen, wonach eine ethnographische Darstellung sprachlich so angelegt sein soll, dass sie „die Leute zum Mitdenken verführt.“¹⁴⁹

3. Eigenarten des Feldes

Als Einweiser war ich in die zu untersuchende Situation involviert und auf die Perspektive eines Angestellten festgelegt. Daraus erwachsen zunächst Vorteile in Bezug auf den Partizipationsgrad. Schon beim Einweisen, beim An- und Abklemmen des Stroms kamen einige der Fragen, die mich interessierten, automatisch zur Sprache. Es traten jedoch auch Schwierigkeiten auf.

3.1 Praktische Schwierigkeiten

Die praktischen Schwierigkeiten waren zunächst rein physischer Art. Die Bemerkung, „Du arbeitest auf dem Campingplatz? Toll, da verbindest du Urlaub mit Geldverdienen?“, habe ich oft gehört. In K. begann der Dienst jedoch für alle Angestellten um sie-

¹⁴⁶ Bendix, Regina 2006: Was über das Auge hinausgeht: Zur Rolle der Sinne in der ethnographischen Forschung. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde, 102 / 2006, S. 71-84.

¹⁴⁷ Schmidt-Lauber 2007, S. 236.

¹⁴⁸ Gegen die Kritik einer (überbordenden) Selbst-Thematisierung des Forschers wendet Atteslander ein, es werde über den Feldzugang in der wissenschaftlichen Literatur viel zu wenig berichtet. „Durch diesen Umstand geht der umfangreiche und wesentliche Erfahrungsschatz einzelner Forscher verloren.“ Ders. 2006, S. 51. Demgegenüber bemängelte Clifford Geertz eine „ziemlich introspektive Wendung“ in der jüngeren Ethnographie: Geertz, Clifford 1990: Die künstlichen Wilden: Anthropologen als Schriftsteller. München / Wien 1990, S. 81. Um seine Darstellungen glaubhaft zu machen, lege der Betreiber einen wesentlichen Schwerpunkt seiner Studie darauf, selber als glaubhaft zu erscheinen. Vgl. ebd.

¹⁴⁹ Jeggles, Utz 1980: Zugangsweisen: Kultur und Gesellschaft. In: Ästhetik und Kommunikation, 42 / 1980, S. 99-105; hier S. 101.

ben Uhr morgens und endete für die Rezeption um zehn Uhr abends, in früheren Jahren sogar erheblich später. Freie Tage gab es keine. Manchmal fand man als Rezeptionsangestellter in der Hochsaison aufgrund des fortlaufenden Betriebes nicht einmal ausreichend Zeit zum Mittagessen. Wegen der permanenten Hektik einerseits und der Gleichförmigkeit des täglichen Dienstes andererseits reifte unter den meisten Angehörigen der Rezeption im Lauf der Wochen eine Art Lagerkoller. In meiner ersten Saison 1988 setzten mir Magenprobleme zu; während einem Kollegen der Stress scheinbar tagsüber nichts anhaben konnte. Hingegen knirschte er nächtens im Schlaf derart mit den Zähnen, dass ihm ein Zahnarzt in aller Eile eine Schiene anfertigen musste. Ein weiterer Kollege, verantwortlich für die Pforte, sah 2003 im Traum seinen Wohnwagen von Horden umstellt, die näher rückten und ihn zu zerquetschen drohten. Auch gestand mir der ehemalige stellvertretende Rezeptionsleiter Wolfgang P., er habe alles, was ihm bei seiner Anwerbung in einer Tübinger Altstadtkneipe über K. erzählt wurde, für übertrieben gehalten. Sein erster Tag in K. erschütterte P., der damals, Mitte der 1990er-Jahre, 40 Jahre alt war, eigener Schilderung zufolge wie ein Kulturschock. Einmal habe er damals kurz davon gestanden, einfach loszuweinen.

Für systematische Beobachtungen oder ausführliche Gespräche, gar Interviews, fehlte, von der Zeit abgesehen, die notwendige Konzentration. In der Hochsaison sollte man hier den Streit um einen Parkplatz schlichten, dort im Strom-Verteilerkasten nach dem Rechten sehen. Hier fragte ein weinendes Kind „Wissen Sie, wo meine Mama ist?“, dort sorgte ein Auffahrunfall für Gebrüll und an einer Stelle ging es nicht weiter, weil der Fahrer eines Wohnmobils verschwunden war, nachdem er nur kurz austreten wollte, sich dann aber bei der Rückkehr ernstlich verlaufen hatte. Hinzu kam die ständige Sorge in der Hektik einen Platz verkehrt belegt zu haben. Das konnte weitreichende Komplikationen bis hin zu juristischen Klagen nach sich ziehen, denn oftmals war man nicht in der Lage, Ersatz zu bieten beziehungsweise die Kunden lehnten den Ersatz ab. Es fühlte sich an, als ob der Kopf braust.

Aufgrund des Geschäftsaufkommens konnte ich oft nicht mehr tun als Eindrücke aufzufangen und sie, Stunden, nachdem sie sich ereignet hatten, in Stichworten auf Papier bringen, sofern ich nicht vergessen hatte, was mir aufgefallen war. Irgendwann legte ich allerdings eine anfangs vorhandene Scheu ab und begann, auch während der Arbeit Stichworte zu notieren oder Antworten in Gegenwart der Camper direkt mitzuschreiben.

Das verbesserte die Situation.¹⁵⁰ Hinderlich war wiederum, dass mich, wenn ich aus K. zurückkehrte, regelmäßig eine Unlust, eine Art leichter Traumatisierung, davon abhielt, die Eindrücke sogleich aufzuarbeiten. Ich wollte nicht mehr an Camping erinnert werden, und so ging es, Erzählungen zufolge, auch anderen Angestellten.

Wäre es deshalb nicht am besten gewesen, mich als passiver Beobachter ganz auf die Forschung zu konzentrieren – in der Rolle des Campers oder Flaneurs?¹⁵¹

Ich unternahm einen entsprechenden Versuch im Jahr 2005. Als ich jedoch nicht mehr auf dem weithin erkennbaren Dienstfahrrad saß, kamen die Unterhaltungen nur noch schleppend in Gang. Wenn die Gäste auch sonst gerne über ihre Urlaubsform sprachen und sich offenkundig über das Interesse daran freuten, so betrachtete man mich jetzt doch eher misstrauisch.

Ich war aber vor allem gegenüber der Direktion auf meine Feldrolle angewiesen. Die Betreiber hätten es nicht gerne gesehen, wenn jemand nach Informationen stöbernd über den Platz streift – weder als Mitarbeiter, der eigentlich seinen Dienst zu tun hat, noch als privater oder offiziell angemeldeter Forscher. Was außerhalb der Routine verlief, was für Unruhe oder Gesprächsstoff hätte sorgen können, war im Angestelltenkreis gefürchtet. Wenn man es mit Medienvertretern oder Behörden zu tun hatte, wenn selbstbewusste Fremde auf einen zutraten, wenn Unbekannte nicht in die Schablone der sonstigen Gäste passten, war man alarmiert und schaltete vorsichtshalber einen leitenden Angestellten ein. Kein Mitarbeiter wollte derjenige sein, der nicht aufgepasst hatte, wenn später Komplikationen auftraten. Lieber gar keine Publicity als eine, die dem Bild vom geordneten Familien-Camping zuwiderläuft. Wachsam sein. So war man als Mitarbeiter gedrillt, das war die Devise, die alle verinnerlicht hatten – und die im Sinne eines funktionierenden Betriebs sicher sinnvoll war. Hätte ich die Direktion über mein Forschungsinteresse eingeweiht und um Erlaubnis gefragt, hätte dieses Misstrauen auch mich getroffen. Ich wäre bestimmt aufgefordert oder gebeten worden, Rechenschaft

¹⁵⁰ Die Forschung geht davon aus, dass eine Protokollierung „sehr häufig störend wirkt“ und die Situation beeinträchtigt. Atteslander 2006, S. 83. Die von mir Befragten vergaßen indessen meistens sehr schnell, dass sie sich in einer Interviewsituation befanden. Empfehlungen zufolge soll man unstrukturierte Beobachtungen sofort aufzeichnen, da Protokolle aus länger zurückliegender Erinnerung eine spezifische Selektivität aufweisen. Vgl. Atteslander 2006, S. 82.

¹⁵¹ Zur Frage, offene oder verdeckte Teilnahme?, vgl. Atteslander 2006, S. 77-79 u. 83-85; außerdem Jeggler 1984, S. 34. Jeder Forscher verändert die vorgefundene Umgebung, selbst wenn er nur mit einem „*Mindestmaß*“ am sozialen Geschehen teilnimmt. Atteslander 2006, S. 88. Kursiv im Original. Michel Leiris behauptete sogar, die bloße Anwesenheit des Beobachters stelle einen Eingriff dar. Vgl. Leiris, Michel 1987: Die eigene und die fremde Kultur. Frankfurt/M., S. 54.

über mein Tun abzulegen und man hätte möglicherweise versucht, Einfluss zu nehmen. Daher kam die offene Rolle des Forschers nicht in Frage. Um etwas zu beobachten, konnte ich mich nicht einfach so auf dem Platz aufhalten, ich musste dort arbeiten. Die „Doppelaktivitäten“¹⁵² waren nicht zu vermeiden.

Als problematisch erschien mir außerdem die eingangs erwähnte Neuorganisation des Platzes. Jahrzehntlang wurde K. auf maximale Auslastung hin gemanagt. Nach einem Führungs- und Generationswechsel in der Betreiberfamilie hatte man die Richtlinien umgestellt, der Platz veränderte sich baulich sehr stark. Zunächst wurde die Jugendwiese geschlossen, auf der bis zum Jahr 2003 Sommer für Sommer mehr als 1.000 Teenager wochenlang Partys gefeiert hatten. Die enge Einfahrt zum Gelände wurde verbreitert, und anstelle der alten Holzhütte errichtete man eine neue, zweistöckige Rezeption aus Stahl und Glas, die atmosphärischen Luxus ausstrahlt. Längs der Hauptdurchfahrt, wo man früher die missliebigen Einheiten abstellte, entstand eine Reihe von „Komfortplätzen“, für welche die Mieter heute aufgrund des Wasser-, Strom- und Kabelanschlusses erhebliche Aufpreise bezahlen müssen. Außerdem verlegte man nach erfolgreichen Grundstücksverhandlungen einen eigenen Weg für die Spaziergänger und Radfahrer, die nicht Gäste des Platzes sind. Die Strecke führt nicht mehr durch den Platz hindurch, sondern daran vorbei. Das einstige Gewimmel auf dem Hauptweg verringerte sich dadurch erheblich. Hinzu kam die Schaffung zahlreicher neuer Service-Leistungen. Weiter ließ man den größten Teil der zuvor unstrukturierten Flächen parzellieren, führte verbindliche Straßennamen ein und etablierte an Ostern 2007 ein neues Belegungssystem. Ein Großteil des Anmeldungs-Betriebs funktioniert nun so, wie man sich das gemeinhin vorstellt: Der Gast begibt sich bei seinem Eintreffen zur Rezeption, meldet sich an, berät sich mit den Angestellten, erhält eine Platznummer und wird anschließend zu seiner Parzelle begleitet. (Wie das Verfahren früher ablief, erläutere ich an passender Stelle.) Außerdem kann man inzwischen reservieren, was bis dato nicht möglich war. Weiter

¹⁵² Atteslander 2006, S. 84f. Daraus folgt, dass ich den Betreiber und seine engeren Mitarbeiter bewusst getäuscht habe. Zu meiner forschungsethischen Rechtfertigung kann ich vorbringen, dass ich nicht angetreten bin, um Spionage zu betreiben oder gar den Betrieb zu denunzieren. Der Ferienpark K. sollte ursprünglich nur als exemplarisches Beispiel in die geplante Studie einfließen. Doch nahm er im Verlauf der Forschung eine immer wichtigere Stellung ein. Während sich andere Milieuforscher darüber sorgen, ob ihre stigmatisierten und subalternen Gewährsleute nach Bekanntwerden der Forschungsergebnisse und der Identifizierung des Feldes von ihren Vorgesetzten drangsalieren werden, ist es in meinem Fall das Befinden der Direktion, das mich moralisch belastete. Zu forschungsethischen Fragen vgl. Atteslander 2006, S. 97f. Zu Reserach-up-Studien vgl. Warneken, Bernd Jürgen / Wittel, Andreas 1997: Die neue Angst vor dem Feld. Ethnographisches research up am Beispiel der Unternehmensforschung. In: Zeitschrift für Volkskunde, 93. Jg. 1997, S. 1-16.

erhält heute jeder Besucher einen detaillierten Lageplan. Zuvor waren die Pläne bewusst schematisch gehalten. Wer etwas auf dem Platz wollte, war gezwungen, an der Pforte vorstellig zu werden und sich anzumelden. Das hatte nicht nur den Zweck, die Besuchergebühren zu bekommen, es diente auch der Kontrolle.

Schließlich wurden für die Mitarbeiter Vorschriften erlassen, die es vorher nicht gab. Ein Großteil dieser Mitarbeiter war neu. Schon die Planung des Platz-Umbaus wurde demonstrativ ohne den Kreis der alten Berater vorangetrieben. Rezeptionschef Roger H. wurde, nachdem er dort 30 Jahre in der Hauptsaison tätig gewesen war und den Betrieb wesentlich mitgeprägt hatte, wenige Tage nach Eröffnung der neuen Anmeldung entlassen. Eine Saison später wurde Wolfgang P. nahe gelegt, zu gehen, er passe nicht mehr zum neuen Stil. Den übrigen Mitarbeitern und Zeitkräften gab man zu verstehen, dass alle diejenigen ebenfalls mit einer Entlassung rechnen müssen, die sich dem neuen Kurs verweigern. (Dass ich mit Roger H. und Wolfgang P. zwei Informanten und intimste Kenner des Platzes verlor, war insofern weniger bedeutsam, als es in K. im Grunde keine Betriebsgeheimnisse gab, die gut genug versiegelt waren, um nicht aus verschiedensten Quellen früher oder später über den Platz zu dringen.)¹⁵³

Der Umbau erfolgte nicht, weil es an der Zeit war, den in die Jahre gekommenen Platz zu renovieren, dahinter stand vielmehr ein erklärtes, mit enormem Aufwand und großen Kosten verfolgtes Ziel, nämlich, dem Betrieb ein neues Image und eine neue Arbeits-Taktung zu geben. Das war nach außen hin offensichtlich und für jedermann deutlich erkennbar, ich weiß es aber auch aus Unterhaltungen mit dem Betreiber, dem ich in gewisser Weise freundschaftlich verbunden war.

Damit prallten zwei Ideologien aufeinander. Diejenige der alten Mitarbeiter und Berater, die seit Jahrzehnten mit Führungsaufgaben betreut gewesen waren: sie setzten in der zeitlich extrem begrenzten Hochsaison weniger Sommerwochen auf den bisherigen Kurs. Das waren Massenabfertigung und günstige Preise bei vollem Betrieb sowie monatelange 12- bis 14-Stundenschichten einer Mehrheit der Mitarbeiter. Dem gegenüber stand die Vorstellung des Betreibers und seiner Berater, die einen mit vielen Serviceleistungen ausgestatteten Ferienpark verwirklichen wollten. Jede der beiden Gruppen

¹⁵³ Zu Gewährleuten und zur Felderschließung mittels Kontaktpersonen vgl. Atteslander 2006, S. 90f. Dass im Feld „jedes vermeintlich nebensächliche Gespräch (...) nicht nur ein Alltags- sondern zugleich ein Forschungsgespräch“ ist, stellte Schmidt-Lauber fest. Dies. 2007, S. 229.

sagte der jeweils anderen wirtschaftlich den Untergang voraus, wobei beide Seiten durchaus plausible Argumente vorbrachten. Eine Anfrage meinerseits ergab, dass die gesamte Campingbranche über dieses grundsätzliche Problem nachdenkt und letztlich noch keine Antwort gefunden hat, was letztlich bei der Mehrheit der Gäste besser ankommt: Der eher rudimentär ausgestattete Platz oder die Einrichtung, die wie ein Freizeitpark ein Rundum-Angebot bereithält.¹⁵⁴

Mit dem Umbau, der neuen Arbeitsweise und einem neuen Rezeptionspersonal änderte sich mehr als das Aussehen des Ferienparks, die Atmosphäre wurde eine andere. Das anarchisch anmutende Areal, „Kraut und Rüben“, das gerade auch wegen seines Durcheinanders für viele Kunden eine Attraktion darstellte, existiert in der bisherigen Form nicht mehr.¹⁵⁵ Ich fragte mich nun, ob es überhaupt noch möglich war, den in Transformation befindlichen Gegenstand weiter zu bearbeiten. Ich denke, es war möglich, da viele Muster erhalten geblieben sind. Später kam mir zudem die Einsicht, was für einen zentralen Punkt der Wandel darstellt. Campingleben ist nicht überzeitlich, auch hier ändern sich Vorlieben und finden Modernisierungsschübe statt. Da ich nicht durch vorab formulierte Hypothesen festgelegt war, konnte ich entsprechend reagieren. Es erwies sich hier der Vorteil der teilnehmenden Beobachtung, die sich eben durch ihre Flexibilität auszeichnet.¹⁵⁶

3.2 Methodische Schwierigkeiten

Es existieren jedoch auch grundsätzliche Nachteile der Methode. Dazu gehört, dass der aktive Teilnehmer in Gefahr schwebt, sich die Blickweise der von ihm Beforschten oder anderer Akteure im Feld anzueignen. Durch die Partizipation kann die Distanz zum Ge-

¹⁵⁴ Siehe Anhang der hier vorliegenden Studie, S. 216f.

¹⁵⁵ Davon unabhängig entfalteten sich die Sommer ab 2004 nasskalt. Schwierig zu sagen, ob der Rückgang durch die neue Atmosphäre begründet oder mitbegründet war, ob es sich also um eine Verweigerung des Publikums handelte, oder ob Anlaufschwierigkeiten und vollkommen anderweitige Ursachen ihre Wirkung zeigten. Die Umstrukturierung war zu kurz abgeschlossen, um beurteilen zu können, welche Resultate sie langfristig bringen würde. Zum Vergleich: Der Jahresdurchschnitt der Anreisen lag bei 11.000. In der Spitzensaison 2003 zählte man zwischen April und Oktober 15.000 Anmeldekarten, der Übernachtungs-Gesamtumsatz belief sich auf 1,2 Millionen Euro. Anschließend folgten Einbußen. In den Jahren 2006 und 2007 registrierte man nur noch zwischen 6.000 und 7.000 Anreisen. In jüngerer Zeit sollen sich die Zahlen Gewährsleuten zufolge wieder erhöht haben.

¹⁵⁶ Vgl. Atteslander 2006, S. 70-72, 81f., 89f. u. 92f. Zu der Möglichkeit, teilnehmende Beobachtung stärker zu strukturieren oder kleinere Beobachtungseinheiten zu wählen, vgl. grundsätzlich Atteslander 2006, S. 79-83 u. 88f.; außerdem Schmidt-Lauber 2007, S. 227. Eine Liste von Beispielen für stark strukturierte und standardisierte Feldbeobachtungen findet sich bei Keul, Alexander G. 1988: Ameisenstraße für Individualisten – Feldbeobachtungen im Städtetourismus. In: Bachleitner (Hg.) 1998, S. 138-144.

genstand verlorengelassen.¹⁵⁷ Als Mitglied der Rezeption bestand für mich die Gefahr allerdings nicht darin, mich in der Denkweise der Camper zu verlieren – sondern in derjenigen der Rezeption. Dass Touristenschelte nicht auf bestimmte Schichten der Gesellschaft beschränkt ist, wurde dargelegt. Beim Rezeptionspersonal in K. handelte es sich jedoch nahezu ausschließlich um Angehörige aus der Bildungsschicht, um Akademiker, Studenten und solche, die auf diesem Weg gescheitert waren, also Angehörige einer Gruppe, die aus den dargelegten Gründen womöglich besonders anfällig für Überheblichkeit gegenüber dem „massentouristischen Menschen“ sind.¹⁵⁸ Erschwerend hinzu trat aber noch eine zweite Art Kundenverachtung, die wiederum nicht auf diesen Kreis und nicht auf K. beschränkt sein dürfte. Wie mir Kollegen und Gewährsleute aus Dienstleistungsbereichen bestätigten, ist es bei vielen von ihnen so, dass sie ihrer Kundenschaft im Laufe einer Saison zunehmend Unlustgefühle entgegen bringen. Der Grund dafür liegt im allmählichen inneren Ausbrennen. Unaufhaltsam verödet die tägliche Routine zur Monotonie. Aufgrund der situationsbedingt immer gleichen Fragen und Beschwerden neigt man dazu, das Denken der Gäste insgesamt für uniform zu halten.¹⁵⁹ Zu den Fragen gehörten in K. etwa stereotype Erkundigungen nach dem Wetter, bei denen sich oft herausstellte, dass der Gast die Antwort längst wusste, weil er sich vor dem Reiseantritt mit dem Wetterbericht beschäftigt und auf der Herfahrt die Wetternachrichten aufmerksam verfolgt hatte. Dazu gehörten außerdem Fragen nach Dingen, die auf Schildern angeschrieben stehen oder in Prospekten ausführlich dargelegt sind. Jede Abteilung des Platzes, ob Supermarkt, Büro oder Reinigungsteam hatte ihren eigenen Schatz von Anekdoten, was für Patzer und Schnitzer sich Gäste schon geleistet hatten. Die immer wieder vorgetragenen Erzählungen im Kreise alter oder neuer Mitarbeiter schlossen mit Bemerkungen wie: Unmöglich. Das glaubst du nicht, was du hier drin

¹⁵⁷ Für einen „complete participant“, wie ich es als Angestellter war, besteht immer die Gefahr, dass die Identifikation mit seinem Gegenstand zu einer Über-Identifikation führt und in der Sackgasse des nicht mehr reflektierten „going native“ festfährt. Der Vorteil des besseren inneren Nachvollzugs verkehrt sich auf diese Weise ins Gegenteil. Atteslander 2006, S. 88f.

¹⁵⁸ Rolshoven 1995, S. 43.

¹⁵⁹ So war meine Wahrnehmung. In einem positiven Licht präsentiert sich das Verhältnis zwischen Gästen und Gastgebern bei Schrutka-Rechtenstamm, Adelheid 1994: „Die Gäste fühlen sich wohl bei uns“ – Begegnungen durch Tourismus. In: Pöttler / Kammerhofer-Aggermann 1994, S. 85-94. Oder bei Nikocecic, Lidija 1994: „Zimmer frei“ – Das Leben mit und ohne Touristen. Über die Beziehungscharakteristika des Gastgebers gegenüber dem Touristen. In: Pöttler / Kammerhofer-Aggermann 1994, S. 209-220.

alles erlebst. Aber so sind die Leute!¹⁶⁰ Der Gedanke, es sei die ungewohnte Umgebung, die fremde Örtlichkeit, die Fehler und Missverständnisse provoziert, tauchte nicht auf oder wurde unterdrückt. Niemand äußerte je die Vermutung, man könnte sich als ortsfremder Urlauber anderswo vielleicht ebenfalls täppisch verhalten.

Das Gefühl, auf einer höheren Stufe zu stehen, half den Angestellten, ihren Dienst durchzustehen; es gab ihnen Sicherheit und versöhnte sie, wenn es Gäste in Streitfällen schafften, ihren Willen durchzusetzen. Viel vom täglichen Ärger ließ sich so leichter bewältigen. Hinzu kam der Genuss, den das Gefühl der Überlegenheit schenkte. Offensichtlich genossen aber nicht nur die Angestellten dieses Gefühl. Wie in der Einleitung geschildert, ergötzen sich auch viele Gäste mehr oder minder offen an den vielen Fahrfehlern und Missgeschicken vor ihren Augen und kritisierten sie in einer Weise, als ob ihnen selbst solche Fehler nicht passieren könnten.

Die Deutungen, die das Anmeldepersonal in K. gemeinsam nach Dienstschluss vornahm – denn man besprach natürlich die Ereignisse und Vorkommnisse des Tages – fielen in eben diesem Sinne aus. Man wähnte sich im Besitz der Deutungsmacht. Es wurde auch ständig wieder bekundet, dass man selber nie seine Ferien auf diese Art zubringen würde. „Wenn ich diese Menschheit sehe, wie die dahinten sitzt und Urlaub macht, da krieg’ ich Depressionen“, murmelte einmal in angeekeltem Tonfall der Rezeptionschef mir gegenüber, als er im Juli 2004 von einer Tour über den Platz zurückkehrte.

Die Ahnung, dass sich die eigene Denk- und Lebensweise von jener der Gäste nicht so absolut unterschied, wie man selber glaubte, tauchte nur manchmal auf. Im August 2003 entfuhr einem Mitarbeiter im Laufe einer Unterhaltung der Satz: „Ich würde ja auch nicht auf einen Campingplatz gehen, auf dem nichts los ist.“ (Es handelte sich dabei um den Volkskundler Ferdinand Stoll, der später noch zitiert wird.) Bei anderer Gelegenheit berichtete Wolfgang P., wie er während seines Urlaubs gerne an Straßenkreuzungen sitze und dem Verkehr zuschauen: „Ich bin so ein Typ. Mir gefällt, ’s wenn’s richtig brummt.“ Das war von daher pikant, weil alle Rezeptionsmitglieder, einschließlich ihm

¹⁶⁰ Diesbezüglich unterschieden sich die Erzähler weder in ihrer Herkunft noch in ihrem sozialen Status. Der deutschstämmige Saisonarbeiter, der ehemalige Berufssoldat, die zeitweise angestellte Schulsekretärin oder der gelernte Elektriker, mit denen ich im Laufe der Jahre zusammenarbeitete, urteilten genauso wie die Hochschulabsolventen.

selbst, sich untereinander über die Gäste mokierten, die am Hauptweg saßen und ihrerseits dem Verkehr zuschauten. Man bewertete das als geistlos, stupid oder sinnentleert. Beide Kollegen wurden ausgelacht, sie könnten ja ihren kommenden Urlaub an der Haupteinfahrt oder auf der Jugendwiese verbringen, beiden war es peinlich, beide bestanden darauf, die hiesige Urlaubssituation lasse sich nicht mit der Qualität ihrer eigenen vergleichen. Ich kann nur vermuten, dass der Rezeptionsleiter etwas Ähnliches geantwortet hätte, wenn man in darauf angesprochen hätte, dass er ebenfalls seit Jahrzehnten auf immer demselben Campingplatz in Südeuropa urlaubt und sich aus diesem kaum einmal hinaus begibt.¹⁶¹

Nicht zuletzt wäre denkbar, dass bei diesen Abqualifizierungen mitunter uneingestander Neid im Spiel war, wenn Angestellte die Gäste zufrieden dasitzen sahen, während sie selber arbeiten mussten.

¹⁶¹ Dies schilderte er bei verschiedenen Gelegenheiten selbst so.

IV. Der Ort

Zur Schilderung des Lebens auf dem Platz gehört zunächst, wie er zu Ferienbeginn aussieht, wie er strukturiert ist und welche Akteure ihn organisieren. Des Weiteren, wie sich die Ankunft des Camper gestaltet, wie sie auf dem Platz verteilt werden und warum. Auf das Auswahl- und Aufnahmeverfahren und die Unterbringung der Gäste möchte ich aus zwei Gründen ausführlicher eingehen:

1. Weil es eine solche Beschreibung in der Volkskunde bisher nicht gibt. Es geht daraus exemplarisch hervor, wie stark ein Freizeitbetrieb durch Regeln und Vorgaben festgelegt ist und wie stark insbesondere das Leben auf dem Platz K. vorstrukturiert und gegliedert war, während viele Gäste ihre Umgebung womöglich als fröhliche Anarchie erlebten und sich in einer ungezwungenen Atmosphäre wähten. Es zeigt sich außerdem, wie die Gäste in ihre Urlaubssituation hineingestellt wurden und wie sie damit umgingen.
2. Die Verteilung der Camper durch das Personal ist auch deshalb von Interesse, weil dies zu einer Charakteristik einzelner Plätze führte bzw. die Charakteristik einzelner Plätze und die dortigen Verhaltensweisen ein Stück weit erklärt. Das nachfolgende Kapitel beschäftigt sich dann mit den Campern selbst, mit Herkunft und sozialer Struktur.

1. Lage, Ausstattung, Beschaffenheit, Anmutung

K. liegt inmitten eines internationalen Feriengebiets an einem Binnengewässer mit zahlreichen Sportmöglichkeiten und Freizeitangeboten. Es handelt sich um einen typischen Saisonbetrieb. Neun Monate im Jahr liegt Ruhe über dem Platz, dafür herrscht bei gutem Wetter an Feiertagen und in den Sommerferien Hochbetrieb.

Die Betreiberfamilie übernahm den damals schon bestehenden Campingplatz zu Beginn der 60er-Jahre. Im Lauf der Zeit vergrößerte sie das überschaubare Gelände Zug um Zug auf inzwischen mehrere hunderttausend Quadratmeter zu einem der größten Ferienbetriebe im süddeutschen Raum. Verkehrstechnisch sinnvoll erschlossen war der sich ständig ausdehnende Platz nie. Das verhinderten zersplitterte Eigentums- und Zufahrtsverhältnisse sowie rechtliche Beschränkungen verschiedener Art.

In den Jahren um 2000 umfasste das Areal 1500 Dauerplätze – also Parzellen von Campnern, die ihren Platz für das ganze Jahr gemietet haben. In K. wohnten Dauercamper

teilweise in der dritten Generation auf dem Platz. Die Jahresparzellen nahmen den größten Teil der ausgedehnten Fläche ein, so viel, dass zahlreiche Besucher die Gebiete, die Feriengästen vorbehalten waren, zunächst oft gar nicht entdeckten. Nur die eng bebauten Seitenstreifen der Hauptstraße verrietten, dass hier auch Urlaubsgäste verkehrten.

Wie präsentierten sich die Dauercamperviertel in K. den Betrachtern? Nicht nur Langzeit-Dauercamper bauen ihre Parzellen aus, auch viele von denen, die höchstens drei Sommer lang bleiben, errichten Lauben und Geräteschuppen. Das ist nicht ungewöhnlich. Der Zug-um-Zug-Ausbau, der die offene Parzelle allmählich abschirmt, ist auf anderen Campingplätzen ebenfalls zu beobachten.¹⁶² In K. handelte es sich bei nahezu allen Vorzelten um Holzkonstruktionen mit festem Boden. Der Großteil der Caravans war außerdem mit Schutzdächern ausgerüstet, Außenverkleidungen im sogenannten Landhausstil sah man häufig, typisch waren jedoch zu der Zeit die längs gestreiften Vorzeltplanen in blau oder braun. Deshalb glichen die meisten Unterkünfte in K. eher Bungalows.

Auch die Vorgärten vieler Dauerplätze und -viertel glichen sich in ihrer Anmutung. Sie waren mit Blumenbeeten, Blumenampeln, Gartenzwerge und Nippes ausgestattet. „Das schönste an der Gartenarbeit ist das Gießen“, las man auf einer Tafel. Wobei das Männchen auf der Tafel darauf hindeutete, dass mit „Gießen“ ein Schluck aus einer Bier- oder Weinkanne gemeint ist. Ein anderes Schild behauptete: „Freibier, gibt's morgen“. Teilweise wurden auch Straßen inoffiziell getauft, beschildert und so symbolisch in Besitz genommen beziehungsweise domestiziert: „Schwabengässle“, „Pissgasse“, „Eichenweg“ und „Blasiusweg“ sind Beispiele.

Für Feriengäste, die nur für einige Tage oder Wochen im Jahr herkamen, waren 1.000 Plätze vorrätig. Sie lagen als Straßen und Freiflächen über dem gesamten Platz verteilt. Verglichen mit den weitläufigen Dauercampervierteln waren sie von jeher kleiner, und nach der Reorganisation der vergangenen Jahre verkleinerten sie sich nochmals, weil ein Teil den Umbauten weichen musste.

Als gewisser Ausgleich wurden im Lauf der 1990er-Jahre zahlreiche Einzelparzellen frei. Es waren ehemalige Dauercamperplätze, die inmitten der Dauercamperviertel la-

¹⁶² Ein Beispiel gibt der Hubertushof, Niederjosbach, den eine Forschungsgruppe des Frankfurter Institutes für Europäische Ethnologie unter Leitung von Gabriele Hofmann 1991 untersuchte. Vgl. Özkan, Suzan 1994: Platz ist in der kleinsten Hütte – oder: Wie richte ich mich ein? In: Hofmann 1994, S. 21-46, hier S. 27-35 u. 44f.

gen. Im Sommer konnte man sie an Feriengäste vermieten. Diese ehemaligen Dauerplätze waren fest abgegrenzt, während es auf den Freiflächen und in den Straßen für Feriengäste bis in jüngere Zeit keine Markierungen gab.

Verwaltet wird der Betrieb von sechs Büroangestellten. Sieben Mitarbeiter sind im Lebensmittelmarkt beschäftigt, sieben weitere halten den Platz sauber und kümmern sich um die Infrastruktur. Drei Washhäuser werden von drei, teilweise mehr, Putzfrauen versorgt. Die Verwaltung sitzt im rückwärtigen Teil des Supermarktes, die Rezeption befindet sich am Eingang des Platzes. Zudem gibt es ein Kirchenzelt auf einem eigenen Gelände. Dort feiern die Gläubigen sonntags ökumenische Gottesdienste, während der Woche bieten die Mitarbeiter der Kirche Kinder- und Erwachsenenprogramme an. Vor dem Zentralgebäude lädt eine Terrasse zum Sitzen ein. In der Hauptsaison verfolgen Sportfans dort auf einer Großleinwand Fußballspiele und Formel-1-Rennen. Sonntags erklingen seit einigen Jahren Frühschoppenkonzerte. Daneben verkaufen am Rande der Piazza verschiedene Händler Schmuck, Kleider und Kurzwaren. Seit geraumer Zeit kann man sich in einer eigenen Frisörstube die Haare schneiden lassen, es gibt Gymnastik-Kurse und eine „Ayurveda-Wellness-Oase“. Die Minigolf-Anlage und die Tischkicker des Campingrestaurants stellen weitere Attraktionen dar, die neben den Platzbewohnern auch auswärtige Besucher locken. Stark vergrößert hat sich in vergangenen Jahren auch das Angebot für Kinder und Jugendliche. Für die Spielautomaten und Benutzung des Internets muss man bezahlen; Trampolinspringen oder Kutschfahrten sind dagegen gratis. Außerdem veranstalten neuerdings örtliche Vereine familiengerechte Exkursionen in die Umgebung. Zusammengefasst stellt der Platz also eine Ferienwelt dar, die ihren Gästen viel bietet und die man als geschlossen bezeichnen kann.

Die Länge der Straßen und Gassen in K. beträgt insgesamt zehn Kilometer. Sie sehen sich alle ähnlich. Regelmäßig verlaufen sich nicht nur Kinder, sondern auch Erwachsene. Das war nachts problematisch und erst recht in der Zeit, als das Gelände noch nicht parzelliert war. Erzählungen zufolge soll es vorgekommen sein, dass einzelne Verirrte die halbe Nacht ganz im Freien oder bei Regen im Waschhaus verbringen mussten.

Mit der Umstrukturierung wurden die Parzellen des Platzes durchnummeriert und gekennzeichnet. Zudem liegen an der Pforte detaillierte Lagepläne aus. Dennoch verliefen sich weiterhin Gäste und waren zumal hilflos, wenn sie sich ihre Platznummer nicht gemerkt hatten. Es kam oft vor, dass neue Gäste K. als zu groß empfanden. Nach einer

kurzen Besichtigung entschlossen sie sich, weiterzureisen. Das sei zu riesig, man sei kleinere Plätze gewohnt und wolle lieber noch woanders suchen, legten sie dar.

2. Organisation und Akteure

In der Hauptsaison regeln die Mitarbeiter der Anmeldung einen Großteil des Lebens auf dem Platz. Ausgewählt wurden sie in den vergangenen 30 Jahren von dem früheren Rezeptionschef. Roger H., der selbst als Ferienjobber nach K. gekommen war. H. schloss sein Studium erfolgreich ab, übte aber seinen akademischen Beruf niemals aus. Er bevorzugte es, auf dem Platz zu bleiben und versah zwischen Pfingsten und September die Stelle des Rezeptionsleiters. Bis auf wenige Ausnahmen meldeten sich Studenten als Einweiser. Sie kamen über Agenturen oder auf Empfehlung von Freunden, die selber bereits in K. gearbeitet hatten. Das übrige Team wurde ebenfalls befragt, was es jeweils von einem Bewerber hält. Infolge ähnelten sich die Einweiser in gewisser Weise. Alle tranken gerne Bier, in allen, die ich kennenlernte, steckte außerdem ein Hang zu derben Späßen, in manchen aber auch eine gewisse Herrschsucht.

Bis 2008 bestand keine Kleiderordnung. Auf das Erscheinungsbild des Personals wurde insgesamt kein Augenmerk gelegt. Bei Roger H. stand dahinter die Auffassung, solange ein zuträgliches Maß nicht überschritten würde, und solange der Betrieb störungsfrei ablaufe, brauche man sich darum nicht zu kümmern. Im Umgang mit Alkohol gab es gleichfalls keine Vorschriften, alle Platzmitarbeiter, die nicht in der Zentrale tätig waren, tranken schon am Nachmittag Bier oder Radler. In der Rezeption standen die vollen Flaschen spätestens nach 19 Uhr auf dem Tisch und waren für alle Passanten und Kunden sichtbar. Über das Leergut, das neben dem Eingang lagerte, stolperten die Gäste mitunter, wenn sie tagsüber hereinkamen, um im Postkasten ihre Post abzuholen.

Was zählte, waren Anwesenheit und kontinuierliche Leistung. So verließ man unmittelbar vor Arbeitsbeginn übernachtigt und seit mehreren Tagen ungeduscht den Angestelltenwohnwagen und begab sich ohne Frühstück direkt zur Anmeldung. Dort wartete oft schon eine Einheit, die der Nachtwächter wenige Stunden zuvor eingelassen hatte. Der Einlass hatte den Sinn, dass der Betrieb auch diese erste Übernachtung zum vollen Preis abrechnen konnte, selbst wenn der Wagen nur wenige Stunden innerhalb der Einfriedung gestanden hatte.

Die Rezeption wurde als eigene Abteilung geführt. Das war nicht selbstverständlich. Der vormalige Platzbesitzer Horst W. entsprach dem Bild eines barocken Potentaten. In seinem Zorn, den ich verschiedentlich miterlebte, wirkte er alttestamentarisch und in seiner Herzlichkeit beinahe wie ein Vater. Durch seine Hände liefen in bis zu 14-stündiger Büroarbeit sämtliche Zahlen des Platzes. Morgens ließ er einen Teil seiner Leute pedantisch die körbeweise angelieferten Brötchen nachzählen, ob keines fehlte (was öfters vorkam und den Gewinn schmälerte), die anderen mussten prüfen, ob die Zehner-Packungen mit den Bild-Zeitungen wirklich jeweils vollständig waren. Hier war auch ich ein oder zweimal eingesetzt. Die Sauberkeit unter den Beckenrändern der Toiletten ließ er mit Hilfe von Dentistenspiegeln prüfen. Horst W. kannte eine verblüffend Große Zahl seiner vielen hundert Dauercamper mit Namen, war auch über ihren persönlichen Hintergrund informiert. Daneben verstand er es, es so einzurichten, dass seine Gesprächspartner es nicht merkten, wenn ihm sein Gegenüber doch entfallen war. Horst W. ließ dem Anmeldungschef als einzigem Angestellten freie Hand. Ganz eindeutig verließ er sich darauf, dass der intellektuell geprägte Tübinger norddeutscher Abstammung seine Arbeit zu 100 Prozent korrekt erledigt und das Maximum der Einnahmen erwirtschaftet. Roger H. erfüllte diesem Auftrag mit einer Nachdrücklichkeit, dass fast alle Rezeptionsmitglieder davon überzeugt waren, er sei am Umsatz beteiligt. Er war es jedoch nicht.

Von dieser Sonderstellung profitierten die ihm unterstellten Mitarbeiter. Sie bewegten sich außerhalb des Bereiches der Direktion und genossen eine relative Freiheit. Dies und die Tatsache, dass sie als ordnende Instanz jeden Tag aufs Neue Hunderte von neu eintreffenden Gästen auf einem überfüllten, verwinkelten Platz unterbrachten, es dabei in der Hand hatten, Urlaubsträume zu verwirklichen oder zunichte zu machen, und dass sie außerdem Ansprechpartner für jegliches Problem waren, führte, wie ich selber weiß, zu Hochgefühlen. Zuweilen verdichteten sich diese Hochgefühle jedoch zu Machtgefühlen und zur Hybris.¹⁶³ So kam es zu Auseinandersetzungen mit Ferien- und Dauergästen, wenn jemand ständig eine Zufahrt verstellte, die noch einen Platz ergeben hätte.

¹⁶³ Unter der permanenten Anspannung kam es verschiedentlich auch zu Ausbrüchen von Wut und Frustration. Es geschah in der Hochsaison zuweilen, dass leitende Mitarbeiter sich betranken und mehrere Tage nicht zum Dienst erschienen, ehe sie schließlich doch zurückkehrten. Ferienjobber beruhigten sich in Stresssituationen mit dem Gedanken, sie würden im nächsten Jahr einfach nicht wiederkommen. Dass die Arbeitsbedingungen nervenaufreibend waren, ist auch daran zu erkennen, dass die Ehen der Festangestellten in der Mehrzahl scheiterten.

Der Grund konnte sein, dass er grundsätzlich keine Nachbarn neben sich haben oder den Platz für eigene Bekannte reservieren wollte. In diesen Auseinandersetzungen erhielt man Unterstützung von den Vorgesetzten, wenn es dem Geschäftsinteresse diente oder wenn der Gegner in der Verwaltung bereits schlecht angesehen war. In anderen Fällen folgte nach Bekanntwerden der Auseinandersetzung die strikte Anweisung, sie nicht mehr weiter zu führen und sich ruhig zu verhalten. Zuweilen standen Parzellen von Dauercampnern auch von vornherein unter ausdrücklicher Protektion. Das war der Fall, wenn Gäste aufgrund ihres Berufes besonderes Ansehen genossen, dazu gehörten Mitarbeiter von Behörden. Einige mir besser bekannte Dauermieter behaupteten außerdem, die leitenden Angestellten würden von betreffenden Parzellenbesitzern teils sehr hohe Trinkgelder erhalten. Zweimal habe ich das mit eigenen Augen gesehen.

Zu Beginn der Saison 2007 änderte sich all das grundlegend. Der neue Betriebsleiter forderte die Mitarbeitern mehrfach und nachdrücklich auf, zu sämtlichen Gästen, egal ob Ferien- oder Dauercampnern, stets freundlich und zuvorkommend zu sein. Schroff und patzig auftreten – das könne man sich nicht mehr erlauben. „Da nehme ich lieber einen [Einweiser] wo langsamer ist, Hauptsache, er ist freundlich zu den Leuten.“ Es gehe ihm darum, so der Betreiber mir gegenüber, eine Langzeitkundschaft aufzubauen. Die Zeiten, in denen hinter jedem „vergraulten“ Gast „zehn andere“ standen, seien vorbei. Vier-Sterne-Campingplätze gebe es inzwischen an jeder Ecke. „Dann gehen die woanders hin und kommen halt einfach nicht mehr.“¹⁶⁴

Während Roger W. ausdrücklich keine Frauen in seinem Team anstellen wollte, war es später umgekehrt, es arbeiteten überwiegend Frauen in der Rezeption (teilweise auch als Einweiserinnen). Das ist kein Zufall, sondern entspricht neuerlich dem ausdrücklichen Wunsch des Betreibers. „Ich will, dass da eine Frau sitzt“, hatte er mir gegenüber im Sommer 2007 erwähnt. Seiner Überzeugung nach schätze es die Kundschaft, von einer Frau bedient zu werden.

Was wiederum die Rezeption anging, hielten sich dort zuletzt tatsächlich mehr Kunden auf als früher. Erstens verfügt das neue Gebäude über eine Empfangshalle, zweitens waren die neuen Rezeptionistinnen von der Direktion ausdrücklich dazu angehalten, sich auf Unterhaltungen einzulassen.

¹⁶⁴ Gespräch, das im Jahr 2007 zwischen mir und ihm zum Saisonauftakt an Pfingsten stattfand. Stichwortprotokoll am gleichen Tag.

Dagegen verstand sich der vorige Leiter zwar als Anlaufstelle für jegliche Anfragen der Gäste, aber mehr als eine auf das Notwendigste zugeschnittene Information erteilte Roger H. kaum. Zusatzinformation oder Alternativen, so seine Direktive, verwirren nur und verlieren sich in unnützen Diskussionen. Roger H. wollte, so wörtlich, seine „Kampfbahn frei haben“. Viele Camper schätzten neben der weltläufigen Art des Anmeldeleiters, der, wenn ihn ein Thema interessierte, sehr charmant sein konnte, seine sachlichen, beinahe militärisch knappen Auskünfte. Anderen behagte sie überhaupt nicht. Aus den Andeutungen des Betreibers schließe ich auf eine beträchtliche Zahl von Gästen, die sich darüber beschwerten.

Die Rezeption ist diejenige Stelle, an die sich Gäste wenden, wenn sie Auskünfte oder Hilfe brauchen. Doch war offensichtlich, dass viele Kunden gar kein direktes Anliegen hatten. Man erahnte es an der Weise, wie sie ihre Taschen auf den Tresen stellten, man hörte es an dem gedehnten Ton, mit dem sie das Gespräch eröffneten, etwa in der Weise: Nun sagen Sie mal: Wie ist das denn hier bei Ihnen...?

Es ging ihnen augenscheinlich nicht darum, zielgerichtet eine spezielle Information einzuholen. Das Gespräch war offen angelegt, als Plauderei, bei der man alles mögliche erfahren will und bei der man selber von seiner bisherigen Reise erzählen konnte oder aus seinem Erfahrungsschatz als Camper berichten. Dass diese Absicht dahinter steht, weiß ich aus jüngerer Zeit, aber auch aus der Vor- und Nachsaison früherer Jahre. Wenn der Hochbetrieb abgeklungen war, nahm man sich schon damals mehr Zeit und ging auf den einen oder anderen Gast näher ein. Camper, die mit solchen kommunikativen Erwartungen zur Rezeption kamen, fühlten sich in den Stoßzeiten durch die knappen Antworten von Roger H. sicher brüskiert.

Inzwischen herrscht während der Arbeitszeit unter den neuen Mitarbeitern Alkoholverbot, in den Gebäuden darf nicht mehr geraucht werden und es gilt eine Kleiderordnung. Zu den Gründen heißt es in einer „Mitarbeiterinformation“:

„Zunächst geht es darum, dass die Gäste eines Platzes mit gehobenen Ansprüchen [!] entsprechend auftretendes Personal erwarten. (...) Rückmeldungen unserer Gäste haben in der Vergangenheit allerdings in diesem Punkt, ebenso wie in der Freundlichkeit, leider teilweise deutliche Defizite ergeben. Es ist daher unabdingbar, dass sämtliche Mitarbeiter körperlich gepflegt und korrekt und ansprechend gekleidet auftreten. (...)

Durch eine einheitliche Kleidung wollen wir ein möglichst gefälliges, einheitliches Bild gegenüber unseren Gästen und der Öffentlichkeit abgeben. (...) Seit

Jahren bereits geht in der Branche ein Trend in diese Richtung[!].¹⁶⁵

Hierin, in den geschilderten Veränderungen und in den weiteren, zuvor zitierten Aussagen des Betreibers bezeugt sich der Wille, den Charakter des Platzes grundlegend verändern zu wollen. Erkennbar ist, dass er und seine Berater sich bei ihrem Neuentwurf von jüngeren Tourismuskonzepten und/oder Branchenempfehlungen leiten ließen.¹⁶⁶

„Rückmeldungen unserer Gäste“, heißt es in der Mitarbeiterinformation. Ob sich wirklich derart viele Gäste über den Grobianismus in K. beschwerten ist schwer nachzuvollziehen. Man könnte hinter dem Vorwurf eine Rechtfertigung des Betreibers erkennen, der langjährige Mitarbeiter entließ und weitere degradierte; zum anderen Teil waren die Klagen wohl berechtigt. Wenn sich deren Zahl allerdings gegenüber früheren Jahren vergrößert haben sollte, dann wäre es aufschlussreich zu wissen, was genau dahinterstand. Manche Rezeptionsmitglieder meinten, es sei die neu eingeführte Kundenbefragung, mittels Fragebogen, die regelrecht zu Beschwerden einlade, beziehungsweise es liege am Medium Internet, das einfacher zu handhaben ist als eine persönliche Konfrontation oder ein Brief. Doch könnte auch das ein Versuch sein, etwaiges Fehlverhalten von sich zu weisen. Möglicherweise ist es aber auch eine Bestätigung eines Befundes, laut dem die Ansprüche der deutschen Urlauber ganz allgemein in letzten Jahren „immer mehr und differenzierter(.)“ wurden.¹⁶⁷

3. Die Rhythmen der Saison

3.1 Die Anreise der Feriengäste

Im Beobachtungszeitraum von den späten 1980er-Jahren bis in die 1990er füllte sich der Platz bis zum Beginn der Landesferien beständig. Die Zeltcamper konnten noch

¹⁶⁵ Auszug aus der Kopie der „Mitarbeiterinformation“, die mir 2008 zur Unterschrift vorgelegt wurde.

¹⁶⁶ So steht hinter der „Mitarbeiterinformation“ vermutlich die tourismusplanerische Empfehlung, Ferienorte (auch) mittels der Kleidung als „Glaubensgemeinschaften“ zu präsentieren, deren grundlegende und „stabile Wertsysteme“ alle Mitarbeiter verinnerlicht haben. Grötsch, Kurt 2006: Aha – Ein Erlebnis! Über Erlebnisinszenierung und Emotionsmanagement. In: Weiermair, Klaus / Brunner-Spredin, Alexandra (Hg.) 2006: Erlebnisinszenierungen im Tourismus. Erfolgreich mit emotionalen Produkten und Dienstleistungen. Berlin, S. 49-79, hier S. 54. Weiter dürfte auch die verbesserte Übersichtlichkeit des Platzes aus neueren Ferienkonzepten hervorgegangen sein. Vgl. dazu die Beschreibung dieser Konzepte von Rohmeiß-Stracke, Felizitas 2006: Ist optimale Inszenierung möglich? In: Weiermair / Brunner-Spredin 2006 (Hg.), S. 35-46, hier S. 41. Auch entspricht das gesteigerte Angebot der Inszenierungen und Dienstleistungen den Empfehlungen der Branchenberater hin zu einer Erlebnisoptimierung. Vgl. Grötsch 2006, S. 49, 63 u. 66f.; außerdem Rohmeiß-Stracke 2006, S. 38-43.

¹⁶⁷ Lohmann, Martin / Sierck; Astrid 2005: Urlaubsmotive der Deutschen. Herausgegeben von der F.U.R. Forschungsgemeinschaft Urlaub und Reisen e.V. Kiel, S. 26.

bequem ihre Zeltschnüre spannen und ihre Autos in unmittelbarer Nähe ihres Lagers parken. Mit den regionalen Ferien brach ein regelrechter Sturm los. Jetzt fuhren unaufhörlich Fahrräder, Mopeds, Motorräder, Autos, Kleinbusse, Wohnmobile und Caravans vor die Pforte. Es kam zu den in der Einleitung beschriebenen Szenen. War diese erste, über mehrere Tage andauernde Welle verebbt, kehrte eine gewisse Normalität ein. Den Sonntag konnte man bestimmen, ohne auf den Kalender zu schauen – vom Morgen bis zum frühen Nachmittag fuhren lediglich Badegäste und vereinzelte Urlauber vor. Ab der Mittagszeit drängten vor allem Dauergäste und deren Besucher wieder nach Hause. Trafen die beiden Ströme aufeinander, kam es zum Stau. Gegen 15 Uhr legte sich eine unwirkliche Ruhe über das Gelände. Montags verstärkte sich die Anreise dann wieder deutlich. Bei den Gästen, die vorfuhren, handelte es sich einerseits um Camper, die soeben in den Urlaub gestartet waren, zweitens um solche, die schon unterwegs gewesen waren und die mit dem Beginn der neuen Woche auf einem neuen Campingplatz ein neues Kapitel ihres Urlaubs aufschlagen wollten. Drittens handelte es sich in sehr vielen Fällen um solche Camper, die über das Wochenende auf einem Campingplatz untergekommen waren, der ihnen nicht behagt hatte. Weil sie am Sonntag ausruhen wollten oder weil sie glaubten, die Situation entspanne sich am Montag, waren sie vorerst dort geblieben. So wurde es immer wieder geschildert.

Standen die Chancen zu Beginn der neuen Woche wirklich besser? Davon gingen viele aus und gerade das scheint die Ursache zu sein, warum sie sich täuschten. „Wir dachten, jetzt nach dem Wochenende sind viele abgefahren?“ – diesen Ausruf der Verwunderung hörte man häufig. Die Allermeisten kamen nicht auf den Gedanken, dass andere genauso kalkuliert hatten und so handelten wie sie selbst. So kam es in K. zu Massenaufläufen und immer wieder zu Staus.

Von Dienstag bis Donnerstag wurde es spürbar ruhiger. Doch spätestens am Freitagnachmittag vergrößerte sich der Zustrom wieder, zumal wenn eine Festivität in der Umgebung das Publikum anzog. Weitere Herbergssuchende waren aus unterschiedlichen Gründen erst jetzt losgekommen und wollten über den Sonntag hinaus bleiben, bei anderen handelte es sich um Wochenendausflügler. Sie konnten oder wollten keinen längeren Urlaub machen. Nach dem Wochenende begann der Turnus am Montag erneut. Der Ferienbeginn in anderen Bundesländern und das Wetter durchbrachen diesen Kreislauf. Welche Schübe von Personen und Gruppen wann anreisten, hing demnach mit

dem Datum des Ferienbeginns zusammen, mit dem Wetter, mit sonntäglichen Gewohnheiten und kollektiven Vorstellungen darüber, wann es günstig sein könnte, auf einem Campingplatz einzutreffen.

Es gab (einzelne) Gäste, die schon um 7 Uhr vor dem Tor standen und erklärten, sie seien so zeitig auf den Beinen, um auf jeden Fall einen Platz zu erhalten oder um Auswahl zu haben. Das war deshalb abwegig, weil zu der Zeit oft noch unklar war, wer heute abfährt und wer bleibt. Die neu Angekommenen mussten sich gedulden, bis der Platz erwachte und sich zeigte, wo etwas frei werden würde. Als man das jedoch absehen konnte, war bereits der Abreiseverkehr im Gange. Die Lage wurde schnell unübersichtlich. Die Abreisenden erschwerten weiteren Neuzugängen das Hereinkommen, und die Plätze leerten sich insgesamt langsamer als sie gebraucht wurden. Vor allem musste ein Teil des vorhandenen Bestandes umgruppiert werden, darunter Gäste, die über Nacht auf Not- und Ausweichplätzen gestanden hatte. Außerdem gab es weitere, denen ihre Platz aus anderen Gründen nicht gefiel und die von daher umziehen wollten. Viele dieser Personen mussten jedoch das Gefühl haben, nicht richtig beachtet zu werden. Sie sahen zahlreiche Wohnwagen vom Platz fahren und Parzellen frei werden, sie sahen, wie Nachbarn problemlos neue Parzellen zugewiesen bekamen, oder, dass man neu eintreffende Gäste an ihnen vorbei in den Platz hineinführte. Ihre eigenen Nachfragen gingen hingegen ins Leere. Die Angestellten, mit denen sie sprachen erklärten sich für nicht zuständig, hatten keine Zeit oder kehrten von ihren Erkundungen nicht zurück. Die Gäste schimpften, das seien unmögliche Zustände, da wisse die eine Hand nicht, was die andere tue. Was ihnen hier begegnete, war aber gar kein Unvermögen, es war planmäßig durchdachte Absicht.

Wochentags waren die Umzüge gegen 11 Uhr teils abgearbeitet, teils hatten sie sich erübrigt, weil die glücklosen Bittsteller irgendwann aufhörten, nachzufragen. Einige von ihnen reisten ab, andere blieben. Neuzugänge hatten jetzt gute Chancen, freie und noch frei werdende Plätze zu bekommen. Pünktlich zwischen 12.15 und 13 Uhr verstärkte sich die Anreise. Warum das so war, ist mir unklar. Die allermeisten, die ich befragte, konnten mir nicht schlüssig erklären, warum sie ausgerechnet in diesem Zeitraum ankamen, unabhängig davon, ob sie nun aus der näheren Umgebung kamen oder aus einem entfernten Teil Deutschlands. Gegen 15 Uhr, manchmal schon weitaus früher, waren die offiziellen Plätze alle belegt. Das konnten viele, die um diese Zeit an der

Schranke vorsprachen, nicht glauben, zumal, wenn sie direkt von zu Hause kamen und K. der erste Platz war, den sie angesteuert hatten. Gegen 16 oder 17 Uhr wurden die Absagen akzeptiert. Nur wenige schüttelten den Kopf, wenn ihnen gesagt wurde: „Üppig ist es nicht mehr“; „Sind Sie flexibel?“; „Heute geht’s nur noch provisorisch, einmal umbauen müsste schon drin sein.“¹⁶⁸

Dass ein Campingplatz im Sommer gegen 17 Uhr belegt ist, war den allermeisten Campern nachvollziehbar. Es werde dann woanders auch nicht besser aussehen, meinten sie angesichts der Uhrzeit und stellen sich darauf ein, erst einmal auf einem Behelfsplatz unterzukommen.

Heute trifft das Anreise-Schema nicht mehr hundertprozentig zu. Schon vor dem Umbau, etwa um 2003, hatte man das Gefühl, dass die Zyklen nicht mehr so gesetzmäßig verlaufen wie früher. Die Wogen des Wochenendes brandeten nicht mehr so heftig gegen den Platz und das Aufkommen unter der Woche schien gleichmäßiger verteilt. Einer der Gründe dürfte neben dem schlechteren Wetter, der Preissteigerung sowie der konjunkturellen Beliebtheit anderer Reiseziele der gewesen sein, dass die Mehrzahl der Betriebe heute nicht mehr zur gleichen Urlaubszeit die Werktoore schließt und viele schichtweise Ferien machen. Wahrscheinlich spielt in K. auch eine Rolle, dass man jetzt reservieren kann. Früher standen die Gäste unter dem Zwang, schnellstmöglich nach Ferienbeginn vor Ort sein zu müssen, um nicht leer auszugehen oder einen mittelmäßigen Platz zu erhalten. Die Ankommenden erzählten oft, sie seien sofort nach Betriebs- oder Schulschluss losgefahren. Immer ging es ihnen dabei um den Platz, den sie sich auf diese Weise zu sichern hofften, nie war die Rede davon, dass sie baldmöglichst ihren Urlaub beginnen wollten. Schrecken zeichnete die Gesichter, wenn man Gästen mitteilen musste, es sei bereits alles belegt oder so gut wie keine Auswahl mehr vorhanden.

3.2 Selektion nach Kaufkraft

Ob Besucher, die Tagesgebühren zu entrichten hatten, Boote, Hunde oder Surfbretter die mitgeführt wurden: Alles musste kostenpflichtig, angemeldet werden. Die Bezahlung hatte je nach Dauer des Aufenthalts sofort oder erst am Tag der Abreise zu erfolgen. Bei den Feriengästen ging es für das Rezeptionspersonal darum, sie zu empfangen

¹⁶⁸ Wendungen, die ich selbst benutzte, nachdem ich sie von anderen gehört oder empfohlen bekommen hatte.

oder abzuweisen. Allzu große Gruppen von männlichen Jugendlichen wurden nicht aufgenommen, ebenso wenig kleine Einheiten von zwei Personen in großen Gefährten. Sie verbrauchten in den Augen der damaligen Betriebsleitung zuviel Platz, den man an größere Einheiten mit mehr Personen – und am besten auch noch kleineren Unterkünften – vermieten konnte. Bei diesen unwillkommenen Gästen handelte es sich in allererster Linie um Rentner mit Caravans. Junge Paare hatten bessere Chancen, weil sie eher bereit waren, einen Kompromiss einzugehen, sich auf zweitklassige Plätze stellten oder zusagten, gegebenenfalls mehrmals umzuziehen. Auf diese Weise schaffte man es, auch die ungepflegten und abgelegenen Stellen des Platzes zu vermieten. Rentner, die sich darauf einließen, meldeten entgegen der Absprachen bald Umzugswünsche an und waren in ihrem Begehrt weit hartnäckiger als die jüngere Klientel – so unterstellte es zumindest die Anmeldung. Weiter hieß es, sie würden hohe Ansprüche stellen, seien langatmig und pingelig und würden sich zur Wehr setzen, wenn sie nicht bekämen, was sie wollen. „Ein einzelner Rentner kann dich in der Nachsaison genauso beschäftigen wie 20 Einweisungen in der Hauptsaison. Für so was hast du im Sommer einfach keine Zeit“, drückte Roger H. seine Überzeugung aus.¹⁶⁹ Obendrein warf die Betriebsideologie den Senioren vor, zu wenig zu konsumieren. Supermarkt und Restaurant würden kein gutes Geschäft an ihnen machen. Abweisend war man zu den Senioren auch, weil man nicht einsah, warum sie in der Hauptsaison während der Schulferien reisen und den Familien die Plätze streitig machen. Gerade Rentner könnten im Früh- und Spätsommer fahren, wo sie sogar noch Preisnachlässe erhalten. Man hielt ihr Verhalten für schlichtweg impertinent.¹⁷⁰

Aber auch jüngere Paare wurden nicht hereingelassen, wenn sie in unflexiblen Großraumzelten anreisten. Familien mit nur einem Kind wurden aufgenommen, wenn das Kind älter als zwei Jahre und damit zahlungspflichtig war. Allerdings erhielten sie lediglich einen Platz zweiter oder dritter Kategorie. Eltern mit jüngeren Kindern fielen unter die Paar-Regelung. Einzelne Roma- oder Sinti-Familien erhielten Einlass, wenn gewährleistet war, dass ihnen nicht weitere Freunde oder Familienangehörige folgten.

¹⁶⁹ Diese Aussage wiederholte er im Laufe der Jahre mehrfach.

¹⁷⁰ Ob es die Einschätzung des unprofitablen Rentners auch auf anderen Campingplätzen gab, ist mir unbekannt. Peter Schimany wies schon 1998 auf die, demographisch bedingte, (auch finanziell) wachsende Bedeutung von „Alter und Tourismus“ hin. Schimany, Peter 1998: Alter und Tourismus. In: Bachleitner (Hg.) 1998, S. 116-127; vgl. zudem ebd., S. 117f. Seniorentourismus ist ein weiteres der vielen, lange Zeit vernachlässigten Felder der Tourismusforschung. Vgl. ebd., S. 121f. u. 125.

Wenn ein Teil egal was für einer Gruppe einmal aufgenommen wurde, kann man die Nachzügler kaum abweisen. Das Misstrauen richtete sich im Falle der Sinti und Roma aber nicht nur gegen die allzu großen Einheiten, die man generell nicht gerne sah, sondern eben auch speziell gegen die Ethnie. Angeblich hatte man schlechte Erfahrungen gemacht. Man darf sich aber fragen, was passiert wäre, wenn der Rezeptionsleiter anders gehandelt hätte. Das Publikum des Platzes würde eine größere Gruppe von Sinti oder Roma wohl nicht als Nachbarn toleriert haben. Dafür steht neben Erzählungen, die mir glaubhaft erscheinen, das von mir registrierte abweisende Verhalten der übrigen Gäste, wenn sich zuweilen doch vereinzelt Familien auf den Platz aufhielten. Dann gingen bei der Rezeption argwöhnische Anfragen ein, die Unruhe war spürbar.

Weil sie durchschauten, dass Platz vorhanden war und man sie aus ganz anderen Gründen nicht aufnehmen wollte, beschwerten sich die erfolglos vorstellig gewordenen Sinti und Roma zuweilen. Man brauchte dann nur zu warten, bis sich die Debatte erhitzte und Schimpfworte fielen. „Die wollen uns nicht. Das sind Nazis“, rief einmal ein Mann seiner Frau und einigen Mitreisenden zu.¹⁷¹ Das lieferte den willkommenen Anlass, die Leute wegschicken zu können.

Als hochwillkommen galten demzufolge Familien mit mehreren Kindern, am besten erwachsenen Kindern und Kunden, die zusätzliche Zelte und Beistell-Zelte aufstellen würden, die Hunde und Boote mitbrachten. Je kapitalträchtiger die Einheiten, desto besser die Plätze, die man ihnen anbot. Sie sollten sich wohlfühlen und so lange wie möglich bleiben. Genauso wurden auch die Jahresplätze von der Zentraldirektion vorzugsweise an kinderreiche Familien mit großer Verwandtschaft vermietet, die Zusatzanmeldungen und Jahresgastkarten versprachen.

Damit dürfte verständlich geworden sein, warum man die Umzugswünsche der einen Gäste erfüllte und die der anderen nicht. Hatten profitable Einheiten über Nacht auf einem Notplatz gestanden oder gefiel ihnen ihr Standort aus anderen Gründen nicht, bemühte sich das Personal, etwas Passenderes zu finden. Dass man bei den anderen nicht ernsthaft daran dachte, ihnen denselben Service zukommen zu lassen, durchschauten viele Gäste der zweiten und dritten Kategorie nicht. Sie fragten mehrmals nach, teilweise zwei oder drei Tage hintereinander. Es waren für das Personal qualvolle Stunden,

¹⁷¹ Gedächtnisprotokoll.

wenn morgens nach jedem gelösten Problem immer neue Gäste oft gleichzeitig mit Bit-ten oder Klagen auf sie eindrangen. Qualvoll war das natürlich auch für die Gäste, die das als ein Hauen und Stechen empfanden. Blieben die Frager hartnäckig, bot ihnen einer der Einweiser schließlich eine Parzelle an, die als qualitativ schlecht galt und deren Verlust nicht ins Gewicht fiel. So verzichteten die Kunden eventuell freiwillig. Zu-letzt blieb für die Rezeption die Möglichkeit, einen Streit vom Zaun zu brechen, in des-sen Verlauf man die Gegenseite zwingen konnte, den Platz zu verlassen.

Es gab Kollegen, die an diesen Machtspielen Spaß fanden und das eingestanden. Mir selber war niemals wohl dabei. Befolgt habe ich die Vorgaben trotzdem. Die Strategien, die man hierfür einsetzte, hatten sich im Laufe von Jahrzehnten herausgebildet und wa-ren längst gängige Praxis, die den neuen Einweisern von den Anmeldeleitern oder von ihren älteren Kollegen beigebracht wurden, etwa eine Art Geheimsprache, die sich aus Schlüsselwörtern und Redewendungen herausgebildet hatte und die es ermöglichte, in Gegenwart von Gästen Dinge zu besprechen, die diese Gäste betrafen, ohne dass sie es mitbekamen. Gruppenzwang und gegenseitige Kontrolle sorgten dafür, dass man sich an die vorgegebenen Regeln hielt. Wenn man einen Platz im Sinne der Geschäftsord-nung falsch vergeben hatte, fiel das sofort auf und kam umgehend innerhalb der Rezep-tion zur Anklage.

In nächtlichen Gesprächen rührte sich bei dem einen oder anderen Angestellten das schlechte Gewissen. Es kam das Gefühl auf, diese Geschäftspraxis sei nichts anderes als scham- und mitleidslose, unsoziale Geldgier. Der Rezeptionsleiter beurteilte es anders. Natürlich würde anhand der Kaufkraft unterschieden, meinte Roger H. Abgesehen von den Einheiten, die allzu viel Raum verbrauchen, bemühe man sich letztlich, jedem Gast gerecht zu werden, ihn irgendwo irgendwie einzuquartieren und sei es auf einem Notplatz, von dem er eventuell umziehen müsse. „Klar gibt’s bei uns Unterschiede. Aber im Grunde kämpfen wir um jeden. Woanders lässt man die überhaupt nicht erst rein.“¹⁷²

Das sahen Gäste, die öfters in K. weilten, ähnlich. Sicherlich im Unklaren darüber, dass sie in den Augen des Personals einer Kategorie angehörten, wähten sie sich doch in der Sicherheit, letztlich einen Stellplatz zu erhalten, wenn auch unter Inkaufnahme leichter

¹⁷² Gedächtnisprotokoll. Der Satz wurde von Roger H. immer wieder in dieser oder ähnlicher Weise geäußert.

Beschwerlichkeiten oder einer Überraschung. Diese Stammgäste blieben selbst im heftigsten Andrang gelassen, dann, wenn sie in einer Schlange von zehn, 15 oder noch mehr Einheiten über eine Stunde und länger vor der Schranke warten mussten, bis sie an die Reihe kamen. Bisher habe es noch jedes Mal geklappt, irgend etwas finde sich in K. doch immer, gaben sie sich gelassen, wenn man sie bei Hochbetrieb in Empfang nahm und auf Enge und Notplätze einstimmen wollte.

Wenn es darum ging, Kunden loszuwerden, die ihren Platz tauschen wollten, verfielen die Strategien selbstverständlich nicht bei allen. Diejenigen, die erkannten, wie schlecht ihre Chancen standen und die müde wurden, dem Personal hinterherzulaufen, reisten kopfschüttelnd ab. Andere blieben auf ihrem Abstellplatz, weil sie fürchteten, anderswo nichts zu bekommen. Manche davon freundeten sich mit ihren Plätzen an, wieder andere fuhren weiter, weil sie aus anderen Erwägungen heraus zu dem Ergebnis kamen, dass es besser sei, sich woanders umzuschauen. Dazu gehörten mitunter Einheiten, die am Vorabend noch erklärt hatten, auf jeden Fall bleiben zu wollen und solche, bei denen sich die Anmeldung im Hinblick auf die Größe der Einheit vorgenommen hatte, ihnen anderntags auf jeden Fall ein neues Quartier zu beschaffen.

3.3 Formalien und Kontrolle

Formalien gab es bis zum Umbau keine, Neuzugänge brauchten nicht aus ihrem Wagen aussteigen. Sie sollten gar nicht aussteigen. Alles musste so schnell wie möglich gehen. Es gab nur eine winzige Auswahl von Plätzen, sie zu beschreiben wäre schwierig gewesen, sie zu Fuß zu zeigen hätte zu viel Zeit gekostet. Währenddessen hätte sich die Schlange der wartenden Wohnwagen vor dem Tor nach weit außerhalb des Platzes verlängert und die Zufahrten benachbarter Betriebe versperrt. Die Kunden wurden also aufgefordert, den Personal- oder Campingausweis aus dem Autofenster zu geben und einem von drei Einweisern zu folgen, der auf seinem Fahrrad auf sie wartete. Der Angestellte zeigte in der Hochsaison einen, maximal zwei Plätze. Gefiel dem Gast, was ihm gezeigt wurde, konnte er seinen Anhänger abkoppeln und sein Gepäck ausladen. Missfiel ihm der Platz, brauchte er lediglich zu wenden und konnte den Platz wieder verlassen.

Die Anmeldezettel füllten die Mitarbeiter der Rezeption am Abend aus. Dazu verwand-

ten sie Camping- oder Personalausweise, die sie ihnen die Gäste gleich eingangs übergeben hatten. Die Camper konnten die Ausweise anderntags abholen – sofern sie sie brauchten. Das empfanden viele als angenehm. Andere reagierten pikiert: „Nein, meinen Ausweis geb’ ich nicht her. Dürfen Sie mir den denn überhaupt so einfach wegnehmen?“ Oder es hieß, wenn der Einweiser die neue Einheit vom Trubel der Pforte weggeführt hatte und das erste Mal anhielt, um sich vorzustellen: „Ja sagen Sie mal, was ist das denn hier? Da wird man da vorne angeschrien: Los, Ausweis her!’ und dann wird man hierher geschleppt. Da weiß man ja gar nicht was los ist. Sagen Sie mal, so geht’s doch nicht“.¹⁷³

Weil alles so rasch ablief, unterstellten kritische Gäste immer wieder missbilligend, die Rezeption sei unfähig, so etwas Chaotisches habe man noch nirgendwo erlebt, hieß es wortwörtlich oder sinngemäß. In Wirklichkeit wurde jeder Zugang registriert, die Personenzahl notiert und bei der Abrechnung nochmals durch gezielte Abfrage überprüft. Auch wurden die Einweiser über den Platz geschickt, um heraus zu finden, wo kostenpflichtige Beistellzelte und Pavillons aufgebaut waren. Es wurde hinterher verglichen, ob sie auf dem Anmeldeformular verzeichnet waren.

Aufgrund der Systematik des genau eingehaltenen Regelwerks und weil unter den Dauer- wie auch den Feriencampern – und nicht zuletzt unter den Angestellten – eine Art selbsttätiger Kontrolle wirkte, war die Übersicht viel umfassender, als es sich die meisten Gäste vorstellen konnten. Schon wegen der ausgeprägten räumlichen Nähe, das stellte bereits Christian Kruse fest, ist die soziale Überwachung auf einem Campingplatz unvermeidlich. Oder wie es einer seiner Interviewpartner zuspitzte: „Beim Camping kommt alles raus.“¹⁷⁴

Verstöße wie etwa das Heckenschneiden während der Brutzeit, aber auch weniger Gravierendes – ein zu laut gedrehtes Radio, Kinder, die an einer der frei zugänglichen Wasserstellen plantschten und dem Vorwurf zufolge Wasser verschwendeten, eigenhändige Montage an der Stromversorgung, falsch geparkte Autos, Nachbarn, die nachts in die Büsche urinieren, Personal, das während der Dienstzeit außerhalb des Platzes gesehen worden war – solche Dinge gelangten informell zur Rezeption oder zur Geschäftslei-

¹⁷³ Aus dem Gedächtnis wiedergegeben, stellvertretend für viele ähnliche Bemerkungen.

¹⁷⁴ Kruse, Christian 1994: Von echten, unechten, Ur-, Auch-, Dauer- und Urlaubscampern. Zum Selbstverständnis von Dauercampern. In: Hofmann (Hg.) 1994, S. 47-69; hier, S. 64. Kruse gehörte zu der bereits zitierten Studien- gruppe unter der Leitung von Gabriele Hofmann, die den Campingplatz Hubertushof beforschte.

tung. Und wenn Gäste gesucht wurden, waren sie im Bedarfsfall sofort ermittelt.

Einem bestimmten Kundenkreis mit langjähriger Erfahrung gelang es, sich im vermeintlichen Chaos Vorteile zu verschaffen. Es waren die Gäste der Jugendwiesen. Sie standen über Handy und Internet miteinander in Verbindung und waren durch Erzählungen ihrer älteren Geschwister und Freunde mit den Gegebenheiten vertraut. Die Erfahrenen unter ihnen kannten die schlechter kontrollierten Eingänge, darunter die öffentlich zugängliche Pizzastation des Campingrestaurants. Und sie wussten, was sie erwidern mussten, wenn sie von einem Nachtwächter angesprochen wurden. Trotzdem wurden viele erwischt, die unangemeldet hier verkehrten. Das war zumeist der Fall, wenn sie betrunken waren. Die anderen nahm der Platz, wie Roger H. sagte, als „Werbung“ in Kauf.¹⁷⁵

Über die Zahlungsmoral beklagte sich die Geschäftsleitung von jeher. Schon vor dem Umbau mogelten sich – zumal an wirtschaftlichen Spitzentagen wie Pfingsten oder Fronleichnam – dutzendweise Besucher auf das Gelände, um dort befreundete Ferien- oder Dauercamper zu besuchen bzw. sie wurden von ihren Gastgebern herein geschmuggelt. Wächter, die abgestellt waren, dies zu verhindern, hatten an den besagten Tagen viel zu tun, unaufhörlich gingen Funksprüche über Walkie-Talkie hin und her. Das könnte zweierlei bedeuten: Dass sich Menschen zum Betrug verleiten lassen, wenn sich die Chance dazu bietet. Oder eben, dass ein in den Kontext Urlaub eingebetteter Campingplatz als ein Raum angesehen wird, an dem die Normen des Alltags nicht gelten und man sich weniger aufgefordert fühlt, einer Zahlung Folge zu leisten, als beispielsweise in einem Restaurant.

Mit dem neuen System und dem Umbau der Einfahrt ergaben sich neben den alten auch neue Möglichkeiten des Betrugs, etwa indem Dauercamper ihre Zugangskarten für die vollautomatische Schranke an Verwandte und Bekannte weiterreichten. Beim Hereinfahren fielen diese Personen kaum auf. Die Einnahme-Ausfälle, die so an Eintritts- und Übernachtungsgeldern entstanden, waren beträchtlich. Wer sich erwischen ließ, musste

¹⁷⁵ Unter den Jugendlichen meiner Heimatgemeinde war K. in den 80er- und 90er-Jahren ein beliebtes Urlaubsziel. Die Schwierigkeit bestand den Erzählungen zufolge darin, als eine Gruppe von Jugendlichen überhaupt Zugang zu erhalten. Weitere Freunde hereinzuschmuggeln sei einfach gewesen. Wobei jedoch mindestens ein solcher Betrug ans Licht kam, weil die jungen Männer ihre alkoholbedingte Ausgelassenheit nicht zu zügeln vermochten. Die Beteiligten erzählen diese Anekdotten bis heute. Dasselbe gilt für Dauercamper, die als junge Feriengäste ebenfalls vom Platz geworfen wurden.

andererseits mit der sofortigen Kündigung oder mit der seines Gastgebers rechnens.¹⁷⁶

3.4 Nicht vorhandener Raum

Als mir Roger H. 1988 vor meinem ersten Arbeitsaufenthalt erklärte, was ich auf dem Campingplatz K. zu tun haben würde, sagte er prägnant: „Da Platz schaffen, wo keiner ist“.¹⁷⁷ Obwohl er mir schilderte, wie das im Einzelfall zu bewerkstelligen wäre, machte ich mir keine klaren Vorstellungen von der Arbeit.

Aufgabe des Anmeldepersonals war es, das Gelände bis auf den letzten Handbreit Boden zu füllen, um schließlich, wenn gar nichts mehr frei war, Provisorien zu schaffen.

Zunächst versuchte man, die Lücken zu komprimieren. Das war der Grund, warum bis in die Jahre nach 2000 keine Parzellen ausgewiesen waren. So war es möglich, Caravans und Wohnmobile, Zelte, Autos, Fahrräder und Motorräder auf engstem Raum zusammenzupressen. Gäste, denen das nicht gefiel, konnten nicht auf Abstände und Grenzen pochen – es gab diese Abstände und Grenzen nicht.

Streit war an der Tagesordnung. Camper, die bereits dicht beim Nachbarn standen, sahen nicht ein, warum sie noch stärker zusammenrücken oder sie ihr Auto wegstellen sollten, weiter fort, an den Rand einer 100 Meter entfernten Straße oder auf den Nachtparkplatz. Im Selbstverständnis der allermeisten Camper musste das Auto direkt beim Wohnwagen parken. Dafür waren sie bereit, ihre eigene Bewegungsfreiheit einzuschränken, sogar dann, wenn ein Parkplatz auf der gegenüberliegenden Straßenseite zur Verfügung stand. Auch in diesen Fällen nahmen die Besitzer ihre Autos lieber mit auf ihre Parzelle und engten so ihren Freiraum ein.

Am besten fügte es sich aus Mitarbeitersicht, wenn der neue Gast seinerseits an das Mitgefühl der bereits anwesenden Camper appellierte, indem er beschrieb, wie vergeblich seine bisherige Suche war. Mit manchen hatte man das vorab abgesprochen. Ich erinnere mich an mindestens einen Kunden, der mir zuzwinkerte, ich solle ihn nur machen lassen, er werde das schon regeln. Andere gingen augenscheinlich davon aus, es würde gar nicht nötig sein, an das Mitleid zu appellieren, es genüge unter Campern der

¹⁷⁶ Dass ständig betrogen wurde und es sich dabei nicht etwa um Missverständnisse handelte, weiß man, weil täglich auch viele Stammgäste, ertappt wurden.

¹⁷⁷ Eigene Erinnerung.

Hinweis, man habe bisher Pech gehabt. Doch gab es Anwohner, die sich auch in diesen Fällen weigerten, ihr Fahrzeug zur Seite zu rücken. Die sinngemäßen Antworten lauteten, man habe das Auto schon zweimal weggefahren, irgendwann reiche es. Man wolle ebenfalls Urlaub machen und habe bezahlt wie die übrigen Gäste auch. Andere dürften ihr Auto schließlich auch bei sich neben dem Wohnwagen behalten.

Beharrte der Alteingesessene auf seinem Standpunkt, nutzte man dessen nächste Abwesenheit, um die umstrittene Lücke trotzdem zu belegen. Wo zuvor das Auto des Gastes geparkt hatte, stand jetzt ein Caravan und er musste sich einen weiter entfernt gelegenen Parkplatz suchen. Mir gegenüber behaupteten verschiedentlich Kunden, sie würden aus Angst um ihren Parkplatz schon gar nicht mehr aus dem Campingplatz hinaus fahren.

In dem Maß, in dem in der Hochsaison mehr und mehr umherirrende Urlauber mit immer bescheideneren Wünschen zum Tor hereindrängten, wurde es zunehmend einfacher, die Abstände zu verkleinern. Mit steigendem Druck waren die Kunden offensichtlich zu immer größeren Zugeständnissen bereit. Diese Bereitschaft rührte sicher daher, dass sich allmählich bei allen Beteiligten der Blick veränderte. Die Ankommenden waren von Torschlusspanik getrieben, während sich die Anwesenden schon an die Enge gewöhnt hatten. So erschienen viele Lücken als passable Plätze, obwohl sie das eigentlich nicht waren. Kaum hatte der Andrang nachgelassen, verkleinerte sich die Fläche wieder. Wo vorher zwei Familien mit zwei Wohnmobilen wie selbstverständlich beieinander gestanden hatten, parkte jetzt ein Auto und es wirkte auf Gäste wie Angestellte, als sei damit das Maximum ausgeschöpft.

Wegen der engen Bestimmungen und weil man strikt darauf achtete, einheitlich zu handeln, fiel jeder Verstoß gegen die Anweisungen des Personals sofort auf. Betreffende Gäste mussten sich umstellen. Eigenmächtigkeiten durfte man nicht dulden, andernfalls wurde man selbst in der Anmeldung von Kollegen und Vorgesetzten zur Rede gestellt. Die schlechten Vorbilder machen Schule, hieß es. Durchsetzungsfähigen Personen gelang es trotzdem, sich verschiedentlich zu behaupten. Sie nahmen sich mehr Platz, stellten ihren Wagen, wie es ihnen eher behagte. Die Nachahmer, die sich tatsächlich schnell einfanden, beriefen sich auf den Nebenmann. Dieses Verhalten setzte sich dann fort, auch wenn der Beispielgeber längst abgereist war.

Der umgekehrte Fall war der häufigere. Im Sommer 1988 trat ein neues Team von Einweisern seinen Dienst an. Ihm fehlte die Erfahrung und wahrscheinlich spürten das die

Feriengäste. Nach den Maßstäben der Anmeldung geriet die Aufstellung katastrophal. Wo zwei Wohnwagen zu stehen hatten, stand nur einer, Autos verstellten weitere Möglichkeiten und überall klafften Lücken. Der Rezeptionsleiter rief daher einen Freund zu Hilfe. Jörg P., ein Geschäftsmann, hatte schon ein paar Jahre zuvor in K. ausgeholfen. Auf seiner Tour durch das aus Sicht der Rezeption am schlimmsten betroffene Gebiet stellte sich der damals etwa 45 Jahre alte Jörg P. mit der Autorität eines Kommandeurs vor frühstückende Familien und informierte sie, sie hätten ihre Vorzelte loszumachen, die Wohnwagen zu drehen und ihre Autos auf den Parkplatz des Campingrestaurants zu fahren. Ein Gast fragte daraufhin fassungslos: „Warum das denn?“ Die Erklärung wurde so vorgetragen, als ob sich der Frager zu schämen habe, warum er das nicht selber wisse: „Warum? Na, weil der Platz gebraucht wird. Darum.“¹⁷⁸ Weitere Versuche, zu diskutieren, glitten an dem Ordner ab. Nach kurzer Zeit befand sich das Gebiet in Aufruhr, die einen beredeten sich und gestikulierten, während andere bereits die Heringe ihrer Vorzelte aus dem Boden zogen. Innerhalb kurzer Zeit glich das betreffende Familiengebiet einer eng gestaffelten Ausstellungsfläche von Wohnmobilen und Wohnwagen. Vereinzelt reisten Gäste nach solchen Aktionen ab. Die allermeisten blieben jedoch. Daneben fielen oft Drohungen der Kunden, sie würden sich bei dem zuständigen Campingclub beschweren, in dem sie einflussreiche Funktionäre kennen. Das wurde überwiegend auf die leichte Schulter genommen. Insgesamt war der Betrieb aber doch bedacht, die Gäste zu begütigen. Verschiedentlich kam es tatsächlich zu einem Nachspiel, das den Betrieb zwar nicht ernstlich gefährdete, aber als störend empfunden wurde. Nach der Neugliederung durch den Geschäftsmann war die Arbeit für das Einweisungspersonal in dem Gebiet einfach. Neu anreisende Gäste mussten nicht mehr aufgefordert werden, wie sie sich stellen sollten, sie folgten von selbst der vorgefundenen Ordnung. So verhielt es sich selbst noch in der Nachsaison, als immer größere Flächen frei wurden und neu ankommende Gäste sich ihren Platz alleine aussuchen durften. Obwohl meterweite Lücken frei waren, richteten sie sich vielfach nicht mit größerem Abstand ein, sondern standen Seite an Seite zu einem Nachbarn und waren von den verbliebenen Gästen aus der Hochsaison kaum zu unterscheiden. Da neuerdings ein Großteil der Feriengast-Flächen eingemessen und parzelliert ist, lässt

¹⁷⁸ Die Szene und der Ausruf sind aus dem Gedächtnis wiedergegeben.

sich die Zahl der heute vorhandenen Plätze mit rund 340 beziffern. Da es auf einigen Sonderflächen weiterhin keine Grenzmarken gibt, war es dort noch immer möglich und von der Direktion gewünscht, die Einheiten eng zu stellen. „Wann wird dieser Platz wegen Überfüllung gesperrt?“, brüllte mich im Jahr 2007 ein Zeltcamper an und drohte, er würde den Betrieb anzeigen, wenn man noch ein einziges weiteres Zelt auf die „Familienwiese“ befördere. Am selben Tag schimpfte eine weitere Camperin: „Der Nachbar hat ja bald seine Füße bei mir mit drin“.¹⁷⁹

3.5 Provisorien

In wirtschaftlich erfolgreichen Sommern war die zur Verfügung stehende Fläche innerhalb kürzester Zeit belegt. Sackgassen waren zugestellt; teilweise auch Durchgänge und Wege. Schon vor der Einfahrt ragten auf einem Zierstreifen Zelte auf, zwischen den Bootsplätzen am Strand standen sie und einmal logierte eines sogar auf einer Teerfläche die ausreichend verwittert war, um Heringe einschlagen zu können. Passte nichts mehr auf die offiziellen und halboffiziellen Möglichkeiten, bot man den neu Ankommenden „provisorische“ Plätze an. Das bedeutete, die Kunden durften sich in den Vorgarten oder auf die Terrasse eines Dauercampers stellen, sofern der im Moment nicht anwesend war. Grundsätzlich möglich war die Doppelbelegung aufgrund von Klauseln im Mietvertrag der Dauercamper, die andeuteten, dass die Direktion bei Überkapazitäten kurzfristig auf die vermieteten Grundstücke zurückgreifen dürfe.

Bestand Interesse, konnte der Gast das Notquartier am nächsten Morgen gegen einen regulären Platz eintauschen. Oder er ging das Wagnis ein und blieb so lange, bis der Besitzer erschien. In dem Fall musste er auf der Stelle umziehen, wenn der Hausherr darauf bestand. Nur nachts galt ein Friedensgebot. In vielen Fällen gelang es aber, die Dauercamper auch dann milde zu stimmen, wenn sie vor 18 Uhr hätten auf die Räumung bestehen können. Die Gespräche endeten mit Aufforderungen wie: Für heute Nacht können die Leute stehenbleiben, aber morgen früh müssen sie verschwinden.

Forderte ein Dauercamper die Gäste auf, in der Dämmerung abzubauen, war im Grunde kein Widerspruch möglich. Die Mitglieder der Rezeption und auch die Betriebsleitung merkten sich den Vorfall allerdings. Kam es später in anderem Zusammenhang zu einer

¹⁷⁹ Im August 2004 auf einem Notizzettel mitprotokolliert.

Auseinandersetzung, hielt die Direktion dem Dauercamper diese Episode vor. Dann musste er sich beschuldigen lassen, er sei nicht an einer gedeihlichen Zusammenarbeit interessiert. Genauso wie alle anderen Dinge, die der Verwaltung missfielen, landeten diese Vorkommnisse auf einer ungeschriebenen Liste, immer zu dem Zweck, die Betroffenen bei einer späteren Konfrontation damit unter Druck setzen zu können. Dazu gehörte unter anderem die Entdeckung, dass ein Dauercamper seine Brötchen billiger beim Bäcker im Nachbarort einkaufte, statt im Supermarkt, der zum Platz gehörte.

Die Langzeitgäste reagierten üblicherweise erbost, wenn Wochenende für Wochenende ein neues fremdes Zelt auf ihrem Grundstück stand. Manche Dauercamper waren nicht einmal wirklich weg gewesen, sondern hatten den Platz nur kurzfristig verlassen. Nun stand auf ihrem Grundstück eventuell ein Wohnmobil mit fremden Menschen, die es sich behaglich gemacht hatten.

Nachträglich, wenn die Hochsaison vorüber war und Horst W. kostenlos ganze Anhänger voller Grassamen für die geschundenen Vorgärten zur Verfügung gestellt hatte, wurden die Vorfälle von den betroffenen Dauergästen zuweilen als ein großer Spaß dargestellt. Zur Zeit des Geschehens war die Sichtweise von vielen, die hinterher am meisten lachten, mitunter eine andere. Manche schimpften, viele tobten regelrecht.

Gegenüber den so einquartierten Gästen hatte ich anfangs die Gefahr eines Umzuges regelmäßig kleingeredet. Das war ein Fehler. Je deutlicher man sagte, der Besitzer könne theoretisch schon in den nächsten Minuten erscheinen, desto weniger Grund hatten sie enttäuscht oder böse zu sein, wenn dieser Fall dann eintrat. Für mich zunächst erstaunlich, nahmen die allermeisten das Angebot aber selbst dann an, wenn man ihnen eröffnete, es sei eher wahrscheinlich als unwahrscheinlich, dass der Besitzer bald erscheint.

Manche Untermieter mussten bis zu drei Mal umziehen, bis sie einen dauerhaften Platz hatten oder die Sache leid waren und abreisten. Es konnte aber auch sein, sie hatten Glück. So logierte im Sommer 2004 ein junges Musikerpaar mehrere Tage in einem Vorgarten. Nun rechnete man damit, sie würden umziehen müssen, sobald am Wochenende der Großteil der Dauercamper auf den Platz zurückkehrt und mit ihr der eigentliche Besitzer. Doch das Paar blieb weiterhin unbehelligt. Wie sich später herausstellte, lag der betreffende Dauercamper zu der Zeit in einer Klinik. Bemerkenswert war, wie die Musikanten, die von dieser relativen Sicherheit eben so wenig wussten wie die Re-

zeption, das Grundstück immer mehr vereinnahmten. Zunächst stand ihr VW-Bus noch am Rande des Vorgartens. Am Schluss bildeten Wohnwagen, Vorzelt und ihre Bus mit Vorzelt optisch eine Einheit. Ihren Aufenthalt in K. beendeten diese Gäste mit einem spontanen Konzert vor dem Supermarkt.

In einigen Fällen kam es so weit, dass sich Dauercamper und Überraschungsgäste dauerhaft anfreundeten. Die Dauermieter hatten die Feriencamper auf ihrem Grundstück vorgefunden und ihnen gestattet, vorübergehend zu bleiben. Im Laufe der kommenden Stunden und Tage wurden sich die Familien so sympathisch, dass sie nicht nur diesen, sondern auch den nächsten Urlaub gemeinsam verbrachten. Nicht unbedingt auf derselben Parzelle, aber in nächster Nähe.

Manche Dauercamper, die ihren Platz selten besuchten und bei einer Visite Fremde antrafen, erlaubten diesen Fremden zu bleiben. Sie hätten sie von der Parzelle schicken können, hätten aber damit rechnen müssen, dass nach ihrer eigenen Abreise sofort eine neue Einheit platziert wird. Von den Nachfolgern wussten sie jedoch nicht, ob sie sich ordentlich benehmen. Es wurde immer wieder die Befürchtung geäußert, die Betroffenen könnten in den Wohnwagen einbrechen, Müll zurück lassen oder in den Garten urinieren.¹⁸⁰ Also gestatteten sie den Gästen ausdrücklich, sie dürften bleiben und eventuell sogar später einmal wiederkommen. So konnte man es erleben, dass Feriengäste, wenn sie an die Schranke vorfuhren, dem Pförtner zuriefen: Wir brauchen keinen Platz. Wir gehen zu unserem Dauercamper – wobei die Bedeutung auf dem Wort unserem lag. Ähnlich verliefen Fälle, in denen die provisorisch untergebrachten Gäste den Besitzer gar nicht kennenlernten, weil er dauerhaft abwesend war, wie etwa im Falle der beiden Straßenmusikanten. Die Feriengäste, die auf einem solchen Platz standen und ihn als komfortabel erlebten, kamen dann ebenfalls mehrere Jahre hintereinander nach K. Sie betrachteten die Parzelle als die ihre. Eine Frau, die ich im Jahr 2003 kennenlernte, ließ bei der Abfahrt sogar immer wieder Teile ihrer Ausrüstung auf einer solchen Parzelle zurück. Sie käme bald wieder und habe keine Lust, alles zweimal ein- und auszupacken, erklärte sie mir. Schließlich gab es die Variante, dass sich Feriengäste selber einen „Vorgarten im Dauercampergebiet aussuchten. Es handelte sich um jüngere Leute, die sich in K. auskannten. „Wir suchen uns was“, riefen sie beim Hereinfahren. Man ver-

¹⁸⁰ All das kam in K. nur marginal vor und nicht in dem hohen Ausmaß, wie oft behauptet wurde.

gewisserte sich anschließend nur, ob sie nicht eine Parzelle gewählt hatten, die durch Absprachen belegt war.

Wie auch immer die Aufenthalte auf provisorischen Plätzen verliefen, zusammenfassend wird man sagen dürfen: Sehr viele Urlauber gingen das Wagnis ein und waren bereit, sich auf fremdem Eigentum niederzulassen.

3.6 Abwehrstrategien

Es darf nicht der Eindruck entstehen, als hätten sich alle Gäste den Befehlen und Launen des Personals mit einer ans Lächerliche grenzenden Servilität unterworfen. Die Angestellten mussten trotz gewisser Rückendeckung darauf bedacht sein, dass der überwiegende Teil der Kunden blieb und der Betrieb nicht durch Beschwerden übermäßig gestört wurde. Dass einige Camper ihren Willen durchsetzen konnten, etwa ihren Wagen so stellen, wie sie selber es wollten, wurde schon erwähnt. Auch schafften es Einheiten verschiedentlich, sich einen Platz zu erkämpfen, der eigentlich nicht für sie vorgesehen war.

Wenn Dauercamper ihren Besitz unzugänglich machen wollten, konnten sie Zäune errichten, Ziersteine setzen, Springbrunnen, Tische und andere Accessoires platzieren. Halb geöffnete Türverkleidungen oder hoch gerollte Jalousien sollten bewirken, dass die Angestellten glauben, die Besitzer weilten auf dem Platz, während sie in Wirklichkeit Stunden vorher nach Hause gefahren waren. Manche abgereiste Dauercamper stellten Gläser und Bierflaschen auf den Gartentisch, um den Eindruck zu erwecken, sie seien in der Nähe.

Dauercamper, die im Umland wohnten, kontrollierten ihren Platz in der Hochsaison in Abständen. Andere ließen ihr Grundstück von den Nachbarn bewachen, die sie telefonisch informierten, wenn dort eine Einheit abgestellt wurde. Auch behaupteten Nachbarn wider besseres Wissen, der abwesende Besitzer trete dieser Tage seinen Urlaub an und könne theoretisch schon in der nächsten Stunde erscheinen.

Zudem bestand für befreundete Dauercamper die Möglichkeit, den Platz des Nachbarn zu sperren, indem sie ihr eigenes Auto darauf parkten. Den Verträgen nach war das im Grunde nicht gestattet. Oder die Nachbarn – auch das kam vor – wandten sich direkt an die Feriengäste und erklärten ihnen, wenn auch verklausuliert, sie seien hier nicht will-

kommen. Das beeindruckte selbst Gäste, die den Platz eingangs gerne belegen wollten. Manchmal kam das sogar vor, wenn es sich dabei nicht um Vorgärten sondern um die regulären Einzel-Parzellen innerhalb eines Dauercampergebietes handelte. Die Angestammten trugen vor, es sei zu dieser Jahreszeit in dieser Ecke sehr schattig, der Stromkasten sei schwer erreichbar, schon beim letzten Mal seien beim Kabelverlegen Blumentöpfe zerbrochen und beim Rangieren mit den Wohnanhängern oder Mobilien würden regelmäßig Vordächer heruntergerissen. Zuweilen hieß es auch unverblümt: „Ja muss das sein? Ich park’ hier mein Auto.“ Nachdem die Feriengäste das gehört hatten, wandten sie sich teilweise entschuldigend an den Angestellten: „Ach wissen Sie, da fühle ich mich nicht wohl. Hätten Sie nicht noch was anderes – unter richtigen Campern?“¹⁸¹

Im Gegenzug konnte es geschehen, dass ein Einweiser bei sich bietender Gelegenheit eine Einheit auf das Grundstück stellte, selbst wenn gar kein dringender Bedarf bestand. Verschiedentlich gab es Fälle, in denen Rezeptionsmitglieder und Dauergäste kollaborierten. Der Einweiser schonte die Parzelle eines Dauercampers und sorgte dafür, dass ansonsten nur „ruhige“ Leute in dessen Straße kamen, er ließ seinen Parkplatz während der Hauptferien unangetastet oder erwies ihm einen sonstigen Gefallen. Im Gegenzug sagte der Dauercamper dem Angestellten nach bestem Wissen, welche Nachbarn an diesem Wochenende anwesend sein würden und welche mit großer Wahrscheinlichkeit nicht. Dann konnte man diese Plätze beruhigt belegen. Daneben gab es Dauercamper, die ausdrücklich erlaubten, dass man ihren Platz unter der Woche benützte. Die Bedingung war, er habe pünktlich leer zu sein, wenn sie am Wochenende oder einem genau festgesetzten Termin eintreffen.

Feriengäste, die ihr Territorium sichern wollten, hatten weniger Möglichkeiten. Wie beschrieben gab es Camper, die eigener Erzählung zufolge mit Argusaugen über ihren Platz wachten. Ständig auf unliebsame Überraschungen gefasst sein zu müssen, störte viele. Daneben gab es solche, denen die fortlaufende Auseinandersetzung offenbar ein gewisses Vergnügen bereitere. Es gehörte zu ihrer Tagesunterhaltung.

Möglicherweise reicht der Radius dieser Art von Unterhaltung sehr weit, selbst dann, wenn am Schluss der Episode der Betroffene dann doch als der Leidtragende dasteht,

¹⁸¹ Der Satz fiel gleichlautend im gesamten Beobachtungszeitraum immer wieder.

weil er unvermittelt umziehen oder ungebetene Gäste in Kauf nehmen musste, nachts durch Lärm beeinträchtigt wurde oder anderes Ungemach zu ertragen hatte. Eine Frau, die auf einem Reservierungsplatz am Hauptweg stand, hörte ich gegenüber einem mir nicht bekannten Gesprächspartner ins Handy sagen: „Und das soll der Komfortplatz sein.“ Ihre Frustration war kaum überhörbar. Die Frau hatte geplant, gebucht, war einen weiten Weg hergefahren, bekam nun etwas geboten, was nicht ihren Vorstellungen entsprach und hatte das Problem, sich arrangieren oder umdisponieren zu müssen. Und doch schwang in ihrer empörten Stimme auch eine Spur von Erheiterung darüber mit, was man ihr da zuzumuten wagte. Es war ihr wohl ein Bedürfnis, sich bei jemandem Trost zu holen, aber auch, diesen Skandal als aufsehenerregende Nachricht an andere zu vermelden.

Der Volkskundler Thomas Wittich bezeichnete negative Urlaubs-Erlebnisse als „Katastrophen-Souvenirs“,¹⁸² die noch nicht einmal in jedem Fall umgelogen als vielmehr uminterpretiert werden müssen, um sich nachträglich sogar noch in Erheiterungsgeschichten zu verwandeln, die dann therapeutische oder selbsterhöhende Wirkung haben, zumal wenn sie den Erzähler und sein Erlebnis gegenüber Dritten in ein besonderes, außergewöhnliches, beinahe spektakuläres Licht rücken.¹⁸³ So kann man als Leidtragender aus Niederlagen und Zurücksetzungen am Ende doch noch Gewinn schöpfen. Der Psychologe Christoph Köck spricht hier von „Grenzerfahrungs-Geschichten“.¹⁸⁴ Zynisch formulierte es Roger H. in Bezug auf die Gäste in K.: „Das wollen die doch so. Die erleben doch sonst das ganze Jahr über nix.“¹⁸⁵ Das ist mehr als stark übertrieben. Indessen vertreten Tourismusexperten durchaus die Ansicht, dass leichte choques in der Wahrnehmung beitragen, das Urlaubserleben zu vertiefen. Deshalb werden sie von Ferienplanern und Erlebnismanagern teilweise bewusst eingesetzt, freilich in abgemilderter Form.¹⁸⁶

¹⁸² Wittich, Thomas 2004: Reisegefahren und Urlaubsängste. Die touristische Erfahrung von Bedrohung und Unsicherheit als Gegenstand narrativer Darstellungen. Dissertation zur Erlangung des akademischen Grades Doktor der Sozialwissenschaften in der Fakultät für Sozial- und Verhaltenswissenschaften der Eberhard-Karls-Universität Tübingen. Münster / New York / München / Berlin, S. 33.

¹⁸³ Vgl. Ders. S. 251-256; vgl. außerdem Fendl, Elisabeth und Löffler, Klara 1995: Die Reise im Zeitalter ihrer technischen Reproduzierbarkeit: zum Beispiel Diaabend. In: Cantauw (Hg.) 1995, S. 55-68.

¹⁸⁴ Köck 2005, S. 5.

¹⁸⁵ Gedächtnisprotokoll.

¹⁸⁶ Auch Grötsch glaubt an die Nachhaltigkeit solcher Wirkungen, wenn er sagt, „Aha-Erlebnisse“ seien imstande, die Beziehung zwischen dem Touristen und seiner touristischen Umwelt zu vertiefen. Vgl. Ders. 2006, S. 69.

3.7 Plätze und ihre individuell, situativ variierende Beliebtheit

Wo sich heute die erwähnten „Komfortplätze“ befinden, parkte man früher die weniger gewinnbringenden Einheiten: Alleinerziehende Eltern mit zwei Kindern, Paare mit nur einem Kind, Rentner, die angekündigt hatten, nur eine Nacht zu bleiben und denen man den Platz überließ, weil man nicht mehr damit rechnete, dass an diesem Tag noch eine größere Einheit eintreffen würde. Außerdem standen dort solche Einheiten, die ausdrücklich dort stehen wollten.

Wer den Namen „Rennbahn“ für die verkehrsbefrachtete Straße aufbrachte, ist nicht mehr festzustellen. Er war unter Einweisern ebenso wie unter Campern gebräuchlich.

Ich tat mich bis zuletzt schwer, die „Rennbahn“ Gästen anzubieten, weil ich mich dafür schämte. Als ich bei einem Besuch 1997 einen kriegsversehrten Rentner meiner Heimatgemeinde dort traf, wagte ich dem Mann kaum in die Augen zu schauen. Den haben sie hier abgestellt, dachte ich mir und hielt mich unwillkürlich für mitverantwortlich.

Nicht weit entfernt von diesen Plätzen lag die Jugendwiese. Wenn in der Hochsaison der Partykrawall und das Gebrüll der Nachtwächter die ganze Nacht andauerten, war die Fluktuation an der Hauptstraße aber auch sonst anderntags entsprechend hoch. „Außer der Musik machte auch lautes Grölen alkoholierter junger Leute jede Nachtruhe unmöglich“, beschwerte sich eine Lehrerin in einem Leserbrief, der 1995 in einer Lokalzeitung veröffentlicht wurde.¹⁸⁷

Doch manchen Campern machte das nichts aus, es gab selbst unter Familien regelrechte Liebhaber der „Rennbahn“. Ein Bekannter, Fritz Z., der früher mit seiner Familie regelmäßig am Hauptweg stand, schmunzelte in einem Interview nachträglich: „Die sind morgens von der Jugendwiese runtergekommen, dreckig, gegrölt – besoffen halt. Aber es war was los.“ Fritz Z., leitender Angestellter in einem Konzern, schwärmt bis heute vom Hauptweg. „Da war immer Halligalli, da hast du immer sofort Kameraden gehabt.“¹⁸⁸ Fritz Z. ist der Sohn des erwähnten kriegsversehrten Rentners. So erfuhr ich Jahre nach der Begegnung, dass sich zum Zeitpunkt, als ich den Vater in K. traf, die ganze Familie dort aufgehalten hatte, und dass sie nicht, wie ich meinte, abgestellt war, sondern die Stelle aus freier Entscheidung und gern angenommen hatte.

¹⁸⁷ Erschienen im August 1995 in einer Lokalzeitung. Aus Gründen der Anonymisierung nicht eingehend zitiert.

¹⁸⁸ Interview mit Fritz Z. am 9. März 2004.

Ich möchte noch weitere Beispiele vom Leben an der Hauptstraße geben.¹⁸⁹ Ein Wohnmobil im Wert von 120.000 Euro mit einem Autoanhänger, darauf ein Kleinwagen für Ausflugsfahrten, fährt vom Seitenstreifen herunter und die Straße abwärts, Richtung Ausgang. Zahlreiche Köpfe wenden sich nach ihm um. Der Urlaub des Besitzers ist vorbei, beim Verlassen des Platzes ruft er aus dem Wagenfenster zur Anmeldung hinüber, er werde zum Saisonstart kommenden Jahr pünktlich wieder auf einen Besuch da sein.¹⁹⁰

Ein älterer Mann mit nacktem Oberkörper und einem geknoteten Tuch auf dem Kopf hockt in den ruhigeren Nachmittagsstunden am Straßenrand und liest ein Magazin. Wie er bei einem sich zufällig ergebenden Gespräch erzählt, ist er Dauercamper auf einem Platz im Schwarzwald. Camping sei eine „Philosophie“, meint er, das fange „ja schon ganz früher an“.¹⁹¹ Der Mann, der mit seiner Frau in einem stattlichen Wohnmobil anwesend ist, ist der Mittelpunkt einer Gruppe von Gästen, die sich zuvor nicht kannten, aber sich durch ihn kennenlernten. Sie stehen und sitzen oft zusammen. Unverkennbar wirkte der Mann in seiner jovialen, offenen Art begütigend auf die Nachbarn, die mit ihrem Platz an der viel befahrenen Straße zunächst nicht einverstanden waren. Jetzt bilden sie eine lockere Gemeinschaft.

Einige Meter weiter steht der QEK-Junior der Familie S., ein Kleinwohnwagen aus DDR-Beständen. Die Familie verkehrte mehrere Jahre hintereinander in K. Sie setzte ihren Anhänger, das Zelt der Tochter, Grill, Tisch und Stühle gekonnt in Szene. Dass sie keinerlei Platz um sich herum hatten, störte sie dem Augenschein zufolge nicht. Stets hatten die Eltern spätnachmittags ein Bier in der Hand, stets lief Musik im Hintergrund.¹⁹² Wenn sie Gäste empfangen (Freunde und einmal mutmaßlich auch die Großmutter), grillten sie vor dem Wohnwagen, zusammengedrängt, Stuhl an Stuhl und waren sichtlich guter Laune.¹⁹³

Etwas weiter konnte man einer ähnlichen Familie aus dem Saarland begegnen, auch Frau und Herr T. waren mehrere Jahre hintereinander in K. Abends saßen sie oft vor

¹⁸⁹ Die Szenen, die ich beschreibe, ereigneten sich nicht zeitgleich, sie sind aber typisch. Eine komplette Beschreibung der gesamten Straße an einem ganz bestimmten Tag der Hochsaison hätte im Wesentlichen auch an mehreren Jahren hintereinander dasselbe Bild ergeben. Die dafür notwendige Beobachtungszeit hatte ich nicht. Ich halte die hier exemplarisch aneinander gereihten Impressionen für zulässig, um einen zutreffenden Eindruck zu vermitteln.

¹⁹⁰ Eigene Wahrnehmung.

¹⁹¹ Notiz vom August 2003.

¹⁹² Zum QEK-Junior vgl.: http://de.wikipedia.org/wiki/QEK_Junior.

¹⁹³ Notiz vom August 2003.

ihrem Auto, auf dem ein Dachzelt montiert war. Bei einem Eindruck, an den ich mich erinnere, hatten sie die Füße an die Kante ihres Campingtisches gestützt und den Blick auf die Straße unmittelbar vor sich geheftet. Dabei riefen sie Menschen, die offensichtlich ähnlich gut gestimmt waren, und die sie mal mehr, mal weniger gut kannten, scherzhafte Bemerkungen zu.

Dazwischen traf man Gäste, die nicht fröhlich wirkten. Auf meine Frage, ob er früher schon einmal in K. gewesen sei, erwiderte ein Mann, der vor seinem Wohnwagen saß: „Nein, auf dem Containerfriedhof waren wir noch nie.“¹⁹⁴ Damit war für ihn die Unterhaltung beendet.

Zwei Paare, eines davon jünger, aus Mitteldeutschland, das andere älter und aus Kassel, schimpften über die Zustände und kündigten an, schnellstmöglich abreisen zu wollen. Einer der Gründe, warum sie trotzdem mehrere Tage blieben, war, dass sie sich angefreundet hatten und sich, wie ich aus ihren Reden schloss, als Schicksalsgenossen verbunden fühlten. Abends grillten sie miteinander.

Noch weiter vorne am Haupteingang stand im August 2003 eine Gruppe, die nachts regelmäßig beisammen saß. Das nachfolgende Gespräch ist eines der wenigen, die ich in K. aufgezeichnet habe, und das auch verwertbar war. Ich möchte es im Rahmen der Eindrücke von der teils beliebten, teils unbeliebten Hauptstraße wiedergeben. Es war gegen 22.15 Uhr, die achtköpfige Gruppe Erwachsener im Alter von 25 bis 35 Jahren hatte sich mit ihren Kindern in einem lockeren Kreis vor ihren Zelten auf Decken und Luftmatratzen zusammengesunden. Weil gar nicht anders möglich, hockten einige von ihnen buchstäblich auf der Straße. Alle tranken Bier und Wein, versuchten mit gesenkter Stimme zu sprechen. Da es aufgeregter durcheinander ging, wurde es doch hie und da lauter, Gekicher, dann wieder eindringliches „Pst“, „Pst“. „Setz dich daher, trinkst eins mit?“ – die Einladung an mich hätte sicher auch jedem anderen gelten können, der sich gegenüber der Gruppe aufgeschlossen gegeben hätte. Mit wurde der Grund des heutigen Beisammenseins erklärt: „Wir machen morgen los (...). Da aus der Reihe reisen noch mehrere ab (...) Würzbürger, Freiburger, die wo neben uns [unverständlich].“

Die Gruppe gehörte also ursprünglich nicht zusammen, stellte ich fest. Polyphone Antworten:

¹⁹⁴ Im August 2003 nachträglich protokolliert.

„Nö. (...) hier kennengelernt. (...) Das waren nur die Leute vom Wasserhahn' (...) Wir sind immer zusammengesessen. Gestern sind wir hier gegessen. Wir machen Zelt-Saufen! Wir machen eins nach dem anderen durch. [Gelächter.] Die anderen sind abgereist, die wo, (...) die, Nachtschwärmer'. Die waren nett, die haben uns einen Zettel geschrieben. Haben sich bedankt, dass sie neben dran stehen dürfen. Haben uns noch Bier aufgenötigt (...) schön' Zettele geschrieben (...) die Offenburger waren schon mal da (...) die Uracher das letzte Jahr schon mal getroffen. (...) Schwaben sind das zweite Mal (...) Also wir kommen das nächste Mal wieder und wir wollen wieder den Platz unter dem Apfelbaum [ebenfalls am Hauptweg]. Das ist so schön, wenn die Äpfel alls aufs Zelt [fallen] ... Aber wir haben schattig“

Ich sagte daraufhin: „Hier am Eingang ist doch der Teufel los?“

„Ja, du gewöhnst dich dran. Wir waren das letzte Mal (...) vor zwei Jahren, bei dem Dauercampern, Schreinermeister, das war superruhig, du hast zwar Kontakt zu den anderen gehabt, aber so, dass man zusammen sitzen könnte, war da nicht. (...) von Norddeutschland gekommen (...) und der Opa da, wo Dauercamper war, der war froh, dass jemand mit ihm geschwätzt hat, (...) der hat mir jeden Morgen die Bildzeitung gebracht (...) oh, am Anfang hab ich auch gesagt: ‚Oh Straße, das ist vielleicht ein bisschen blöd'. Aber das ist auch interessant, ne?“

Ein anderer bestätigt: „Ja, absolut“. Wieder durcheinander: „Wir lachen uns einen Ast! (...) Was da abgeht, da letztens, wo da oben, der vom Wachbatallion [ein Nachtwächter] hat kündigen wollen, wo irgend so (...) habt ihr das mitgekriegt? (...) Aber der Nachtwächter war lauter wie die Jungs selber (...).“¹⁹⁵

Ich: „Also habt ihr auf jeden Fall gute Unterhaltung?“ Antwort: „Absolut“. Dann wieder Stimmengewirr, es folgte die nächste Geschichte, gleichfalls ein Tageserlebnis. Die Wortführerin der aus drei Familien bestehenden Gruppe war es, die schließlich einen Platz reservieren wollte, obwohl das damals noch nicht möglich war. Sie sagte, sie wolle im nächsten Sommer mit den neu gewonnen Bekannten zurückkehren. Ich sagte ihr zu, ich würde im Rahmen meiner Möglichkeiten versuchen, einen komfortablen Platz freizuhalten. Das wollte die Mutter zweier Kinder jedoch nicht. Sie würden nur wiederkommen, wenn sie erneut die Plätze an der Straße belegen dürften – das nächste Mal jedoch noch weiter vorn, direkt am Eingang. Falls das nicht möglich wäre, drohte mir die Frau ganz ernsthaft, käme sie nicht wieder. (Bezeichnenderweise haben sich die beteiligten Gruppen anschließend nie mehr in dieser Konstellation in K. getroffen.)

Daneben kann es passieren, dass man in dem Menschengewirr auf der Straße einem

¹⁹⁵ Tonbandmitschnitt, transkribiert.

Bekanntem begegnet, den man hier nicht erwartet hätte. Etwa Arndt B., ein Bankdirektor, der mir erzählte, er sei als passionierter Feriencamper aus strategischen Gründen ins Lager der Dauercamper gewechselt. Als zufällig die Sprache auf solche Camper kam, die vorne am Eingang stehen, meint B.: „Da würde ich einen Vogel kriegen.“

Mit der Zu- und Abneigung gegenüber dem neuen Hauptweg verhielt es sich später genauso. Die 16 Komfortplätze, die dort geschaffen wurden, sind zwar verhältnismäßig groß, verfügen über Wasser, Abwasser, Elektrik und Kabelanschluss, liegen jedoch weiterhin an der Hauptdurchfahrt des Platzes, die weiterhin stark belebt ist. Als unerträglich, bezeichneten das viele Kunden, andere waren überaus zufrieden.¹⁹⁶

Campingleben in K. beschränkt sich jedoch nicht auf die Plätze an der Straße. In anderen Vierteln ging es teils geruhsamer, teils ebenso geschäftig zu. Man sieht Feriengäste, die im Sonnenschein dösen, Bücher lesen oder im Kreis an einer gemeinsamen Tafel essen. Es handelte sich nach Zelten und Caravans getrennte sogenannte Familienplätze und -straßen. Je nach Nähe zum Wasser oder zu bestimmten Einrichtungen und bestimmten Bedürfnissen folgend (etwa schnelle Erreichbarkeit der Pforte, um Hunde ausführen zu können) waren sie beliebt, teils begehrt. Dass es aber auch hier bis in die jüngere Zeit und noch nach der Umstrukturierung turbulent zugehen konnte, lässt sich an der Beschwerde des Kunden ermessen, der damit drohte, den Betrieb anzuzeigen, wenn noch ein weiteres Zelt auf die „Familienwiese“ gestellt würde.

Eine Besonderheit stellten, was die Beliebtheit anbelangt, die ehemaligen Dauerplätze zwischen anderen Dauercampers dar. Einige waren geräumig, andere lagen nahe am Strand. Bei dritten handelte es sich um solche, die ich als unzumutbar bezeichnen würde. Das Problem war aber nicht ihre periphere Lage oder dass ein Teil von ihren langjährigen Besitzern wie eine Baustelle zurückgelassen worden war, selbst das störte verschiedene Feriengäste nicht. Es war vielmehr das schwierige Verhältnis zwischen Dauercampers und Campers, das schon dargestellt wurde und auf das noch einzugehen ist.

Jugendzeltplätze spielten in der Geschichte des Platzes eine bedeutende Rolle. Sie befanden sich im Lauf der Jahrzehnte an verschiedenen Stellen, wurden immer mehr ausgelagert und schließlich ganz geschlossen und umgewidmet. Die berühmteste war die „A.-Wiese“. Circa 400 Zelte standen dort in Stoßzeiten dicht an dicht. Eines versperrte

¹⁹⁶ Ich gebe die Ausdrücke aus dem Gedächtnis wieder. Lob oder Kritik hörte man tagtäglich.

dem anderen den Eingang, und wenn die Bewohner in ihre Schlafsäcke wollten, mussten sie über die Zeltleinen der Nebenleute steigen. Im Sommer 2003 war das nicht der Fall, weil die Behausungen so eng standen, dass einige Jugendliche nur die Innenkabinen ihrer Iglus aufbauten und auf die Außenhaut verzichteten.

Ausgeleuchtet von Straßenlampen und durch einen mannshohen Zaun von der Außenwelt getrennt, hatte die „A.-Wiese“ nachts etwas von einem Gefangenenlager. Wenn obendrein viel Müll herumlag, erinnerte sie an Elends- und Gewalttäterviertel, wie man sie in Science-Fiction-Filmen gezeigt bekommt: Internierung, Straflager – ein womöglich unangemessener Vergleich, er wurde aber immer wieder, auch von Gästen, geäußert.¹⁹⁷ Weil dort ‚die Party abging‘ und die Mehrzahl der Jugendlichen just deswegen gekommen war, erfreute sich das Gelände großer Beliebtheit.

Junge Leute, bei denen man unsicher war, ob man sie überhaupt aufnehmen wollte, weil sie aus verschiedenen Gründen nicht vertrauenswürdig wirkten, ließ man nicht auf die „A.-Wiese“, sondern quartierte sie in einen abgelegenen Streifen ein. Direkt neben diesem eingezäunten und von Hecken umfriedeten Gelände befand sich der Standplatz für die Abfallcontainer, denen ein süßlich-fauler Geruch entströmte.

Zwei junge Männer, die Anfangs der 90er-Jahre nach einem Platz fragten, hätte man aufgrund ihrer unscheinbaren Kleidung und ihres höflichen Auftretens nicht dorthin gebracht. Doch das Angebot, ihnen einen Platz zu zeigen, schlugen sie aus. Das sei nicht nötig, sie wüssten schon, wo sie ihr Zelt am liebsten aufstellen würden, dort sei auch bestimmt etwas frei: In dem Streifen, „wo die Container stehen“.¹⁹⁸ Dort seien sie letztes Jahr gewesen, dort hätten sie nette Leute getroffen. Vermutlich hatte man die beiden im Vorjahr genötigt, den Platz zu nehmen, und sicher waren sie damals nicht einverstanden gewesen. Dann formte sich wohl eine Gemeinschaft, und der Streifen gewann für die beiden eine eigene Qualität. Auffälligerweise bezeichneten sie den Platz als „da, wo die Container stehen“. Andere Jugendliche bezeichneten den Streifen als „Müllplatz“ oder „da, wo es so stinkt“.¹⁹⁹ Daneben gab es weitere, die aus eigenem An-

¹⁹⁷ Der Reisejournalist Horst Krüger, der selber mit dem Wohnwagen unterwegs war, zog bezüglich Campingplätzen sogar Vergleiche zu Konzentrationslagern und Gefangenschaft. Vgl. Krüger, Horst 1980: *Camping. Ein deutsches Sommermärchen*. In: *Unterwegs: gesammelte Reiseprosa. Sonderausgabe 1.-10. Tausend Hamburg*, S. 197-220; hier S. 204f. Enzensberger sprach von „polizeilicher Reglementierung des Zeltens (...), Lagermeister, Lagerordnung“. Ders. 1966, S. 200.

¹⁹⁸ Aus dem Gedächtnis.

¹⁹⁹ Begriffe aus meiner Erinnerung.

trieb in den Streifen wollten, weil er in ihren Augen gegenüber der „A.-Wiese“ Vorteile bot, etwa aufgrund seiner zentralen Lage. Manche betrachteten ihn sogar als verhältnismäßig exklusiv. Auf der „A.-Wiese“, hieß es, versammle sich das Pack und die Primitiven.

In der Hochsaison hatten die Kunden, wie schon festgestellt, vielfach keine Wahl. Sie mussten nehmen, was ihnen angeboten wurde. Dahinter standen teilweise dramatische Geschichten. So logierte im Sommer 2003 eine Familie an der Stirnseite eines Waschhauses. Es handelte sich nicht um eine reguläre Parzelle, sondern um das Ende einer Sackgasse. Ursprünglich beabsichtigte die Familie, in Frankreich Urlaub machen. Nachdem sie tagelang keine Unterkunft fanden, kehrten sie nach Deutschland zurück und waren froh, in K. überhaupt etwas zu erhalten. Während ich in einer Pause mit den Eltern plauderte und sie mir die Stationen ihrer Odyssee schilderten, rief der Sohn mehrmals dazwischen: „Statt Blick auf den See Blick aufs Scheißhaus.“²⁰⁰ Die Eltern verbat sich die grobe Sprache, lächelten aber, vielleicht dachten sie ähnlich.

Aber was ist, wenn die Kunden noch Auswahl haben? Nehmen sie einen bestimmten Platz, weil er ihnen gefällt, oder weil sie aufgrund reiflicher Abwägung bereit sind, Kompromisse zu schließen? Im Jahr 2003 stand noch eine zweite Familie in allernächster Nähe zu diesem Waschhaus. Allerdings nicht an der Stirnseite, wo relative Ruhe herrscht, sondern davor, auf Rasenparkplätzen, zwischen der Straße, dem Eingang und den öffentlichen Geschirrwashbecken. Die Familie hatte ein Jahr vorher schon dort logiert und den Platz im Laufe mehrerer Wochen schätzen gelernt. Bei ihrer Rückkehr wollte sie gar keinen anderen haben. Das sei „der beste von allen“, versicherte mir der Vater.²⁰¹

Die überwiegende Zahl der Gäste lehnte ab, wenn man sie in die allernächste Nähe der Sanitäreanlagen führte: Hätten Sie nicht noch was anderes?, hieß es sinngemäß. Aber gleich der Berliner Familie gab es etliche, die als „erfahrene Camper“ – wie sie sich selbst bezeichneten – ausdrücklich neben den Sanitäreanlagen stehen wollten, wenn es nicht anders ging sogar Wand an Wand. Das sei doch praktisch, hörte man. Zuhause liege die Örtlichkeit ja auch in unmittelbarer Nähe des Wohnbereichs. Das beständige Rauschen der Toilettenspülungen nehme er gar nicht mehr wahr, sagte mir ein Dauer-

²⁰⁰ Aus dem Gedächtnis.

²⁰¹ Gedächtnisprotokoll.

camper, der gegenüber dem Waschhaus wohnte und der, nach eigener Aussage, seine Parzelle mit keiner anderen auf dem Platz tauschen wollte. Auch in der Nachsaison war es regelmäßig so, dass sich die Mehrheit der verbliebenen Wohnwagen um die Sanitäreinrichtungen scharte, obwohl inzwischen genug Raum vorhanden war.

Drei junge Männer beharrten im Spätsommer 2007 darauf, in Seenähe zelten zu wollen. Das Gelände stand zu einem Drittel unter Wasser, war im Übrigen vermatscht und die Radiovorhersage meldete weitere Regenfälle. Das kümmerte die drei nicht. Andere Angebote lehnten sie ab. Sie seien gekommen, um beim Zelten am See ihre „Kameradschaft zu erproben“ und das würden sie auch tun. Sie hätten eine Bundeswehrausrüstung dabei.²⁰² Andere waren ähnlich genügsam, so wie eine Dreiereinheit von zwei Wohnmobilen und einem Wohnwagen, die über sich erzählten, sie seien im Motorradrennsport engagiert und enge Fahrerlager gewohnt. Die drei rückten auf einer Weggabelung zu einem Fort zusammen und fühlten sich dort, vom Verkehr umflossen und doch durch ihre Fahrzeuge abgeschirmt, ein Wochenende lang so wohl, dass sie der Anmeldung bei der Abreise zum Dank eine Flasche Wein schenkten.

„Zeigen Sie uns mal einen schönen Platz“ oder „ein schönes Plätzchen“, lautet der Satz, den man von den allermeisten der ankommenden Gäste hörte. Auch wenn das Personal aufgrund seiner Erfahrung viele Leute mit ihren Vorlieben und Gewohnheiten richtig taxierte, war andererseits nicht vorherzusagen, womit die Menschen zufrieden sein würden. Das zeigt bereits die relative Beliebtheit der „Rennbahn“. Es gibt weitere Beispiele für Stellen, die von Rezeptionsmitgliedern als unzumutbar eingeschätzt wurden und dennoch bei Gästen ehrliches Entzücken hervorriefen. Umgekehrt wurden von der Rezeption so betrachtete Renommierplätze empört zurückgewiesen: „Ich bin gelinde gesagt entsetzt“,²⁰³ kommentierte im Sommer 2002 ein Kunde aus Berlin die Inaugenscheinnahme seiner Reservierung, von der die Verwaltung glaubte, sie gehöre zu den besten Parzellen des Campings. Der Mann reiste umgehend ab und wollte nicht einmal seine Anzahlung zurück.

Wenn sich Gäste beklagen oder sich freuen, ist eindeutig, was sie bewegt. Was in denjenigen vorgeht, die nichts äußern, lässt sich kaum sagen. Der erwähnte Fritz Z. erzählte mir gegenüber, er denke bei der Ankunft weder in K. noch auf einem anderen Camping

²⁰² Im August 2005 notiert.

²⁰³ Im Sommer 2004 notiert.

über seine Parzelle nach. Für ihn sei die Fahrt mit dem Caravan „reiner Stress“. Angekommen nehme er, was ihm angeboten werde, Hauptsache, die Fahrt sei zu Ende und der Wagen komme zum Stehen. Über die Qualität der Parzelle urteile er erst später.²⁰⁴ Sehr oft äußerten Männer mir gegenüber, ihnen selbst sei der spezielle Platz gleichgültig – ihrer Frau müsse die Stelle gefallen, im Urlaub müsse sie zufrieden sein. Auch wenn das zuweilen etwas gönnerhaft klang, überließen sie doch de facto ihrer Frau die Entscheidung oder akzeptierten ihr Nein auch dann, wenn ihnen selbst der zunächst gezeigte Platz gefallen hätte und sie vorab mir gegenüber zugesagt hatten, ihn nehmen zu wollen.

²⁰⁴ Interview mit Fritz Z. am 9. März 2004.

V. Die Camper nach Gruppen

In Schönwettersommern war der Ferienpark übersät mit Wohnwagen, Zelten und Fahrzeugen. Berücksichtigt man noch Tagesbesucher, die gegen eine Gebühr baden gingen oder befreundete Camper besuchten, belief sich die Zahl der Personen an einem schönen Ferienwochenende auf ca. 6.000. Aufgrund der verloren gegangenen Parzellen dürften es inzwischen nicht mehr so viele sein. Wer den Zustrom an den Hauptanreisetagen zum ersten Mal erlebte, der sah an der Pforte ein verwirrendes Ein und Aus und erblickte auf dem Platz ein wogendes Meer von Farben und Köpfen, hörte ein Auf und Ab von Stimmen und Geräuschen, roch tausenderlei Gerüche, Abgasqualm, Holzkohlenduft, Schwaden von Seifengewölk, die aus den Waschhäusern drangen. So ging es mir selbst und so ging es, ihren Schilderungen nach, allen meinen Besuchern, wenn sie sich interessehalber an die Pforte stellten, das Treiben eine längere Zeit verfolgten und dann über den Platz spazierten. Die meisten äußerten sich fasziniert über das Aufkommen, das sie in dieser Größe und Stärke in dem sonst beschaulichen Urlaubsgebiet nicht erwartet hätten.

Auf der Straße, im Waschhaus, auf der Piazza und am Strand sind Dauercamper und Camper und zumal ihr sozialer Hintergrund nicht zu unterscheiden.²⁰⁵ Weiter ist es so, dass der überwiegende Teil des Platzes einen ähnlichen Tagesrhythmus führt. Er erwacht kollektiv, wenn es warm wird; die Gäste streben den Waschhäusern zu, widmen sich anschließend einem ausgiebigen oder zumindest langen Frühstück, begeben sich mittags zum Strand oder auf Exkursion oder erledigen häusliche Arbeiten. Das verrät zunächst nur wenig über den soziokulturellen Hintergrund der Gäste.

1. Feriencamper

Das Gros der Feriengäste kam aus Süddeutschland. Engländer, Spanier und Franzosen waren an einer Hand abzuzählen, Niederländer traf man bis in die 90er-Jahre relativ viele, danach kaum noch. Spätestens ab 2006/07 war diese Gruppe jedoch wieder stark

²⁰⁵ In vielen Urlaubswelten treten Profession und Status des Alltags weit zurück. Vgl. Hennig 1999, S. 27f. u. 51. Knebel sprach von der „totalen Rolle“ des Touristen, der als Tourist, aber eben nur als solcher erkennbar ist. Ders. 1960, S. 100. Hennig sieht darin eine der demokratisierenden Tendenzen des Tourismus. Sie machen touristische Orte zu utopischen Orten der Gleichheit beziehungsweise die äußere Gleichheit trägt mit dazu bei, dass sich an solchen Orten die Regeln der Alltagswelt aufheben. Vgl. ders. 1999, S. 27f. u. 51.

vertreten.²⁰⁶

Früher spannte sich die soziale Schichtung unter dem Großteil der deutschen Feriengäste von Teilen der Einkommens-Unterschicht bis hinauf zur mittleren Mittelschicht. Nach dem Umbau hat sich diese Schichtung augenscheinlich nach oben verschoben. Die Gestalt des Arbeiters, der in der Jogginghose und im Unterhemd mit der Zigarette im Mund über den Platz schlendert, war rar geworden. Man wurde in den Jahren nach 2003 kaum noch mit der milieuüblichen Anrede „Chef“ angesprochen. Der Grund für das Lifting-up lässt sich erahnen: Zum einen ist Campen grundsätzlich nicht billig, zum anderen sind gerade in K. die Preise nach dem Umbau und der Einrichtung vieler neuer Serviceleistungen gestiegen. Ich halte es deshalb nicht für übertrieben, von einer Gentrifizierung des Platzes zu sprechen.²⁰⁷ Manche Dauercamper sagten, nachdem die erste Phase der Umstrukturierung abgeschlossen war, K. sei vornehm oder pseudo-vornehm geworden. Es schwangen hier Anklage, Bitterkeit und Verunsicherung mit.

Wenn nachfolgend Camper-Gruppen aufgezählt werden, folgt die Unterscheidung zum einen den Wohnformen, zum anderen der in K. vom Personal vorgenommenen Sortierung, die sich aus praktischen Erfordernissen, dem Alter der Gäste und Aspekten des Profits erklärte. Es handelt sich hier zwar die um die Wahrnehmung von Seiten des Betriebes, doch sie war es ja, die einzelne Gruppen erst existent machte. In sich selbst waren die Gruppen freilich heterogen.

1.1 Wohnformen: Zelte, Caravans und Wohnmobile

Bei der Gruppe der Zeltcamper handelt es sich vielfach um jüngere und sehr junge Leute. Das liegt teils daran, dass Zelten die billigste Camping-Wohnform darstellt. Von

²⁰⁶ Niederländer, die ich im Jahr 2005 befragte, meinten, die Urlaubsländer des Südens seien in vergangenen Jahren zu teuer geworden. Franzosen, Spanier und Italiener logierten nur gelegentlich in K. und verweilten nur kurz. Engländer blieben von jeher länger auf dem Platz und waren üblicherweise mit dem Wohnwagen da. Allerdings beschränkte sich auch ihre Zahl auf nur wenig.

²⁰⁷ Gentrifizierung meint im Sinne der Stadtforschung üblicherweise „eine Aufwertung eines Wohngebietes sowohl in physischer als auch in sozialer Hinsicht (...). Dieser Prozess beinhaltet den Austausch von statusniedriger Bevölkerung durch statushöhere.“ Marquardt, Tanja 2006: Käthes neue Kleider. Gentrifizierung am Berliner Kollwitzplatz in lebensweltlicher Perspektive. Tübingen, S. 36. Ich halte den Begriff an dieser Stelle für zulässig, weil er geeignet ist, die gestalterische Absicht des Platzumbaus abzubilden. Zulässig ist der Vergleich außerdem, weil auch gentrifizierte Stadtviertel längst nicht mehr nur zum Wohnen dienen, sondern im Rahmen touristischer Konzepte zu „Erlebniswelten, zu komplexen Konsumorten und Schauplätzen inszenierter Urbanität mutiert sind.“ Sonnenberg, Gritt 2005: Gentrifizierte Stadtviertel: gewachsene oder konstruierte Erlebniswelten? In: Wöhler (Hg.) 2005, S. 165-176; hier S. 165. Ich habe indessen keine Auskünfte darüber, wie groß die Zahl derer ist, die auf andere Plätze ausweichen oder die statt Camping preiswertere Urlaubsformen wählen, etwa All-Inclusive-Urlaube in der Türkei. Meldungen zufolge hatten die so bezeichneten Billigflieger im Entstehungszeitraum dieser Studie enormen Zulauf. Vgl. „Schwarzwälder Bote“, 8. März 2007(b).

finanziellen Zwängen abgesehen gibt es aber Menschen, die diese Form einfach um ihrer selbst willen mögen. Wohnwagen und Wohnmobilen stehen sie kritisch gegenüber, weil sie sie im Straßenverkehr für unhandlich halten. Oder es fehlt an einer Unterbringungsmöglichkeit während des übrigen Jahres. Wie man an Beispielen belegen kann, steigen viele älter werdende Camper vom Zelt auf komfortable Wohnwagen oder Wohnmobile um, aber eben nicht alle. Trotz ihrer finanziellen Möglichkeiten schlagen manche, wie sie mir selbst erzählten, weiterhin lieber Heringe ein. Vorwiegend unter den Niederländern reisten in K. viele Familien mit Zelten an, richtigen Wohnburgen. Bei deutschen Familien sind, meiner Wahrnehmung zufolge, Groß-Iglus sehr beliebt geworden, während sich Steilwandzelte auf dem Rückzug befanden. Gleichzeitig gibt es natürlich junge Camper, die von Anfang an mit Caravan oder Wohnmobil unterwegs sind.

1.2 Gäste mit Migrationshintergrund

Ab den 1990er-Jahren kamen in zunehmender Zahl Migrantenfamilien aus den ehemaligen Sowjetrepubliken nach K. Sie waren zumeist mit dem Zelt unterwegs und so gut wie gar nicht mit dem Wohnmobil oder Caravan. Eine Erklärung wäre, dass diese Mitbürger bei ihrem Erscheinen in K. noch nicht lange genug im Land waren und für eine derartige Investition kein ausreichendes Kapital ansparen konnten. Vielleicht verhielt es sich auch so, dass diejenigen, die solche Wagen besaßen, andere Plätze, etwa im Ausland, bevorzugten. Fast immer reisten mehrere deutschstämmige Familien oder Pärchen gemeinsam an. Nach ihren Wünschen befragt, kam es ihnen hauptsächlich darauf an, nahe beieinander zu stehen. Bevorzugt nahmen sie das Angebot an, auf freien Dauerplätzen logieren zu können. Angebote auf den offiziellen Zeltwiesen, auch wenn dort noch Platz war, lehnten sie ab und wollten eine Alternative gezeigt bekommen. Das war der Grund, warum diese Gäste in K. gleichfalls als eigene Gruppe betrachtet wurden.

Zu diesem Verhalten befragte ich den erwähnten Ferdinand Stoll, der im Jahr 2003 mein Kollege war und der über Migrationsverhalten von Kasachstandeutschen promovierte. Die Ursachen für das distanzierte Verhalten gegenüber anderen Campern sah er darin, dass sich Übersiedler, wenn sie die deutsche Sprache schlecht beherrschen, in Deutschland fremd fühlen. In den Augen ihrer Umwelt drückt sich hier ihre „Andersar-

tigkeit“ aus, was dann „Ausgrenzungen“ und „Abwertungen“ zur Folge hat.²⁰⁸ Einer belastenden, vielleicht auch unfreundlichen Konfrontation entgehen sie durch Rückzug auf den Freundeskreis. Die anonymen vormaligen Dauerparzellen, mit wenig kontaktfreudigen Nachbarn, abgegrenzt durch Hecken und Wohnwagenwände, eignen sich ideal, um unter sich zu sein. Die Betreffenden direkt zu fragen habe ich versäumt. Erstens bestand wenig Gelegenheit, zweitens ging ich unbewusst davon aus, dieses Verhalten falle in den Bereich der Migrationsforschung. Sicher hätten die Aussagen interessante Rückschlüsse erlaubt.

Türkische oder weitere in Deutschland lebende Migranten waren übrigens so gut wie überhaupt nicht auf dem Platz anzutreffen.

1.3 Niederländer

Klein, aber augenfällig war die Gruppe der Niederländer. Niederländer gelten in Deutschland ganz allgemein als Camper-Nation. Vollkommen willkürlich ist das Klischee nicht, da die Camping-Industrie in Niederland schon früh stark entwickelt war.²⁰⁹ Für den Betrieb stellten Niederländer schon aufgrund der statistischen Geburtenstärke beliebte Gäste dar. Sie reisten oft mit drei oder mehr Kindern an, die mit über 14 Jahren auf der Gebührenliste schon ins Erwachsenenalter zählten. Fast immer verlangten sie mit ihren Wohnwagen oder Zelten einen Platz inmitten von anderen Campern. Einzelparzellen im Dauercampergebiet lehnten sie bis auf wenige Ausnahmen ab. „Ihr Kollege wollte mich isolieren“, beschwerte sich bei mir ein Mann, dem ein Mitarbeiter eine entsprechende Lücke angeboten hatte.²¹⁰ Zum einen dürften sich die Gäste inmitten einer Umgebung, die ihnen wie eine deutsche Vorortsiedlung anmutet, fremd gefühlt haben, zudem merkte man Aussagen und Kommentaren an, dass die Mehrzahl am Campingleben teilnehmen wollte. Es machte vielen nichts aus, am Hauptweg oder in der Nähe des

²⁰⁸ Stoll, Ferdinand 2007: Kasachstandeutsche. Kasachstandeutsche Migrationsstrategien im Übergang von ethnischer zu transnationaler Migration – aus der Sicht von Kasachstan. Kisslegg (Eigenverlag). Ursprünglich als Dissertation an der Universität Freiburg 2007 erschienen. Ebd., S. 166.

²⁰⁹ Der Campingtourismus war in Niederland früh stark entwickelt. Um 1982 machte er dort fast die Hälfte des Gesamttourismus aus. Damit übertraf er statistisch den damals durchaus gut entwickelten deutschen Campingtourismus. Vgl. Hachtmann 2007, S. 164. Zur (deutschen) Vorstellung des Niederländers als Camper nur ein Beispiel: Im März 2009 war in einer Zeitung von einem niederländischen Frachtschiff zu lesen, das den Neckar blockierte: „Stau. Noch nicht mal Sommer, und schon behindern die Niederländer den Verkehr. Statt mit Caravan-Kolonnen auf der Autobahn (...) diesmal mit einem Schiff auf dem Neckar (...). Henrichmann, Peter 2009: Der Neckar hat Verstopfung. In: „Südwestpresse“, Freitag 20. März 2009, S. 1.

²¹⁰ Gedächtnisprotokoll.

belebten Sanitärgebäudes zu stehen. Viele hatten sogar Spaß daran („Wi will wat sehen.“)

In K. gingen Direktion und Anmeldung unreflektiert davon aus, dass Niederländer per se zur Gruppenbildung neigen, weil sie nicht vereinzelt sondern meist in kleineren Kolonien beisammen lagerten. Es begegnete mir mehrfach, dass auch Außenstehende K. als den Platz assoziierten, „wo die Holländer an der Straße stehen“.²¹¹ Die Gruppenbildung kann auch dadurch verursacht sein, dass innerhalb der Rezeption bestimmte Vorstellungen über die Präferenzen niederländischer Camper herrschten und man mit diesen Gästen stets in die gleichen Straßen bestimmter Charakteristik fuhr. Dort kam meist schon bei der Besichtigung ein erster Kontakt mit Landsleuten zustande und es war damit zu rechnen, dass der Gast blieb, wenn der Platz auch sonst einigermaßen annehmbar war. Hierin unterscheiden sich Niederländer nicht von anderen. Kommen Gäste mit dem Nebenmann sofort ins Gespräch und stellen fest, dass sie schon auf denselben Campingplätzen campen, dieselben Wohnwagen fahren, gleichaltrige Kinder haben oder wenn die Hunde sich sofort vertragen, lassen sie sich meist nieder.

1.4 Jugendliche

Schließlich gab es die zahlenmäßig sehr große Gruppe der Jugendlichen, ihrerseits Zeltcamper. Junge Pärchen, die gedachten, einen ruhigen Urlaub zu verbringen, oder sportlich motivierte Frühaufsteher bildeten unter ihnen eine Minderheit. Einen Eindruck von dem, was die allermeisten von ihnen in K. zu finden hofften bzw., wovon diejenigen, die auf der Suche waren, angezogen wurden, vermittelte längere Zeit eine Webseite im Internet. Wer „Kiffen“ und den Ortsnamen von K. in die Suchmaschine eingab, gelangte in ein Forum, in dem die Schreiber die Vorzüge der „A.-Wiese“ schilderten. „A.“ ist die hier vorgenommene Abkürzung für den Namen, welcher der Wiese noch aus der Zeit der landwirtschaftlichen Nutzung anhaftete. In Anlehnung an diesen Namen nannten die Bewohner das Areal aber die „Abfüllwiese“. Der Austausch beginnt mit der Anfrage eines 15-Jährigen.²¹² Ich gebe die Eintragungen nachfolgend mit den orthographischen Fehlern wieder:

„Wer von euch war schon in K. (...) campen und wie fandets ihr?“

²¹¹ So drückte sich eine Radioreporterin aus, mit der ich am 21. August 2004 von K. aus ein Telefongespräch führte.

²¹² Die Seite scheint inzwischen entfernt worden zu sein. Letztmals rief ich sie am 17. Juni 2008 auf.

Ein nach eigenen Angaben 23-Jähriger antwortete:

„Ich war schon da und ich fands ziemlich krass, vor allem wenn man auf die A.-Wiese (Abfüllwiese) abegschoben wird. Las Jugendlicher ist das allerdings so gut wie immer der Fall. Leider hats geregnet als ich da war und alles war ziemlich matschig und dreckig. Die haben sogar ein Schild aufgestellt (Rutschgefahr) nur wegen dem Matsch. Aber sonst ists eigentlich echt lustig da. Alle sind nur am saufen oder am kiffen. Ich würd zwar noch mal nach K. gehen, aber dann besser ausgerüstet und nicht länger als eine Woche.“

Ein Schreiber, der sich selber „spacekeks“ nannte, kommentierte dazu: „K. is damned goil!!!“ Ein „Buffalo-Soldier“ fügte hinzu: „Ich hab gehört da ist es Gottesgeil, voll gechillt, viel zu ballern und so. Ich fahr dieses Jahr hin und freu mich schon riesig drauf wird bstimmt hammerlustig!“

In einem Internet-„Erfahrungsbericht“, der heute noch im Internet erhalten ist, teilt ein „Onkelmatze28“ über die Wiese mit:

„Die Stimmung kann man nur als grandios beschreiben. Man könnte vermuten hier trifft sich das schlimmste Gesocks der süddeutschen Jugend.. und irgendwie ist es auch so. Aber das bringt gutes mit sich: Man kann fast jedem ganz offen Anlabern, es gibt kaum Eigenbrödler und jeder will nur eines: Fette Party. Und die ist eigentlich dort den ganzen Tag. Doch die meisten Aktivitäten sind so ab 21 Uhr zu verzeichnen und gehen meist bis 04 Uhr. Es ist auch keine Seltenheit manche Leute schon zum Frühstück Bier trinken zu sehen. Ach ja: Flirtfaktor 100 %“²¹³

Keine der Beschreibungen ist übertrieben. Bei Regen verwandelte sich das überfüllte Gelände in einen Morast. Noteinsätze gehörten zum Wochenlauf, wobei es zumeist darum ging, Folgen eines Alkoholexzesses zu lindern, darunter auch Verbrennungen nach der nächtlichen Explosion eines Gaskochers, ebenfalls in Folge von Trunkenheit. Die Rettungskräfte gaben sich verärgert, wenn sie wieder und wieder auf die Wiese gerufen wurden. Bei schlechtem Wetter beschmutzt der Morast ihre Kleidung, und einmal wurden die Sanitäter bei einem gravierenden Notfall von Angetrunkenen mit Gesang empfangen: „Saufen bis der Notarzt kommt, Duwah, Duwah ...“ Diese letzte Darstellung kenne ich nur aus der Erzählung eines Kollegen, habe aber andere Rettungseinsätze erlebt und war dabei, wenn morgens die Aufgabe anstand, die auffälligsten Störenfriede aufzufordern, den Camping zu verlassen und die Bewohner jener Zelte aus dem Schlaf

²¹³ Die Seite stand unmittelbar vor der Publikation dieser Studie immer noch im Internet. Aufgrund der gebotenen Anonymisierung kann auch diese Internetadresse nicht zitiert werden.

zu rütteln, die über Nacht den meisten Unrat angehäuft hatten. Jetzt war die „Abfüll-Wiese“ zur „Abfall-Wiese“ geworden, wie die Jugendlichen selbst sagten. Rauchgeräte und Haschisch fielen dem Weckdienst regelmäßig in die Hände. Anschließend drohte man den Besitzern so lange mit der Polizei, bis sie bereit waren, die Utensilien abzugeben. Die Angestellten dachten jedoch nicht daran, die Polizei wirklich einzuschalten. Der Betrieb hatte mit den Behörden bereits Probleme genug.

Ohne Zweifel stellte die A.-Wiese die ergiebigste Einnahmequelle des gesamten Platzes dar. Die Jugendlichen waren anspruchslos, zudem waren ihre Zelte fast immer voll belegt und der zur Verfügung stehende Raum maximal ausgelastet. Auch der Supermarkt profitierte von der Klientel. Wie ich teils auch aus den Berichten von jüngeren Bekannten weiß, lebten sie im Urlaub in K. wie die spanischen Bauern in Hemingways Fiesta: Zu Beginn wägen sie noch sorgfältig ab, wofür sie ihr Geld ausgaben. „Am Ende der Fiesta war es ihnen dann ganz gleich, was sie bezahlten und wo sie kauften.“²¹⁴ Genauso in K: Waren die mitgebrachten Alkoholvorräte aufgebraucht, versorgten sich die Gruppen aus dem Laden am Platz, obwohl Wodka, Bier, Lambrusco, Campari oder Bacardi hier erheblich mehr kosteten als in einem Discounter außerhalb.

Nicht nur andere Gäste beschwerten sich über infernalischen Krach oder über betrunkenen Jugendliche, von denen sie angepöbelt worden waren. Vor allem übten das Landratsamt und die Polizei immer stärkeren Druck aus und forderten ein Ende. Der Betreiber sah sich von Jahr zu Jahr immer öfter vor die Frage gestellt, ob der zweifellos beträchtliche Gewinn im Verhältnis zu den Kosten und Schäden steht. Er musste Nachtwächter bezahlen, Sachbeschädigungen ausgleichen und sich mit Beschwerden von Gästen auseinandersetzen. So war der Ruf des Betriebes gefährdet, wenn nicht bereits in Mitleidenschaft gezogen. Daher wurde die „A.-Wiese“ 2004 in eine Familienwiese umgewandelt. Zwei Jahre lang nahm K. Jugendliche nur noch auf, wenn sie von geschulten Leitern betreut wurden. Erst 2007 ließ man zögerlich wieder einzelne Bewerber durch die Schranke.

²¹⁴ Hemingway, Ernest 1977: Fiesta. In: Ernest Hemingway. Gesammelte Werke in zehn Bänden, Bd. 1, Die Sturmfluten des Frühlings /Fiesta. Hamburg, S. 83-274; hier S. 199.

2. Dauercamper

Die Feriencamper sind auf ihren jeweiligen Flächen von Dauercampnern umgeben. Nachbarn haben direkten Kontakt zu ihnen. Sonst begegnen sich Dauer- und Feriencamper auf der Straße, am Strand, am Hauptplatz, im Supermarkt, im Waschhaus.

Unter den Dauercampnern zieht es einige Rentner schon im April nach K., wo sie die gesamte Saison verbringen und nur selten nach Hause fahren. Von den jüngeren, die arbeiten müssen, sind viele fast jedes Wochenende hier, manche schauen, wenn sie nicht allzu weit entfernt wohnen, auch werktags nach Feierabend vorbei. Wie auf andern Plätzen begegnet man in K. solchen Dauercampnern, die sich während des gesamten Sommerurlaubs auf ihrer Parzelle aufhalten sowie solchen, die das gerade nicht tun. Die Letztgenannten fahren in den großen Ferien fort und/oder kommen erst zu einem späteren Zeitpunkt nach K., wenn der Hochbetrieb abgeklungen ist. Einige Dauercamper ziehen dazu ihren fahrbereiten Wohnwagen vom Platz, andere benutzen einen zweiten, der zuhause bereit steht. Sie sind also nicht nur Dauercamper, sondern auch mobile Feriencamper. Andere reisen auf andere Weise in den Urlaub oder bleiben womöglich in den eigenen vier Wänden.²¹⁵

Früher kamen die Dauercamper aus dem gesamten süddeutschen Raum und darüber hinaus. Inzwischen liegt – an den Nummernkennzeichen eindeutig zu erkennen – die Mehrzahl bei solchen, die ihren Hauptwohnsitz in der näheren Umgebung des Platzes haben. Was die Schichtzugehörigkeit betrifft, finden sich in der Zentralkarte die Namen von Ärzten, Anwälten und höheren Beamten, bei der Masse der Dauergäste handelt es sich jedoch um Handwerksmeister, mittelständische Unternehmer und Angestellte. Dies war mein Eindruck, der im Wesentlichen von den Büromitarbeitern und zudem von meinem Gewährsmann Wolfgang P. bestätigt wurde. Menschen aus dem Arbeitermilieu oder aus sozialen Randbereichen traf man immer weniger. Das spürte man auch am Umgang. Wenn sich Nachbarn früher nicht grün waren, kam es bis in die 1990er-Jahre zu körperlichen Auseinandersetzungen. Einmal verprügelte eine Dauercamperin eine Feriencamperin, nachdem sie sich nicht einigen konnten, wer von ihnen die letzte freie

²¹⁵ Entsprechende Beschreibungen von mobilen, nicht-mobilen und nicht-mehr-mobilen Dauercampnern finden sich u.a. bei Joachim Fuchs, einem weiteren Mitarbeiter der Hofmann-Studie. Fuchs; Jochim 1994: „Wir sind freier, das ist alles“. In: Hofmann (Hg.) 1994, S. 71-95; hier S. 78. Außerdem bei Gabriele Hofmann selbst. Vgl. Hofmann, Gabriele: Der mobile Mensch? Dauercamper zwischen Mobilität und Verharren. In: Dies. (Hg.) 1994, S. 119-157; hier S. 119 u. 138-141. Wie groß der Anteil der mobilen Dauercamper in K. war, vermag ich nicht zu sagen. Vermutlich viel geringer als andernorts.

Waschmaschine im Waschhaus als erste benutzen darf. Heute tragen die Gegner unter den Langzeitgästen ihre Zwistigkeiten verbal oder mit einer Politik der Nadelstiche aus.²¹⁶

Bis in die 90er Jahre waren die Parzellen in K. begehrt. Für jeden Dauercamper, der ging, stand schon ein neuer Bewerber in der Warteschlange. Unliebsame Mieter wurden damals von der Zentralverwaltung aus geringfügigen Anlässen gekündigt und mussten es sich dabei teilweise gefallen lassen, im Hauptbüro angebrüllt zu werden. In einem Fall ging es darum, einen langjährigen Gast loszuwerden, weil man – wie mir der damalige Verwalter verriet – seine großräumige Parzelle anschließend teilen und doppelt vermieten wollte. Grundsätzlich, auch das erzählte mir der Verwalter, drehte es sich aber darum, die Masse der Dauercamper durch regelmäßige Kündigungen willfährig zu halten.

Wenn sich Horst W. in Rage geschrien hatte, konnte man sein Gebrüll weitem hören. Er wusste um diese Wirkung und neben aller spürbaren Lust am Toben war sie kühl kalkuliert. Auffallenderweise benutzte er auch anderen Zeugen zufolge selbst bei schlimmsten Ausbrüchen niemals Schimpfworte und er beleidigte auch niemals jemanden persönlich. Soweit hatte er sich immer im Griff. Eine Clique von Nachbarn, die in der Brutzeit eine Hecke zerschnitten hatte, musste noch am selben Nachmittag den Platz verlassen.²¹⁷ Es ist nicht bekannt, ob sie verpetzt worden waren. Denkbar wäre es. Denunziantentum war verbreitet. Meiner Ansicht nach ging es dabei weniger darum, dem Nachbarn eins auszuwischen, als sich vielmehr gegenüber Horst W. als vorbildlichen und verantwortungsbewussten Dauercamper zu präsentieren, der auf allgemeine Ordnung bedacht ist. Viele Bewohner dürften sich andererseits tatsächlich rundum mit K. identifiziert und berufen gefühlt haben, die Direktion einzuschalten, wenn eine Sache den Regeln zuwiderlief.

Während meiner Aufenthalte nach dem Jahr 2003 lief das Geschäft mit den Dauerplätzen laut Aussage des damaligen Rezeptionsleiters nicht mehr so gut. Jetzt waren es die Kunden, die mit Kündigung drohen konnten. Verantwortlich dafür, dass das Geschäft schlechter lief, waren zum einen Auflagen des Landratsamtes, das zunächst anordnete,

²¹⁶ Vgl. Kruse 1994, hier S. 63. Laut ihm endeten auf dem erwähnten „Hubertushof“ schwelende Konflikte unter Dauercampern zuweilen dadurch, dass einer der Kontrahenten innerhalb des Platzes umzog. Das kam auch in K. vor.

²¹⁷ Der Vorfall wurde mir so von Wolfgang P. dargestellt, der damals im Zentralbüro arbeitete.

die Zahl der Plätze insgesamt um einige hundert zu reduzieren, und das später außerdem forderte, dass die verbliebenen Dauer-Caravans fortan über den Winter abziehen müssen. Das war andernorts schon immer der Fall, in K. jedoch nicht.²¹⁸ Zahlreiche Dauer-camper erklärten, sie würden bei Inkrafttreten der neuen Bestimmungen ihre Plätze aufgeben. Den einen war das Hin- und Herziehen grundsätzlich zu mühsam, die anderen wollten nicht, wie sie sagten, von vorne anfangen. Beim Herausziehen brachen ihre seit Jahrzehnten fest im Boden verbauten Caravans auseinander und sie hätten sie ersetzen müssen.

Als weitere Erschwernis für das Geschäft mit den Dauerplätzen sind in K. gestiegene Mieten verantwortlich zu machen, außerdem Zuschläge, die mit den Umbauarbeiten begründet wurden, allgemein höhere Lebenshaltungskosten und Kraftstoffpreise. Zudem wurden die Familien kleiner und die Kinder früher selbständig. So lohnt sich das Dauercamping für viele Haushalte nicht mehr.²¹⁹

3. Soziale Topographie: Herkunft und Stil

Wo sind die K.-Camper soziologisch einzuordnen? Vom Einkommen her betrachtet stammen sie überwiegend aus der Mittelschicht. In der Erwartung, dadurch ein schärferes Bild zu gewinnen, habe ich Gerhard Schulzes Konzept der Milieus und alltagsästhetischen Schemata angewandt.²²⁰ Ich erhoffte mir davon Erklärungen. Tatsächlich kor-

²¹⁸ Die Diskrepanz über den Abbau zog sich über ein Jahrzehnt hin und war bis in die jüngste Vergangenheit nicht abgeschlossen. Vermutlich war die Entwicklung des Platzes immer von politischen Großwetterlagen abhängig, außerdem gebunden an die Politik der lokalen Ebene und hier wiederum auch an die informelle Politik nicht-politischer aber einflussreicher Akteure geknüpft. Einen Eindruck davon, wie engmaschig das soziale Geflecht hinter der öffentlichen Kommunalpolitik verknüpft ist, vermittelt etwa der Politikwissenschaftler Hans-Georg Wehling. Vgl. u.a.: Wehling, Hans-Georg / Pfizer, Theodor 1991: Kommunalpolitik in Baden-Württemberg (Schriften zur politischen Landeskunde Baden-Württembergs; Bd. 11). Stuttgart / Berlin / Köln.

²¹⁹ So analysiert es zumindest der innere Kreis um den jetzigen Platzbetreiber.

²²⁰ Schulze, Gerhard 2000: Die Erlebnis-Gesellschaft: Kultursoziologie der Gegenwart. Studienausgabe Frankfurt/M. / New York. Bei den fünf Milieus, in die Schulze die momentane Gesellschaft einteilt, handelt es sich um die sozialen Großgruppen, die sich in Deutschland nach dem Krieg gebildet haben. Ihr Stil ist durch die Kategorien Bildung und Alter bestimmt. Schulze selbst spricht nicht von Stilen, sondern von drei Schemata kollektiver Wahrnehmung und Sinnggebung. Diese alltagsästhetischen Schemata sind nicht streng an die Milieus gebunden, sondern kombinierbar und variabel. Anders als die Gesellschaftsanalyse Karl Marx' oder Pierre Bourdieus ist Schulzes Soziologie damit weniger ökonomisch determiniert und geht nicht von Klassen oder Schichten aus, die relativ statisch in sich verharren. Für Schulze ist die Mehrheit der Menschen in der postmodernen Wohlstandsgesellschaft nicht mehr darauf angewiesen, materielle Werte anzusammeln. Statt um Überleben und Sicherheit geht es heute anscheinend maßgeblich darum, ein aufregendes, schönes und selbstverwirklichtes Leben zu leben. Nachdem sich die sozialen Gegensätze jedoch in jüngerer Zeit zunehmend verschärfen, ist zu bezweifeln, ob die materielle Sorge der Menschen weiterhin zweitrangig bleibt, wenn sie es denn je war. Es mehren sich – gerade auch auf dem Feld des Tourismus – Signale, wonach der soziologische Optimismus der 1980er- und 1990er-Jahre fehlgeleitet war. Die Armut nimmt in Deutschland nicht nur zu, sondern scheint „hochgradig klassenspezifisch“ strukturiert“. Groh-Samberg, Olaf 2004: Armut und Klassenstruktur. Zur Kritik der Entgrenzungsthese aus einer multidimensionalen Perspektive. In: Kölner Zeit-

respondieren Schulzes Einteilungen und die von ihm gelieferten Beispiele mit Eindrücken, die man in K. gewinnt. Auch Christoph Hennig hat versucht, Schulzes erlebnisorientiertes Konzept für den Tourismus fruchtbar zu machen und auch seine Ergebnisse und Thesen lassen sich auf K. abbilden bzw. hier verifizieren.²²¹

Ich projiziere nachfolgend beides auf K; und hier sowohl auf die Ferien- wie auf die Dauergäste.

Was die Verteilung der Milieus betrifft, gibt das vom Hochkulturschema dominierte „Niveaumilieu“ für K. erwartungsgemäß wenig her.²²² Es halten sich dort keine Industriellen, Gymnasialdirektoren oder Lions-Club-Mitglieder auf.²²³ Wer Alters- und bildungsbedingt „das Praktische, das Triviale, das Unruhige“²²⁴ ablehnt, wer einen kontemplativen Reisetil pflegt, wer Massen, Lärm und Unterhaltungsbetriebe weiträumig meidet,²²⁵ verbringt demzufolge seine Ferien nicht an einem Ort wie K. und hat dort auch keinen Dauerplatz. Einer der seltenen Vertreter, der ungefähr der Charakteristik dieses Milieus entspricht, war ein Tübinger Rechtswissenschaftler. Doch befand er sich in der Nachsaison mit seinem Wohnanhänger lediglich auf der Durchreise Richtung Süden.

Ebenso wenig zieht es Angehörige des Selbstverwirklichungsmilieus hierher.²²⁶ Dieses Milieu hat am Hochkulturschema teil. Seine Vertreter gehen laut Schulze auf den anti-konventionellen Distinktionstypus zurück. Sie dominieren die Studentenkneipen, beherrschen den Freizeitsport und überziehen „die Welt mit kollektivem Individualtourismus.“²²⁷ In K. wäre es diesen Menschen nicht möglich, die Distanz zum Trivialschema und zu den Normalbürgern zu wahren.²²⁸ K. ist das Gegenteil von dem, was sie schätzen. Wenn junge Architekten, Therapeuten, Ingenieure oder Manager²²⁹ als Dauercam-

schrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 56. Jg. 2004, S. 653-682; hier S. 670. Schulzes Aussagen treffen für die durch hohe Prosperität geprägte bundesrepublikanische Gesellschaft der 80er- und 90er-Jahre zu. Was diese Ära angeht, stellt „Die Erlebnisgesellschaft“ eine zutreffende Analyse und Beschreibung dar. Voraussichtlich werden die Milieuschilderungen und Schemata als Ansätze aber auch in Zukunft brauchbar bleiben – da die aktuelle Gesellschaft der vorherigen immerhin noch teilweise ähnelt. Doch sind für eine Schichten-Soziologie nun neue Komponenten mitzudenken bzw. einige der alten wieder stärker mit ein zu beziehen.

²²¹ Vgl. Hennig 1999, S. 68-71.

²²² Vgl. Schulze 2000, S. 283-291 sowie Hennig 1999, S. 68f.

²²³ Vgl. Schulze 2000, S. 283f.

²²⁴ Ebd., S. 288.

²²⁵ Vgl. Hennig 1999, S. 69.

²²⁶ Schulze 2000, S. 312-321.

²²⁷ Ebd., S. 312.

²²⁸ Vgl. ebd., S. 317f.

²²⁹ Vgl. ebd., S. 313.

per denkbar sind, dann eher als Kinder von solchen, die sich hier besuchsweise aufhalten. Dieselbe Ausnahme dürfte dieser Typ unter den Feriengästen darstellen. Seine Vertreter sind allenfalls Übernachtungsgäste, die ansonsten touristisch ‚unverdorbene‘ Orte wie Cinque Terre oder der Hochprovence zustreben oder die das machen, was sie selbst als Individualurlaub bezeichnen würden.²³⁰

Ergiebig ist dagegen das Harmoniemilieu als die „soziale Heimat des Trivialschemas: Gemütlichkeit als Genussform, Harmonie als Lebensphilosophie“.²³¹ Zum Harmoniemilieu zählt Schulze mehrheitlich Angehörige der älteren Jahrgänge und Menschen mit niedrigerer Schulbildung, Rentner oder Menschen, die körperlich arbeiten. Das alltagsästhetische Schema, das ihnen entspricht, ist „durch Distanz zum Hochkulturschema und gleichzeitig[er] Nähe zum Trivialschema bestimmt“.²³² Gemütlichkeit und Geborgenheit bilden milieuspezifisch die zentralen Werte ihres Lebenssystems. Neues macht Angst, stattdessen suchen sie den Rückzug in den eigenen vier Wänden und die Wiederholung des Bekannten.^{233, 234} Hennig schreibt über das Harmoniemilieu: „Wenn man überhaupt verreist (...) sucht man vertraute und beruhigende Orte, vorzugsweise im Inland, allenfalls im deutschsprachigen Ausland.“²³⁵ Schulze selbst dachte hier etwa an die „Großwohnanlage auf Mallorca“.²³⁶ Fragte man ihn, ob K. ebenfalls zu den potentiellen Zielen dieses Milieus gehört, würde der Soziologe wohl zustimmen. Der wohlgeordnete, sichere und überschaubare Ferienpark bietet als „stabiles und bequemes Paradies“ die notwendige Anforderung nach „Geborgenheit“.²³⁷

Was die Camper in K. angeht, entsprechen viele ihrer äußeren Erscheinung nach dem von Schulze gezeichneten Typ des Harmoniemilieus, zumal Dauercamper. Zu den ästhetischen Merkmalen gehört laut Schulze die augenfällige Tendenz, Räume mit Objekten zu besetzen, sämtliche Flächen mit Deckchen, Figuren, Gläsern, Papierblumen, Zierteppichen, Vasen usw. vollzustopfen und damit eine unverkennbare „Wolke von Stallgeruch“ zu erzeugen, „die aus einem heterogenen Materiallager der Gemütlichkeit

²³⁰ Vgl. Hennig 1999, S. 69.

²³¹ Schulze 2000, S. 297; vgl. außerdem ebd., S. 292-300.

²³² Ebd., S. 292.

²³³ Ebd., S. 294.

²³⁴ Vgl. ebd., 292.

²³⁵ Hennig 1999, S. 70.

²³⁶ Schulze 2000, S. 293.

²³⁷ Ebd., S. 294.

gespeist wird.“²³⁸

In diese Richtung darf man sich die Einrichtung mancher Dauerwohnmotors vorstellend. Auch die Vorgärten mit ihren Blumenampeln, Wurzelzierden und Hinweisschildern („Freibier gibt’s morgen“) oder die Straßennamen wie „Blasiusgasse“ entsprechen diesem Bild. Weiter offenbart sich die von Schulze angenommene „Neigung zum Praktischen“ der „weniger gebildeten Milieus“: „Das Auto oder das Motorrad pflegen, die Wohnung verschönern, Reparaturen am Haus oder in der Wohnung, Sachen in Ordnung bringen, etwas Gutes kochen, saubermachen.“²³⁹ In den Dauergebieten ist man immer am Werkeln. Ein Bekannter schilderte mir einmal seine Dauercamperlaufbahn – nicht ohne Stolz – als eine einzige, sich über Jahre hinziehende Folge von Umbauten und Umzügen. Die klischeehaft anmutenden Bilder vom Camper, der jeden Samstag Rasen mäht, Hecken schneidet, sein Vorzelt ausbessert, seinen Wohnraum renoviert oder vergrößert, entsprechen meiner Wahrnehmung. Das Verhalten folgt den Erfordernissen, da die Anlagen viel Pflege brauchen, es kommt aber sehr wohl auch dem im Milieu ausgebildeten Schaffensdrang entgegen.

Weiter dominieren laut Schulze im Harmoniemilieu als ästhetische Zeichen „Blasmusik, deutscher Schlager, Heimatfilm, Fernsehquiz (...). Frau im Spiegel, Bildzeitung haben hier ihre Abnehmer“.²⁴⁰ Das ist in K. der Fall. Bei den Open-Air-Konzerten vor dem Supermarkt erklingt ausschließlich volkstümliche Musik, Hits, Märsche, Polkas. Der „Alte Holzmichel“ war im Jahr 2004 eines der am häufigsten gespielten Lieder auf dem Platz. Zum Charakter solcher Schlager meint Schulze: „In einer schlechten Welt sucht das Ich nach der Provinz der Harmonie.“²⁴¹ Auch die Lektüre ist so beschaffen. Die Bildzeitung verkauft sich im Supermarkt des Platzes hundertfach, ebenso dürfte sich die Regenbogenpresse, dem Angebot in der Auslage zufolge, gut verkaufen. Wie Schulze weiter behauptet, richtet sich das Interesse beim Lesen vor allem „auf lebenspraktisch verwertbare Informationen: Kleinanzeigen, Sonderangebote, Werbung, Lokalnachrichten.“²⁴² An der Rezeptionstheke ausgelegte Inseratenhefte waren tatsächlich immer sofort vergriffen. Wenn Dauercamper aus dem Platz herausfahren, erklärten sie

²³⁸ Schulze 2000, S. 293.

²³⁹ Ebd., S. 297.

²⁴⁰ Ebd., S. 297.

²⁴¹ Ebd., S. 294.

²⁴² Ebd., S. 297.

beim kurzen Anhalten an der Schranke oft, sie seien unterwegs zu einem bestimmten Supermarkt, weil dort ein Sonderangebot ausgelobt sei. Schnäppchenjagd scheint beliebt, sie dient der Vorratshaltung und befriedigt wohl das praktische Gefühl, für jeden Zwischenfall gerüstet zu sein.

Im Jahr 2007 sprang ein Dauergast kurzfristig für eine Woche als Nachtportier ein. Dafür verproviantierte sich der vormalige Schulhausmeister zunächst. Des Weiteren brachte er seine Hausschuhe mit, zudem einen Min fernseher, den er einen Abend später noch durch ein externes Lautsprechersystem technisch aufrüstete. Als ob er Schulzes Vorgaben befolgen wollte, sah er sich, als ich einmal genauer hinschaute, tatsächlich eine Show an, die zum bevorzugten Unterhaltungsinstrumentarium des Harmoniemilieus gehört. Seine Lektüre, die er außerdem dabei hatte, bestand in einem Heft-Liebesroman. Den vorhandenen neuen Küchenherd der Anmeldung befand der Rentner für unzureichend. So beschaffte er anderntags in einem Discounter eine Mikrowelle. Darauf, wie man Dinge erjagt, geschickt einkauft und organisiert, kam er ständig zu sprechen.

Nicht zuletzt entspricht die äußere Erscheinung vieler Dauercamper dem von Schulze gezeichneten Bild des Harmonikers: „Körperlich unterscheidet sich das Milieu deutlich von den anderen (...) durch seine Langsamkeit, Behäbigkeit, Ungelenkigkeit.“²⁴³ Ich habe meine Erinnerungen mit meinen Fotos verglichen und komme zu dem Ergebnis, dass tatsächlich viele Menschen in K. dickleibig oder korpulent sind. Faber hielt fest: „Eine allgemeine Trägheit der meisten [Dauer-]Camper musste festgestellt werden. (...) Rigorose Reduzierung aller Aktivitäten kennzeichnet das Freizeitverhalten.“²⁴⁴

Wie verhält es sich mit Feriencampern? Werner Georg beschrieb Camper in Lido di Jesolo, auf einem Platz, der K. von seiner deutschen Klientel und Struktur her stark ähnelt. Die von ihm Beforschten erlebte er ebenfalls als „eher passiv und häuslich“.²⁴⁵ Zu ähnlichen Feststellungen kommen schon ältere Arbeiten. Etzkorn und Hartmann berichteten, unter Camping-Urlaubern herrsche ein relativ niedrigeres Aktivitätsniveau als bei Nichtcampern.²⁴⁶ Ich lasse diese Aussagen zunächst unkommentiert und wende mich ihnen an späterer Stelle nochmals zu.

²⁴³ Schulze 2000, S. 293.

²⁴⁴ Faber 1977, S. 99 mit Verweis auf den Jahresbericht der Campingseelsorge Köln 1974, S. 4.

²⁴⁵ Vgl. Georg 1993, S. 133-138.

²⁴⁶ Vgl. Etzkorn, Peter K. 1964: Leisure and Camping: The Social Meaning of a Form of Public Recreation. In: Sociology and Social Research 49 / 1964, S. 76-89; sowie Hartmann, Klaus D. 1969: Meinungen über Urlaubsunter-

Im Integrationsmilieu, das als drittes zu nennen ist, „verbindet sich das Hochkulturschema mit dem Trivialschema“ zu einer „Ehe von Kitsch und Kunst.“²⁴⁷ Hier dominieren Angestellte und Beamte der unteren und mittleren Ebene. Als Sachbearbeiter, Verwaltungsangestellte oder technische Zeichner ist ihr Erscheinungsbild durch die „gediegene Mittellage“ gekennzeichnet. Zwar steigt im Laufe der Jahre das Niveau, leistet man sich größere Autos und Wohnungen, doch „die Aura der Durchschnittlichkeit bleibt.“²⁴⁸ Es ist dies das mit einer gewissen Unterordnung einhergehende „Selbstgefühl der anständigen Leute, die sich dadurch zusammengehörig fühlen, dass sie besser sind als andere, ohne jedoch aus der Reihe tanzen zu wollen. (...) Nirgendwo veräußerlicht sich dieses Ideal anschaulicher als in der Landschaftsarchitektur der Reihengartenhäuschen.“²⁴⁹ Oder, möchte man hinzufügen: beim Anblick der mit den stets gleichen Bausteinen im Einzelnen nur leicht abgewandelten Uniformität der Dauercamperparzellen in K.

Die alltagsästhetische Position des Integrationsmilieus ist ebenfalls ein „Zwischending“ von Hochkultur und Trivialschema.²⁵⁰ Man bedient sich an moderaten Einzelbestandteilen des jeweiligen Inventars: Mozart ja, Stockhausen nein, holzgetäfelte Bauernecke am Kachelofen ja, Andenken aus Berchtesgaden auf dem Wohnzimmerschrank nein. Wie für Schulze aus dieser Auswahl des Durchschnitts ersichtlich wird, streben die Integrierten nach Konformität und Normalität. „Indem man das Erwartete und allgemein Gebilligte tut, erlebt man Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft.“²⁵¹ Daher ist – so wie im Harmoniemilieu – die Haltung gegenüber dem Neuen überwiegend skeptisch. Wie die Harmoniker wünschen sich die Integrierten vor allem Ordnung und Kontinuität.²⁵² Groß ist die Wertschätzung der Häuslichkeit und der konzentrischen Kreise, die sich um das Heim ziehen: Haus, Garten, Küche, Nachbarn.

Die Tischgesellschaft, wie man sie in K. tagtäglich sehen kann, bezeichnet Schulze als einen erlebnisparadigmatischen Kristallisationspunkt des Harmonie- und des Integrationsmilieus, die in dieser Beziehung einen ähnlichen Stil pflegen. An der Kaffeetafel und

künfte, insbesondere das Campen. In: *Motive – Meinungen – Verhaltensweisen. Einige Ergebnisse der psychologischen Tourismusforschung.* Sarnberg, S. 59-75; insbesondere S. 66-68.

²⁴⁷ Schulze 2000, S. 301.

²⁴⁸ Ebd., S. 301; vgl. außerdem ebd. S. 301-311.

²⁴⁹ Ebd., S. 309.

²⁵⁰ Ebd., S. 302.

²⁵¹ Ebd.

²⁵² Vgl ebd., S. 309.

am Esstisch findet sich dem Soziologen zufolge Geborgenheit, hier herrscht beständige Sicherheit, hier ist man in einer sozialen Ordnung aufgehoben, hier, in einer kleinräumigen Öffentlichkeit, präsentiert sich das intakte Ensemble der Familie wie auf einem Spitzweg-Gemälde, hier haben die Teilnehmer „das schöne Erlebnis von Konformität“.²⁵³ Schulze könnte das Beispiel K. vor Augen gehabt haben, als er formulierte: „Als situativen Kontext könnte man sich etwa das Setting (...) Urlaub denken. (...) Oft erhebt sich die soziale Konstruktion der netten Runde über der Basis eines gemeinsamen Essprojektes (...) Die nette Runde vermittelt das Gefühl des Dazugehörens“.²⁵⁴ Die netten Runden traf man in K. überall. Auch die ‚Leute vom Wasserhahn‘ sind ein Beispiel dafür.

Im Übrigen pflegen die Angehörigen des Integrationsmilieus Regionalismus, man liest die Tageszeitung, hört Lokalsender. Zur Unterhaltung dienen vorzugsweise Fernsehshows, Bild- und Abendzeitung. (In allen diesen Dingen ähnelt das Integrationsmilieu stark dem Harmoniemilieu.)²⁵⁵ Doch trägt die Praxis der Gemütlichkeit verfeinerte Züge, anders als im derberen Harmoniemilieu lässt man sich weniger gehen.²⁵⁶ Es war der Hausmeister, der, als ich ihn fragte, warum er sich in K. frei fühle, erklärte: „Da komme ich an und steige als allererstes in die Badehose und laufe so den ganzen Tag herum.“

Wie wiederum Hennig vermutet, reisen die Angehörigen des Integrationsmilieus bevorzugt an „die erprobten und bekannten, gut durch eine touristische Infrastruktur erschlossenen Orte“.²⁵⁷ Dazu gehören neben der von Schulze erwähnten Großwohnanlage auf Palma de Mallorca der Gardasee, die österreichischen Alpen oder Rimini.²⁵⁸ K. entspricht dieser Sorte von Urlaubsorten. Tatsächlich verkehren dort viele Menschen, auf die die obigen Beschreibungen zutreffen. Umgekehrt müssten der Hennigschen Kategorisierung zufolge dann jedoch viele Camper und Dauercamper des Integrationsmilieus „durchaus reiseaktiv“ sein.²⁵⁹ Einige Dauergäste fahren und fliegen tatsächlich regelmäßig ins Ausland, absolvieren auch Bildungsreisen. Die Ziele liegen, wie ich aus Erzählungen weiß, in Israel, Paris oder Teneriffa, teilweise sogar (bei Verwandten) in den

²⁵³ Vgl. Schulze 2000, S. 301, 296 u. 305 sowie 306; zit. S. 306.

²⁵⁴ Ebd., S. 307.

²⁵⁵ Vgl. ebd., S. 302 u. 308f.

²⁵⁶ Vgl. ebd., S. 308.

²⁵⁷ Hennig 1999, S. 69.

²⁵⁸ Vgl. ebd.

²⁵⁹ Ebd., S. 70.

USA. Dasselbe hörte ich von den Feriencampern, wenn sie auf ihre gelegentlichen Hotelurlaube zu sprechen kamen. Dort dürfte die von Hennig vermutete „sichernde“, teilweise vertraute Umgebung²⁶⁰ vorhanden sein, dort spricht das Personal deutsch und serviert die gewohnten Gerichte. (Camping ist somit nicht die einzige Urlaubsform der passionierten Camper, aber es ist ihnen, eigenen Aussagen zufolge, die liebste. Meiner Einschätzung nach ist es für sie auch die wertvollste, als die echte und richtige Form des Urlaubs.)

K. entspricht in vielerlei Hinsicht den Anforderungen nach sicheren, erprobten, gut erschlossenen Urlaubsorten, zum einen durch seine Infrastruktur und eigenen Angebote, zum anderen dadurch, dass sich mittellagige kulturelle Interessen in den umliegenden Städten befriedigen lassen.

Es würde von daher in dieses Schema passen, dass gegen Ende der Ferien in K. regelmäßig Besucher an der Rezeption vorsprechen, die sich den Platz anschauen möchten, weil sie planen, im nächsten Sommer herzukommen. Diese Menschen verbringen bereits den aktuellen Urlaub auf einem Campingplatz in der behaglichen Umgebung. Zwar, so interpretiere ich es, möchten sie von Zeit zu Zeit einen Ortswechsel, aber der soll nicht allzu viel Neues bescheren. Man bleibt in der Gegend. Weil trotzdem unliebsame Überraschungen auftreten könnten, beugt man vor, indem man schon einmal Erkundungen anstellt.²⁶¹

Es würde von daher auch passen, dass viele Gäste beim Aufnahmeverfahren des Platzes Scheu und Unwohlsein zeigten, weil sie diese Form von anderen Campingplätzen her nicht gewöhnt waren. Der immer wiederkehrende Satz: „So was haben wir ja noch nie erlebt“ war nicht im Sinne einer Feststellung, sondern als energischer Vorwurf gemeint. Wenn man Gäste nach der Aufnahme beim Vorstellen einer Parzelle aufforderte, die letzten Meter zu Fuß zu gehen, weil es an der betreffenden Stelle keine Wendemöglichkeit gab, folgten sie oft zögerlich. Sie schauten sich verstört um und flüsterten miteinander. Wenn ich drängte, es sei doch in ihrem eigenen Interesse, sich ein bisschen hurtiger zu bewegen, hörte ich den Einwand: „Sie rennen so schnell. Da kommt man nicht

²⁶⁰ Hennig 1999, S. 70.

²⁶¹ Es sei an Bausinger erinnert, der anmerkte, dass ein Großteil dessen, was bei deutschen Urlaubern statistisch zu den Auslandsreisen zählt, in die deutschsprachigen Nachbarländer führt: Österreich, Norditalien, Schweiz. Vgl. Bausinger 1991, S. 350. Nimmt man Urlaubsorte hinzu, in denen das Deutsche an die Stelle etwa des Spanischen oder Türkischen getreten ist, möchte man fast sagen: Der allergrößte Teil der Reisenden bewegt sich in einer sichernden und vertrauten Umgebung.

mit.²⁶² Meine Begleiter hasteten dann ein paar Schritte vorwärts, fielen aber gleich wieder um Längen zurück. Dieselben Paare gingen auf dem Rückweg oder bei späteren Gelegenheiten problemlos neben mir her, von „zu schnell“ meinerseits war keine Rede mehr. Die Kunden hatten womöglich beim Betreten des Platzes keine echte Furcht gehabt, aber sie waren, weil der Empfang nicht so ablief wie anderswo, in hohem Maße verunsichert. Sagte ihnen die Parzelle zu, sah man regelrecht, wie sie von einem Augenblick zum nächsten in eine gelassene Routine verfielen. Was sie jetzt zu tun hatten, war ihnen bekannt, jetzt waren die vertrauten Abläufe gefragt. Von Stammgästen waren die eben noch schreckhaften Kunden ab dem Moment nicht mehr zu unterscheiden. Der Argwohn gegenüber dem Neuen zeigt sich (jetzt wiederum auf Seiten der Dauer-camper) teils auch in der Abneigung gegenüber Feriengästen, die in der unmittelbaren Nachbarschaft zu stehen kommen sollten. In die Bedenken, die mehr oder weniger offen vorgetragen wurden, waren oft Angstgeschichten von Diebstahl und Vandalismus eingeschlossen. Sicher haben nicht alle Erzähler diese Geschichten selbst geglaubt. Sie waren nur Teil einer Abwehrstrategie. Letztlich spricht aber auch oder gerade das für Xenophobie.

Weil dort ‚etwas los‘ und das Unterhaltungsangebot des Umlandes groß ist, erfüllt K. nicht zuletzt die alltagsästhetischen Anforderungen des von Schulze so bezeichneten „Spannungsschemas“. Das Milieu, das dem Spannungsschema zugeordnet ist, nennt der Soziologe „Unterhaltungsmilieu“.²⁶³ Das Unterhaltungsmilieu ist das jüngere Milieu der weniger Gebildeten,²⁶⁴ weist aber Ähnlichkeit mit dem Selbstverwirklichungsmilieu auf, als ihm eine „alterspezifische Unruhe“ innewohnt.²⁶⁵ Außerdem zitiert es dieses Milieu verschiedentlich. Etwa in der Kleidung.²⁶⁶ „Es ist das Milieu der Fließbandarbeiterinnen, der Kfz-Mechaniker, der ungelernten Verkäuferinnen, ohne auf diese Berufsgruppen beschränkt zu sein.“²⁶⁷ Die Angehörigen treten, gemäß Schulze, als verheirate-

²⁶² Gedächtnisprotokoll.

²⁶³ Vgl. Schulze 2000, S. 322-330.

²⁶⁴ Vgl. ebd., S. 299.

²⁶⁵ Schulze 2000, S. 328. Der Soziologe Helmut Kentler, der Jugendliche auf einem Campingplatz in Sizilien beobachtete, sprach 1993 – in der Tradition Riesmanns und wohl auch Knebels – vom „total außengeleiteten Typ“, der „vorwiegend in der unteren Mittelschicht (...) zuhause ist“. Es handle sich um Menschen, die nicht mehr ganz unten in der Gesellschaftshierarchie stehen, sich gegenüber der Großelterngeneration „sehr arrivierte vorkommen, die es aber ‚noch nicht ganz geschafft‘ haben“. Kentler, Helmut 1993: Urlaub als Auszug aus dem Alltag. In: Kagelmann, H. Jürgen (Hg.) 1993, S. 21-26; hier S. 22.

²⁶⁶ Vgl. Schulze 2000, S. 326f.

²⁶⁷ Ebd., S. 322; vgl. außerdem ebd., S. 329.

te Paare auf, rauchen und sind actionorientiert. Politik interessiert sie kaum, sie bevölkern Volksfeste, die Sport- und Kneipenszene, lesen Bild- und Abendzeitung.²⁶⁸ Autos, am besten „aufgemotzt“ und mit überdimensionalen Lautsprechern bestückt, fesseln ihre Aufmerksamkeit. Was die Unterhaltung und Freizeitgestaltung angeht, greift man

„gerne (...) auf die Serviceleistungen der Erlebnisanbieter zurück. (...) Erfahrung (...) soll vor allen Dingen starken objektiven Erlebnisreiz besitzen und in kurzer Periodisierung angeboten werden.“²⁶⁹ Und aufgrund der Reizabnahme in unablässigen und immer stärkeren Stimuli.²⁷⁰

Daneben gibt es

„Elemente der traditionellen Unterschichtenkultur, die beide Milieus einander verwandt erscheinen lassen (...): Ein Hang zum Praktischen, etwa die Pflege von Auto oder Motorrad und das Herumbasteln in der Wohnung bei den Männern; Aufräumen, Sachen in Ordnung bringen, etwas Gutes kochen, saubermachen bei den Frauen.“²⁷¹

Die starke Übereinstimmung erklärt sich aus der Tatsache, dass die Elterngeneration des Unterhaltungsmilieus zum Harmoniemilieu gehört; Harmoniemilieu und Unterhaltungsmilieu begegnen sich oft in „denselben Haushalten“.²⁷²

Die Mehrzahl derer, die auf den Jugendwiesen Camping feierten und dabei große Mengen Alkohol konsumierten, erfüllen alle von Schulze und Kentler benannten Kriterien des aus dem Harmonie- und dem Integrationsmilieu hervorgehenden Unterhaltungsmilieus. Jung und actionorientiert gruppierten sie sich um das Spannungsschema. Also Hauptschüler, Verkäuferinnen, Handwerksgesellen und Angestellte. Doch hielten sich auch spätere Akademiker dort auf und unterschieden sich dabei in ihren Verhaltensweisen nicht von den anderen Jugendlichen.²⁷³ Anhand Schulzes Ausführungen ist das erklärbar. Erstens lassen sich unterschiedliche Schemata zu einem persönlichen Stil „zusammenbasteln“,²⁷⁴ zweitens wirkt das Spannungsschema altersspezifisch. Es erfasst die meisten jungen Menschen, ist also schichtübergreifend.²⁷⁵ Bestimmt gehörten die Eltern einiger Gäste sogar zum Niveaumilieu. Doch war der Stil ihrer Kinder noch nicht

²⁶⁸ Vgl. Schulze 2000, S. 327f.

²⁶⁹ Ebd., S. 324.

²⁷⁰ Vgl. ebd., S. 325.

²⁷¹ Ebd., S. 327.

²⁷² Ebd.

²⁷³ Das berichteten mir ehemalige Kommilitoninnen und Kommilitonen. Fotos, die sie zeigten und die teils im Internet veröffentlicht wurden, sind in ihrer Aussage eindeutig.

²⁷⁴ Schulze 2000, S. 157.

²⁷⁵ Vgl. Hennig 1999, S. 70.

voll ausgebildet, den Teenager-Sohn des Fabrikarbeiters trieb dasselbe Verlangen wie die Tochter des Studienrates: Beide wollten ‚Party machen‘.

Die Jugendlichen mit höherer Bildung dürften sich, folgt man Hennigs grundsätzlichen Überlegungen, nach spätestens zwei, drei wilden K.-Urlauben den Reisezielen des Selbstverwirklichungsmilieus zugewandt haben.²⁷⁶ Dem Partysommer folgte möglicherweise ein Sprachurlaub oder eine Interrailtour durch Europa, bevor sie mit dem eigenen Fahrzeug erstmals in die Toskana oder nach Marokko tourten.

Wenn dieses Schema zutrifft, führen die Altersgenossen aus niedrigeren Bildungsschichten, sobald sie über mehr Möglichkeiten verfügten, an den Plattensee oder nach Mallorca. Eben solches beobachtete ich an jüngeren Bekannten aus meiner Heimatgemeinde. Sie und andere kamen ein paar Jahre später wieder nach K., dieses Mal mit dem Wohnwagen oder als Gäste von Dauercampern und teilweise mit Kindern. Manche erwähnten nicht ohne Stolz, wie betrunken und ungezogen sie bei ihren früheren Besuchen gewesen seien. Verbunden waren solche Geschichten öfters mit dem Wunsch, auf keinen Fall in der Nähe einer Jugendwiese stehen zu wollen.

Das Unterhaltungsmilieu war nicht auf die jungen Gäste beschränkt, wie am Ehepaar S. und seiner Tochter mit ihrem QUEK-Junior ersichtlich wurde. Frau und Herr S. genossen das quirlige Leben am Hauptweg und waren unzweifelhaft bestrebt, mit ihrem eigenen Gebaren und ihrer augenfälligen Ausstattung als locker aufzufallen und einen dazugehörigen Teil dieses Lebens darzustellen.²⁷⁷ Jochen S. arbeitete als Fernfahrer, Sabine S. war Hausfrau, beide rauchten, können vom Typ her als bodenständig bezeichnet werden. Vergleichbare Beispiele finden sich unter den Dauercampern. Zum Unterhaltungsmilieu zähle ich etwa einen Clique von Harley-Davidson-Fahrern. Trotz ihrer Tätowierungen, Lederkluft und Sonnenbrillen wirkten die etwa 25 bis 35 Jahre alten Paare nicht richtig verwegen. Sie selber sahen sich vermutlich als ‚coole Biker‘. Die Gruppe fiel in Abständen auf, wenn es in ihrem Viertel abends lauter wurde. Zu den Liedern, die der Kreis zur Gitarre sang, gehören englische Schlager wie „Country Roads“ von John Denver. Mit echter Subversion oder Protestcharakter hatte das sicher weniger zu tun, man wollte als actionorientiert auffallen.

Was die niederländischen Camper angeht, bin ich mir, anders als bei den deutschen

²⁷⁶ Vgl. Hennig 1999, S. 70.

²⁷⁷ Zum QUEK-Junior vgl.: http://de.wikipedia.org/wiki/QUEK_Junior.

Gästen, (auch) über die soziokulturellen Hintergründe wenig sicher. Viele Niederländer erschienen mir gebildet und von einer gewissen intellektuellen Weltoffenheit. Auch die Kollegen hielten diese ausländischen Gäste für die gesitteteren und auskömmlicheren. Es kann sich jedoch um eine verdrehte Wahrnehmung oder um Wunschdenken handeln. Vielleicht traten die Niederländer wirklich höflicher beziehungsweise weniger forsch auf als viele Einheimische. Aber vielleicht nur, weil sie eine ausländische Minderheit darstellten. Das muss jedoch nicht bedeuten, dass Niederländer und niederländische Camper nicht eine besondere Lebensart haben können, die sich von jener der Deutschen unterscheidet.²⁷⁸

Fazit: Exemplarisch heißt es bei dem Camper Thünker, man treffe auf Campingplätzen Menschen aller Art, vom Stahlarbeiter bis zum Bankdirektor.²⁷⁹ In K., wo ich dieselben Aussagen hörte, lässt sich die Alters-, Bildungs- und Einkommensschicht der Gäste klar eingrenzen. Den Merkmalen zufolge gehörten viele Dauercamper sowie ein Großteil der Feriengäste ins Spannungsmilieu, ins Integrationsmilieu und ins Harmoniemilieu.

Natürlich gab es augenfällige Ausnahmen. Dazu zählen die beiden Straßenmusiker, der Bankdirektor Arndt U. oder der Tübinger Rechtsgelehrte, allesamt Menschen aus dem Niveau- oder Selbstverwirklichungsmilieu.²⁸⁰ Diese Gäste waren aber nicht typisch für K. Es handelte sich um Exoten von innerhalb und außerhalb der Milieus, die, so behaupte ich, nur umso stärker wahrgenommen werden. Dasselbe gilt für die niederländischen Camper, die einerseits das Flair der Internationalität verströmen. Auf diese Weise vermittelt sich der Eindruck, auf dem Campingplatz würden sich Menschen jeglicher Art, Alters-, Bildungs- und Einkommensschichten ein buntes Stelldichein geben.

Nimmt man als Prämissen an, dass die beschriebenen Milieus aus dem Segment der Mittelschicht stammen und nach Altersgruppen unterschieden Geselligkeit, Gemütlich-

²⁷⁸ Der Soziologe Heinz-Günter Vester glaubt, dass es sich bei Vorurteilen und Stereotypen im identitätsbezeichnenden Kernbereich von Kollektiven nicht nur um wechselseitige Zuschreibungen handeln könnte, sondern teils um „reale Unterschiede“. Daher fordert er auf, die differenzierten Kollektive gerade im Tourismus und mit Hilfe von Beobachtungsstudien umfassender zu untersuchen als es bisher der Fall war. Vester, Heinz-Günter 2007: Kollektive Mentalitäten im Tourismus. In: Günther / Höpfinger u.a. (Hg.) 2007, S. 57-66; S. 59. Wobei andererseits auf Hermann Bausinger zu verweisen ist, der immer wieder betonte, wie vielfältig die historischen und sozialen Grundlagen einer Nation beschaffen sind. Es sei ziemlich leichtsinnig, von einem geschlossenen Typus zu reden. Vgl. etwa Bausinger 2000, S. 7.

²⁷⁹ Vgl. nochmals Thünker 1999, S. 13.

²⁸⁰ Fraglich ist, ob man das Musikerpaar überhaupt als Feriengäste bezeichnen darf. K. war für die beiden, die tagsüber in der Region Straßenkonzerte veranstalteten, genauso wie für verschiedene Wanderarbeiter, Monteure oder Messeaussteller vielmehr Übernachtungsgelegenheit als Urlaubsort. Auf der Dauerparzelle verhielt sich das Künstlerpaar indessen wie andere Camper auch.

keit sowie action-orientierte Unterhaltung bevorzugen, dass sie weiterhin Ordnung, Gewohntes und Regelmäßigkeit schätzen, dass sie gegenüber Autoritäten im jüngeren Jahren aufmüpfig und später dem Alter angepasst eher unauffällig sind, dann ist das Modell Schulzes geeignet, die damalige Atmosphäre von K. zu erklären: Wild-West-Stil, gepaart mit Kleinbürgerlichkeit und kerniger Gemütlichkeit.

Das erklärt umgekehrt, warum die Gäste einen Campingplatz wie K. gegenüber anders strukturierten Plätzen bevorzugen. Beschaffenheit, Preise, Angebote, Dienstleistungen, die Aura, welche die Mitarbeiter verbreiten – dies alles strahlt in seiner Anziehungskraft auf ein bestimmtes Klientel aus, dessen soziale Struktur und ästhetische Vorlieben wiederum auf den Platz zurückwirken, auf seine Atmosphäre und auf die Angebote, die der Betreiber für diese spezielle Klientel einrichtet.²⁸¹

Schulzes Konzept weist jedoch mehrere Mängel auf. Zunächst handelt es sich um Verallgemeinerungen, die das Individuum in starkem Maße vernachlässigen. Man darf es solchen Verallgemeinerungen nachsehen, wenn sie „im Dienste einer höheren Wahrheit (...) ein bisschen zur Lüge“ greifen.²⁸² Doch verleiten sie eben doch zu Pauschalisierungen und Abqualifizierungen. Weiter stellt sich die Frage, ob einzelne Erscheinungsformen wirklich milieuspezifisch sind.

Carmen N., eine 44 Jahre alte Bekannte, Buchhandelsangestellte, die probeweise bei Freunden einen Campingurlaub in Südfrankreich verbrachte (und die diese Urlaubsform für „unerträglich“ befand), berichtete ebenso befremdet wie fasziniert von ihrer Gastgeberin: „Die könnte den ganzen Tag vor ihrem Zelt auf ihrem Stuhl sitzen.“²⁸³ Die Gastgeberin gehört aber eben nicht ins Harmonie- oder Integrationsmilieu, sondern Schulzes Kategorien zufolge ins Bildungsmilieu. Auch sah Bausinger in der Urlaubsträgheit „in vieler Hinsicht eine Berichtigung des Alltags, in dem man ja oft viel zu wenig Zeit“ hat. Solches Verhalten lasse sich „auch keineswegs auf den Nenner ‚passiv‘ herunterbügeln.“²⁸⁴ Die „Rentnerattitüde, die so manchmal in Erscheinung tritt“, wäre nach Bausingers Ansicht vielmehr ferien- als schichtspezifisch.²⁸⁵ Auch Köstlin deutet

²⁸¹ Zum Zusammenhang von Sozialstruktur und der Herrichtung touristischer Zielen vgl. Hennig 1999, S. 67f.

²⁸² Barley, Nigel 2000: Hallo Mister Puttyman. München, S. 228.

²⁸³ Eigenes Interview mit Carmen N. vom 21. September 2008.

²⁸⁴ Bausinger 1991, S. 349.

²⁸⁵ Ebd., S. 351.

die Urlaubs-Gemütlichkeit, das Hockenkönnen, das betonte Sich-Zeit-Lassen als „Gegenläufigkeit und Kritik am gewohnten Lebensstil“.²⁸⁶

Wiederum für Bausinger ist zudem die Geselligkeit ein universaler Bestandteil der meisten Urlaube und spielt auch bei Clubreisen oder am Strand eine „zentrale Rolle“. Er sieht darin „Verbindungen und Abgrenzungen, Nähe und Distanz, jedenfalls aber ein intensives und überschaubares Gefüge (...), wie man es zuhause nur selten erlebt, ein Gefüge zudem, in dem man selbst als aktiver Teil fungiert.“²⁸⁷

Dass man versucht ist, dasselbe Tun im Falle sogenannter Unterschichten abzuqualifizieren, während man es bei sozial höheren zur Kunst und Lebensart erhebt; dass man im einen Fall, wie schon eingangs dargelegt, puritanische Maßstäbe anlegt, im anderen hingegen *savoir vivre* oder *dolce far niente* zu erblicken vermeint – das beweisen große Teile der Tourismusliteratur.²⁸⁸

Auch sonst gehen mehrere Gleichungen nicht auf. Was sich in K. ausdrückt, ist ein bestimmter Stil, von dem jedoch genauso auch weitere kulturelle Erscheinungen geprägt sind, welche nichts mit Camping zu tun haben, etwa Fasching.²⁸⁹ Das Campen selbst steht mit den bezeichneten Milieus in keinem engeren Bezug als zu anderen. Zahlreiche Angehörige des Harmonie- oder Integrationsmilieus gehen nicht campen, würden das Angebot rundweg ablehnen, während man umgekehrt unter den Angehörigen des Selbstverwirklichungs-, Bildungs- und sogar Niveaumilieus durchaus Camper findet. Wenn auch vorzugsweise, hier dürften Schulze und Hennig recht behalten, man diese Vertreter auf Plätzen antrifft, die anders ausgestaltet sind: Auf Naturcampingplätzen, Kurcampingplätzen, oder an als exklusiv geltenden Orten. Es trifft wohl das Gleiche zu, was Kiefl für Strände konstatierte: Keiner ist wie der andere. Jeder hat sein eigenes Publikum und erfüllt seine eigene Funktion.²⁹⁰ Dass sich dieses Campingleben wie auch das

²⁸⁶ Köstlin 1994, S. 24.

²⁸⁷ Vgl. Bausinger 1991, S. 349. Auch etwa Hachtmann misst dem Aspekt der Geselligkeit bei seinen Überlegungen zu Ferien auf dem Bauernhof wichtige Bedeutung zu. Vgl. Hachtmann 2007, S. 164f.

²⁸⁸ Krüger unterstellte etwa deutschen Campern, sie würden vor ihren Wohnwagen den „wilden, bösen Traum der Innerlichkeit“ träumen. Ders. 1980, S. 203; bei französischen Campern, die vor ihrem Zelt sitzen, sieht er „keine Herrschaft, keine Arbeitswut (...). Sie sind einfach zufrieden mit sich und der Welt.“ Ebd., S. 215. Wollte K. bewerten sein Beobachtertum der Straße als eine Art Kunst, während er dasselbe Verhalten bei den K.-Gästen für uninspirierte Langeweile hielt.

²⁸⁹ Vgl. dazu Schicht Jochen, 2002: Fasnetsieber, Fasnetsboom im schwäbisch-alemannischen Raum. Tübingen. Schicht begründet die Entstehung einer neuen Balinger Fasnetsfigur und den Zulauf zu der Gruppe milieubedingt.

²⁹⁰ Vgl. Kiefl 2002, S. 70. Hennig sieht hier eines der Probleme, dem sich die Tourismusforschung stärker widmen sollte, nämlich, wie „Sozialstruktur, Reiseformen und touristische(.) Ziele“ miteinander in Zusammenhang stehen. Im Grunde gibt er die Antwort aber schon vor, wenn er sagt: „Die Eigenarten der Ferienregionen sind zu einem wesentli-

Urlaubserleben im Allgemeinen jedoch nicht vollkommen von dem in K. unterscheidet, ist anhand der Erörterungen zur Geselligkeit zu erahnen.

Somit reicht die vorgenommene soziologische Eingruppierung nicht aus, um eine von Spode geforderte „Einheit in der Vielfalt“ zu finden und „tiefer liegende(.) Strukturen“ des Tourismus freizulegen.²⁹¹ Schulzes Konzept kann zwar die Verknüpfung eines bestimmten Stils mit der besonderen Ausprägung des Campings in K. darstellen, aber nicht das Camping erklären.

Ich muss zugeben, dass ich das im Kielwasser der älteren Forschung zu Beginn anders gesehen hatte: Camping als massentouristisches Vergnügen bildungsferner Schichten, als ein Ausdruck des hässlichen Tourismus. Ich meinte, dies sei der Schlüssel zum Verständnis des Ganzen. Durch die Beschäftigung mit der Literatur und durch die Gespräche mit den Campern wurde mir klar, dass dieser Ansatz verfehlt war. Um das Verständnis zu vertiefen, aber auch weil die Beweggründe des Campens durch die Kunden ständig von selbst und immer wieder zur Sprache kamen, hörte ich weiter zu, fragte und verglich die Aussagen mit vorhandenen Studien zu Camping und Freizeitverhalten.

chen Teil mit der Sozialstruktur derjenigen Gesellschaften verbunden, aus denen die Touristen stammen“. Ders. 1999, S. 67.

²⁹¹ Spode 2003, S. 12.

VI. Erklärungsangebote

1. Erste Näherung: Praxen

Wenn man verstehen will, warum Camper campen gehen, braucht man sie nicht ausdrücklich zu fragen. Die Motive kommen bei Unterhaltungen auf dem Platz von selbst zur Sprache.

Was als erstes die Feriencamper angeht, gibt es im Wesentlichen drei praktische Argumente, welche die Urlaubsform zweckmäßig begründen. Es sind dies in Stichworten Kinder und Familiarität; Mobilität und Ungebundenheit sowie die Erlebnisfülle.

1.1 Kinder (Feriencamper)

Auf die direkte Frage, warum sie campen gehen, antwortete mir eine Mehrheit der Gäste, direkt und ohne nachdenken zu müssen, es sei ihrer Kinder wegen.²⁹² Ein etwa 30-jähriger Vater erinnerte sich, er habe früher „ganz anders Urlaub gemacht.“ Auf ausgedehnten Motorrad-Touren habe er die USA erkundet. Mit Kindern im Gefolge gehe das nicht mehr. Camping sei das Optimale, die Kleinen seien automatisch beschäftigt. Der Ort und die Einrichtung, so der Mann, spielten im Grunde keine Rolle. Theoretisch, glaubte er, könne man ins Auto steigen, eine Stunde lang geradeaus fahren, auf einem beliebigen Parkplatz anhalten und dort sein Zelt aufschlagen. Das Wichtigste sei, dass dort schon andere Zelte mit anderen Menschen und Kindern anwesend sind.²⁹³

Ein Niederländer, der im Jahr 2008 am Hauptweg untergebracht war, wollte mit seinen Kindern zunächst im Zentrum und in Strandnähe stehen. Es war aber nichts frei. Man bot ihm daraufhin eine abgelegene, durchaus komfortable Parzelle an. Das kam für ihn nicht in Frage: „Wegen der Kinder. Es muss immer was los sein.“²⁹⁴ So stellte er sich direkt an den Haupteingang und hat diese Entscheidung, eigener Aussage zufolge, nicht bereut. Es spiegelt und bestätigt sich hier die Überzeugung, dass das quirlige Geschehen, die Vielfalt der Eindrücke, die Angebote sowie das Vorhandensein von Spielge-

²⁹² Zu demselben Ergebnis kamen bereits statistische Erhebungen in den 70er-Jahren. Vgl. Hoffmann H. 1970: Untersuchung über die Struktur des Camping-, Caravan-Reiseverkehrs. (Veröffentlichung des Deutschen Wirtschaftswissenschaftlichen Instituts für Fremdenverkehr). München, S. 5; außerdem Heinlein, B. / Radeke, C. 1972: Die Situation des Camping-, Caravan-Reiseverkehrs (= Veröffentlichung des Deutschen Wirtschaftswissenschaftlichen Instituts für Fremdenverkehr). München, S. 131.

²⁹³ Aussage im Zuge einer Umfrage, die ich im April 2004 auf dem Platz machte. Sie erfolgte im Auftrag der Direktion und wurde nie ausgewertet. Das Thema lautete, wie es den Kunden auf der neu eingerichteten Familienwiese gefällt. Ich nutzte dies für eigene Fragestellungen.

²⁹⁴ Als Notiz festgehalten.

fährten Kinder in Bann schlägt und beschäftigt.²⁹⁵

Hinzu kommt, dass sich lebhaftere Kinder nicht mit der Atmosphäre eines Hotels vertragen. Als „Disziplinstress“ bezeichnete Berthold T., die Verpflichtung in einem Hotel oder in einer Pension über das Verhalten seiner beiden Kinder wachen zu müssen, weil sie andere Gäste stören könnten. Berthold T. war zur Zeit des Interviews Stammgast in K., und 48 Jahre alt. Auf einem Campingplatz, meinte er, könne man die Kinder „überall rumsitzen“ lassen.²⁹⁶ Das beurteilten die anderen von mir befragten Eltern ebenso. In Verbindung damit wurden außerdem die Kosten erwähnt. Es sei billiger zu campen als in einem Hotel zu logieren, wo jede Mahlzeit und jedes Eis zusätzliches Geld kostet. Als Camper könne man Vorräte mitbringen, selber kochen und das Eis im Supermarkt kaufen.

Zudem, auch dies kam zur Sprache, sind Campingplätze eingezäunt und überschaubar und gelten gemeinhin als sicher. Eine Mutter sprach außerdem erzieherische Aspekte an: „Meine Kinder haben auf dem Campingplatz alles gelernt.“ Damit meinte sie technische Fertigkeiten wie Fahrradfahren. Unausgesprochen schwang noch mehr mit, die Frau dachte vielleicht auch an soziale Fähigkeiten wie: Anschluss finden, mit anderen Kindern umgehen. Vielleicht meinte sie sogar die Selbstständigkeit, die Kinder entwickeln, wenn sie sich auf einem weitläufigen Gelände in einem Meer von Menschen zurechtfinden müssen.²⁹⁷

Das Spiele- und Beschäftigungsangebot ergibt sich für Kinder durch das bloße Vorhandensein anderer Kinder und durch das alltags-ungewöhnliche Umfeld einer Zeltstadt. Doch versuchen die Veranstalter dieses Angebot noch zu verstärken. Wie erwähnt, wurde in K. das Kinderangebot in den vergangenen anderthalb Jahrzehnten erheblich ausgebaut. Ein Ferienort mit größtmöglichem Spielangebot verspricht Eltern die größtmögliche Entspannung und wird – davon geht auch die Branche aus – eher als Urlaubsziel gewählt als ein anderer.²⁹⁸ In K. ließ sich das sogar innerhalb des Platzes feststellen. Immer wieder nahmen Eltern unkomfortable Parzellen in Kauf, wenn sie dafür mit ihren

²⁹⁵ Kurzes Gespräch im Jahr August 2008, als Notiz festgehalten. Zudem erwähnten Camper verschiedentlich, es sei ihnen pädagogisch wichtig, mittels Camping ihre Kinder an die Natur heranzuführen.

²⁹⁶ Eigenes Interview mit Berthold T. am 31. September 2008.

²⁹⁷ Eigenes Interview mit Berthold T. am 31. September 2008.

²⁹⁸ Laut einer Umfrage vom Januar 2006 bestimmen über 50 Prozent der Kinder den Urlaubsort mit. Immer mehr Reiseanbieter bieten „familiengerechte Reisen“ an. Hotelbetreiber kamen schon vor Jahren darauf, ihre Häuser nicht nur familiengerecht einzurichten, sondern es entstanden regelrechte Kinderhotels. Matzig 2007, S. 73.

Kindern möglichst nah am Spielezentrum stehen konnten.

Dass Eltern durch das Beschäftigtsein ihrer Kinder mehr Zeit für sich selbst haben, bestätigte mir Arndt U.:

„Weil meine Frau und ich uns dann einfach die Zeit für uns letztlich nehmen. (...) Der Kleine ist unterwegs mit seinen Kumpels und ist nicht hier daheim und braucht Betreuung links und Betreuung rechts. (...) man kann sich mal über viele Dinge unterhalten und äh, ja, da ist zum Beispiel auch mein Heiratsantrag entstanden.“²⁹⁹

Die Auffassung, dass es Campingplatzbesuchern unter anderem darum geht, eine möglichst bequeme Art der Kinderunterhaltung zu haben, weil sie als Eltern davon profitieren, teilt der Handlungsreisende Volker K. Er verkehrt leidenschaftlich gern auf Campingplätzen, allerdings als Mietwohncamper, vorzugsweise auf Großcampingplätzen an der Adria.

„Es ist natürlich auch so, dass man dann am Abend zusammensitzt und eine Stunde Karten spielt mit den Kindern. Aber den ganzen Tag will man die Kinder nicht um sich rum. Weil dann sind die Kinder unleidig und die Alten werden es dann auch. Weil, man will den Kindern etwas bieten: ein Schwimmbad mit zehn Rutschen, eine Sealifeshow auf dem Campingplatz’, sage ich mal bald.“³⁰⁰

Wie man andererseits aus dem Hinweis auf das Kartenspiel heraushören kann, geht es noch um einen zweiten Aspekt. Volker K. schließt: „Aber man will auch die Möglichkeit haben, zusammensitzen zu können und doch noch zwei, drei Stunden was gemeinsam zu machen. Und die Bandbreite hast du da voll.“³⁰¹

Auch Berthold T. gefällt die Nähe, die er trotz ihres Freilaufs zu seinen Kindern spürt. Man spiele beim Campen nicht nur zusammen Gesellschaftsspiele, sondern unternehme Dinge, für die zuhause keine Zeit bleibe. Man müsse sich ja beschäftigen, könne sich „nicht aus dem Weg gehen, jeder in sein eigenes Zimmer wie daheim.“³⁰² Es ist also nicht nur eine erholsame Distanz, die sich ausbreitet, sondern in der verbleibenden Zeit rücken die Familien enger zusammen. Verschiedene Paare ziehen sich dann auch vom Camping zurück, sobald ihre Kinder erwachsen sind. Sie verkaufen ihre Ausrüstung und wechseln zu Hotel- und Pensionsurlaube.³⁰³

²⁹⁹ Eigenes Interview mit Arndt U. am 15. Oktober 2008.

³⁰⁰ Eigenes Interview mit Volker K. am 15. August 2007.

³⁰¹ Eigenes Interview mit Volker K. am 15. August 2007.

³⁰² Eigenes Interview mit Berthold T. am 31. September 2008.

³⁰³ Das berichteten mir vormalige Camper, mit denen ich außerhalb des Platzes verschiedentlich sprach.

1.2 Mobilität (Feriencamper)

Camper können, wenn ihnen etwas nicht gefällt, im wahrsten Sinne des Wortes ihre Zelte abbrechen. Diese Chance haben Hotelurlauber eher nicht. Camper wännen sich flexibel. Das gilt für die Reise ebenso wie für den Aufenthalt vor Ort, wo andere Urlauber gegebenenfalls Fahrzeuge mieten müssen, wenn sie ihre Umgebung erkunden möchten. Auf die Frage, warum er mit dem Wohnwagen reise, erklärte mir ein pensionierter Bundeswehrsoldat, der im Jahr 2008 in K. weilte: „Ich möchte schon ein bisschen Komfort haben. (...) Bist unabhängig, kannst mit dem Auto fortfahren. (...) Mit dem Mobil zum Beispiel kommst du in St. Tropez nirgendwo rein, die lassen da gar keinen mehr rein.“³⁰⁴ Tatsächlich haben inzwischen viele Städte Wohnmobile aus ihren Zentren verbannt. Zudem sind Ausflüge mit dem Wohnmobil weniger einfach zu bewerkstelligen als mit dem Auto. Die Gegenstände im Innenraum müssen verstaut, die von draußen eingeräumt werden.

Mancher Caravaner blickt indessen mit Sehnsucht nach den Mobilien. Berthold T. sieht in seinem Caravan eine „relativ große Freiheit“ verwirklicht, weil er stets abfahrbereit in der Garage stehe. Praktisch für ihn, weil bei ihm verschiedentlich ein unvorhergesehener Kurzurlaub anfällt: „Klamotten rein und fertig“. Dennoch glaubt der Rettungssanitäter, dass Wohnmobilisten noch unabhängiger seien – etwa weil das An- und Abhängen entfällt. „Ich sage mal, das ist die absolute Freiheit.“³⁰⁵

Auf den Einwand, sie müssten vor jeder Einkaufsfahrt erst alles verstauen, entgegnen wiederum Mobilisten, der Auf- und Abbau gehe bei ihnen insgesamt schneller vonstatten. Sie seien flexibler als die Caravans mit ihren angepflockten Vorzelten. Auch seien die Umstände nicht so groß, wie es dargestellt werde. Ein Wohnmobilmfahrer, der sich verschiedentlich in K. aufhielt, zog ein Mercedes-Cabriolet hinter seinem Mobil her. Wie er erzählte, hatte er während der drei Tage, in denen er in K. logierte, mit dem Auto auf Ausflügen 500 Kilometer zurückgelegt. Camper, die mit Zelt und Auto unterwegs sind, argumentieren indessen, sie hätten ihre Behausungen im Bedarfsfall umgehend auf- und wieder abgebaut, seien frei und ungebunden.³⁰⁶ Ich gehe aufgrund eigener Er-

³⁰⁴ Gesprächsnotiz im August 2008.

³⁰⁵ Eigenes Interview mit Berthold T. am 31. September 2008.

³⁰⁶ Unterhaltung mit einem Paar aus Tauberbischofsheim im Juli 2004. Gesprächsnotiz.

fahrungen als Jugendlicher davon aus, dass das sogar Zelt-Wanderer von sich behaupten. Hier ist dann weniger die eingeschränkte Mobilität der Fortbewegung gemeint als die Freiheit, sein Zelt umstandslos an Ort und Stelle aufschlagen zu können und nicht erst eine passende Herberge finden zu müssen.

Alle Beispiele legen nahe, dass Mobilität einerseits reale Gestaltungs- und Entfaltungsmöglichkeiten bietet, dass die Vorstellungen von Mobilität jedoch andererseits nach ganz individuellen Gesichtspunkten divergieren. Hier kann man kaum sagen, wer ein ‚typischer‘ Wohnmobilcamper ist, wer eindeutig ein Caravanbesitzer und wer ein ‚Zeltner‘. Die Betroffenen entscheiden sich nach persönlichem Geschmack für die jeweilige Wohn- und Fahrform, die sie für die praktischste halten.

Mobilität hat zentrale Bedeutung für das praktische Camperleben und steht im Wertekatalog an oberer Stelle. Das gilt sogar im Falle der Dauercamper, wie noch zu zeigen sein wird. Mobilität bedeutet Ungebundenheit, Individualität und Abenteuer, letztlich jedoch vor allem motorisiert zu sein.³⁰⁷ Weyers und Köck sehen Mobilität im Rahmen ihrer Utopie-These als die „konsequente Aneignung von Räumen, Zeiten und Menschen im Sinne der Eroberer“.³⁰⁸ Als touristisches Antriebsmotiv befriedige sie den Hunger nach Fortschritt und manifestiert den Habitus des Fortschrittlichen. Modernität/Mobilität ist also geeignet, eine herausgehobene Stellung im sozialen Gefüge anzuzeigen.³⁰⁹ Dieser Interpretation zufolge zeugt ein teures Wohnmobil von der eigenen Geldleistung, außerdem sind mit ihm erhebliche Kilometerleistungen und damit ein Leistungsbeweis möglich. „Wissen Sie, wo wir heute morgen losgefahren sind?“, fragte ein Wohnmobilst Roger H. bei seiner Ankunft. H. kommentierte die Leistung in anerkennender Weise, nachdem er gehört hatte, dass es sich um 800 Kilometer handelte. Eindeutig gefiel dem Mann das Lob. In einem anderen Fall übergang man die Erzählung eines Gastes, der beim Anmelden von seinem Kilometerstand berichten wollte. Der Kunde wirkte sichtlich irritiert, dass seine Leistung hier – quasi im eigenen Lager – nicht gewürdigt wurde. Als er merkte, man würde ihm wirklich keine Anerkennung zollen, reagierte er enttäuscht und beleidigt.³¹⁰

³⁰⁷ Erst durch die allgemeine Motorisierung nach 1945, sagt Gabriele Hofmann, wurde Tourismus im heutigen Sinne machbar und ermöglichte die Suche nach einem Ort, wo sich ein erträumtes Glück verwirklichen lässt. Vgl. Hofmann 1994, S. 121.

³⁰⁸ Weyers / Köck 1995, S. 40.

³⁰⁹ Ebd.

³¹⁰ Aus der Erinnerung.

1.3 Erlebnisdichte (Feriencamper)

2007 traf ich ein jüngerer Ehepaar wieder, das mir schon Jahre zuvor aufgefallen war. Es handelt sich um die erwähnten Herr und Frau T., die mit ihrem Dachzelt mehrmals an der „Rennbahn“ gestanden hatten. Jetzt begegneten mir die beiden und ihre Tochter in einer der ruhigen Ecken des Platzes, wo sie sich auf einer ehemaligen Dauerparzelle eingerichtet hatten. Die Eltern wirkten leicht bekümmert: „Es ist sonst alles super hier. Aber das war auf der alten Hauptstraße viel schöner. Das war besser wie Fernsehen, da war ständig was los ... die Leute kommen und gehen ... besser wie Fernsehen.“ Andere Urlaubsformen liegen ihnen nach eigener Aussage erst recht nicht. In ein Hotel würden sie, wie sie versicherten, „nicht mehr [gehen]. Da ist alles so langweilig, so steif. Man muss immer weg, hier brauchst du nicht fortzugehen [sinngemäß: weil immer etwas passiert]“.³¹¹

Ähnlich sah das der pensionierte Bundeswehrosoldat. Wie er mir schilderte, seien er und seine Frau seit zehn Jahren regelmäßig mit dem Wohnwagen unterwegs. „Vorher waren wir immer im Hotel, aber das war nicht unsere Welt.“ Ein Versuch mit einem geliehenen Wohnwagen habe ihnen so gut gefallen, dass sie sich sofort einen eigenen anschafften. Die Frau: „Das ist auch so kurzweilig. Da fährst du mal hierhin, mal dahin“. Ihr Mann ergänzte: „Uns macht der Trubel nichts aus. Da muss ein bisschen Leben in der Bude sein. Im Hotel waren wir vor vier Wochen. Hotel gefällt mir nicht, da bist du immer gezwungen.“³¹²

Es geht also nicht nur bei den Kindern darum, dass „etwas los ist“, sondern auch die Erwachsenen kommen auf den Campingplatz, um etwas im zunächst unbestimmten Sinne zu erleben. Das bestätigt sich an Rentnern und enthüllt den Denkfehler der Rezeption, die ihnen Impertinenz unterstellte. Ich fragte einen älteren Gast direkt, warum er, der doch Muße habe, nicht lieber in der Nachsaison reise. Die Erwiderung lautete: „Man kommt ja wegen dem Campingleben.“ Ältere Camper suchen auf dem Campingplatz also das, was andere offensichtlich auch suchen: die Partizipation am öffentlichen Leben, Unterhaltung durch die belebte Umwelt und Geselligkeit, der Bausinger zentrale Bedeutung im Urlaub zuzuschieben. Dieses Surrounding ist in der Saison am stärksten ausge-

³¹¹ Interview mit dem Ehepaar, im September 2007. In Stichworten vor Ort mitprotokolliert.

³¹² Gesprächsnotiz im August 2008.

prägt. Vor diesem Hintergrund gewinnt der Satz Ferdinand Stolls an Bedeutung, in dem er äußerte, „ich würde ja auch nicht auf einen Campingplatz gehen, auf dem nichts los ist.“

1.4 Betätigung (Dauercamper)

Weil Dauercamper in dieser Studie ebenfalls als Camper betrachtet werden, soll auch auf ihre Motive eingegangen werden. Die Vorteile, die sie in ihrer Wohnform sehen, werden ähnlich wie bei den Feriencampnern beschrieben. Da ist zunächst das Versorgtsein der Kinder, da ist weiterhin die verstärkte Familiarität auf begrenztem Raum. Hinzu kommen, als Stichworte benannt: Betätigungsmöglichkeit, Repräsentation und Kontaktbefriedigung. Zur Betätigung: Ein Dauerplatz erfordert Pflege und kommt damit dem Bedürfnis oder dem Wunsch nach Betätigung stark entgegen. Dass dieses Bedürfnis in dem Milieu, dem die meisten K.-Dauercamper angehören, ausgeprägt ist, wurde festgestellt. Der Gelegenheitscamper Volker K., dem im Urlaub auch Dauercamper begegneten und der sich über sie Gedanken machte, formulierte es mit einer Art lächelndem Verständnis:

„Und da mündet ja dann der Dauercamper drin, der tut ja noch mauern und Fliesen legen. (...) Und der will schaffen. (...) Da geht man am Samstag (...) nicht hin und liegt vors Haus, sondern da wird erst mal einen halben Tag irgendetwas gewerkelt. Die Zufriedenheit oder der Ausgleich kommt nicht durchs Nichtstun, sondern durch (...) irgendetwas: schöpferisch, körperlich zu leisten, um sein Häuschen rum, um seinen Wohnwagen rum. Damit man dann mittags hinsitzen kann und sagen: ‚So, jetzt habe ich das geschafft.‘ Im Hotel kommst du hin, da hast du ja gar keine Möglichkeit irgendetwas zu tun.“³¹³

1.5 Repräsentation (Dauercamper)

Faber ging davon aus, dass Dauercamper aus der Mittelschicht deshalb auf ihren Dauerplatz stolz sind, weil er den Rang einer eigenen Residenz einnimmt. Ich würde den Aspekt der Eigenheimfunktion nicht überbewerten. Es mag für den Campingplatz Lohmar, den Faber untersuchte, zutreffen, dass der Caravan zum Ersatz wird, in dem sich Menschen ohne Haus- oder Wohnungsbesitz als „eigener Herr“³¹⁴ fühlen. In K. sind jedoch viele Dauercamper vermögend und besitzen Häuser in keineswegs verstäderten Wohn-

³¹³ Eigenes Interview mit Volker K. am 15. August 2007. Volker K. stellte diese Überlegungen in Italien an, sie dürften jedoch auf viele Dauercamper zutreffen, die aus den beschriebenen Milieus stammen.

³¹⁴ Faber 1977, S. 96.

landschaften. Doch selbst wenn der Dauerplatz für den einen oder anderen die Funktion einer Residenz erfüllt, fragt es sich, ob Menschen, die sich kein Haus oder Ferienhaus leisten können, stattdessen leichthin die Option des Dauercampens wählen.³¹⁵

Natürlich, diesbezüglich sei Faber nicht widersprochen, geht es Dauercampern, wenn sie sich für das Dauercamping entschieden haben, auch darum, sich mit ihrem Besitz in Szene zu setzen. Suzan Özkan behauptete aufgrund ihrer Erfahrungen auf dem Hubertushof, Dauercamping befriedige das „Bedürfnis nach Repräsentation“ und somit der Selbstdarstellung.³¹⁶ Selbstdarstellung, führt Özkan aus, funktioniert mittels materieller Werte und symbolischer Gegenstände, mit deren Hilfe gezeigt wird, was man materiell und ideell besitzt oder zu besitzen wünscht. Dabei kommt ein von Özkan immer wieder betonter Gestaltungswillen mit ins Spiel, der wiederum mit dem oben festgestellten Drang nach Betätigung verknüpft sein dürfte und seinerseits den permanenten Ausbau der Feriendomizile erklärt.³¹⁷

Da ist zunächst der Dauerplatz selbst. Wenn auch viele Menschen erklären, Dauercamping, wäre nichts für sie, dürfte der Besitz einer Parzelle in K. andere durchaus beeindrucken. Untereinander, im Kreise der Dauercamper, repräsentiert und imponiert man mit neuen Autos und Motorrädern, Booten und Campingzubehör. Weitere Accessoires, mit denen das Objekt aufgewertet wird, sind weniger kostspielig, etwa Aufkleber mit Sinnsprüchen oder auch das spezielle Arrangement des Gartens und des Gartenschmucks.

Mit Repräsentation und Gestaltung drückt sich laut Özkan ambivalent die Zugehörigkeit zum Platz und ein Bekenntnis zur Norm aus (verbindend), während andererseits die Individualität zur Schau gestellt wird, und es dem Besitzer (trennend) ermöglicht, „sich innerhalb der Gruppe zu differenzieren.“³¹⁸ Das entspricht den vorangegangenen Beschreibungen. Auf den ersten Blick gleichen sich die Behausungen und Vorgärten in K. Längs gestreifte Vorzelte, Hecken um den Vorgarten, Fernsehschüsseln auf dem Dach. Blumenschmuck und andere Accessoires dienen dazu, die verbindliche Harmonie zu

³¹⁵ Da ist die eben doch schmutzige Aura des Dauercampens, die Enge im Wohnwagen, möglicherweise primitive Waschwäuser und die fehlende Privatsphäre, die gerade auch viele Angehörige des Harmonie- oder Integrationsmilieus abhalten dürfte, weil ihnen diese Wohnform zu abenteuerlich erscheint.

³¹⁶ Özkan 1994, S. 42. Vgl. ebenso Cosmutia 1994, S. 171f.

³¹⁷ Vgl. Özkan 1994, S. 42-45.

³¹⁸ Vgl. ebd., S. 27, 30, 42 u. 45; zit. S. 45. Özkan verweist auf Pohl, Wilfried 1977: Das Haus als Mittel zur Repräsentation. In: Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde, 22. Jg., 1. Halbband 1977, S. 29-48.

vertiefen. Wagenräder, drollige Vogelscheuchen und Sinnsprüche drücken die „Sehnsucht nach einer nostalgisch verklärten Ferne“ aus,³¹⁹ sie vermitteln die „Idee von Sicherheit, Geborgenheit und Harmonie“ und beschwören ein friedvolles Landleben herauf.³²⁰ Doch zeigen gerade die Details, dass sich einzelne Gestalter mehr Mühe geben als andere und hervorstechen wollen. Die Steigerung dieser Kreativität wird mit auffällig blinkenden Lichterketten erzielt, mit aufwändigerem Blumenschmuck, bunt illuminierten Springbrunnen, mit Landesflaggen und Fußballfahnen. Neckische Gartenfiguren und flotte Sprüche sollen die Caravanbewohner als witzig, originell und individuell ausweisen. Freilich handelt es sich auch hier um Massenware, Schulze würde formulieren, um Utensilien aus dem „Materiallager der Gemütlichkeit.“³²¹

Das gilt meinem Eindruck in K. genauso für viele Feriencamper. Auch sie wollen sich einerseits normgerecht verhalten, wollen sich andererseits von der Menge abheben. Die Möglichkeiten sind dieselben. Eine aufwändige Ausrüstung weckt Aufmerksamkeit. Wer mit einem zwölf Meter langen Wohnmobil vorfährt, kann sich des Interesses sicher sein. Desgleichen werden ungewohnte Hilfsmittel zum Blickfang. Das kann ein alter Hauskühlschrank sein, der das mitgebrachte Zelt überragt, oder eine Gas-Bratpfanne, wie man sie üblicherweise nur in der Gastronomie verwendet. Tonfiguren, Keramik, Gartenzwerge mit offensichtlich ironischem Anspruch oder selbstgebastelte Wäschehalter verfehlen ebenfalls ihre Wirkung nicht. Und schließlich setzt man – ebenso wie die Dauercamper – Fahnen und Aufkleber zur Eigenwerbung ein. Auf einem Mobil und auf einem Mini-Caravan las ich zwei abgewandelte Schriftzüge. Der eine Besitzer hatte den Original-Aufdruck „Globetrotter“ seines Dethleffs-Wohnmobiles in „Globetrottler“ verändert, während auf dem Mini-Wohnwagen der Familie S. die Bezeichnung „Globetrottlerchen“ zu lesen war.³²² Zugehörigkeit zu exklusiven Vereinen wird ebenfalls mittels Flaggen und Aufklebern kundgetan. Der Angehörige eines Rottweilerhundclubs hatte die Rückwand seines Wohnmobils mit seinem Vereinsembem lackieren lassen. Desgleichen der Angehörige eines Goldwäscherclubs. In diesem Punkt findet man Übereinstimmungen zwischen Dauercampern und Campern – auch

³¹⁹ Özkan 1994, S. 43.

³²⁰ Ebd., S. 44.

³²¹ Schulze 2000, S. 293.

³²² In dem Fall lag keine Originalbeschriftung zugrunde, da der Markennamen Globetrotter der Firma Dethleffs vorbehalten ist. Beim Gefährt der Familie S. handelte es sich, wie dargelegt, um einen QEK-Junior aus Zeiten der DDR.

was den Erfolg angeht: Die Dekorationen der Dauercamper wurden vom Publikum genauso bewundert wie das Pick-Up-Auto eines Feriengastes mit einer überdimensionierten Auspuffanlage und ausladenden Kotflügeln. „Stell den zu mir in die Straße“, rief ein Dauercamper mir zu, als er das Fahrzeug in den Platz einbiegen sah.³²³ Nicht minder bestaunt wurde ein Anhänger, der ursprünglich dazu bestimmt war, Eier und Milchprodukte zu transportieren. Umgebaut beherbergte der Wagen während der Anreise die Harley-Davidson seines Besitzers. Auf dem Campingplatz angekommen, diente das Gefährt als Schlafplatz, derweil das kunstreich verchromte Motorrad repräsentativ draußen stand. Der Alleinreisende hatte darum gebeten, an der Durchgangsstraße stehen zu können. Vermutlich weil er sein Ensemble auf diese Weise zur Geltung kommen sollte. Eine Kundin aus dem Allgäu konnte sich im Jahr 2003 an all dem nicht sattsehen, am Arm ihres Mannes untergehakt, freute sie sich an den Arrangements und Inszenierungen. Vor etwa drei Stunden seien sie mit ihrem Wohnwagen aufs Geratewohl losgefahren. Wer hätte gedacht, lachte die Frau, „dass wir heute noch so was erleben“.³²⁴ Die beiden waren Landwirte. Doch reagierten Gäste aus höheren Bildungsschichten auch nicht gänzlich anders. Wenn Besucher mit Bildungshintergrund durch K. gingen, schauderten sie ob des Ambientes und wurden nicht müde, sich darüber zu mokieren.³²⁵ Was sich hier ausdrückte, war eine nicht minder große Faszination – die des Kuriositätenkabinetts.³²⁶ Aber im Grunde ist ja auch das ein Erfolg für die Aussteller, zumal sie vermeintlich gebildeten Ansichten und Geschmäckern nicht durchweg ehrfurchtsvoll gegenüberstehen, sondern den Stil dieser Betrachter selbstbewusst für genauso fragwürdig halten wie das umgekehrt der Fall sein kann.

Wenn die Betreffenden vorhatten, auf diese Weise mit anderen Campern in Kontakt zu kommen und das Arrangement als Lockfang dienen sollte, hatten diesbezüglich viele Erfolg. Sie wurden angesprochen, angelacht, bekamen freundliche Frotzeleien zugeru-

³²³ Im Jahr 2008 notiert.

³²⁴ August 2003. Nach einer Notiz. Ich kannte die Familie, weil ich sie nachmittags eingewiesen und mich dort schon mit ihr unterhalten hatte. Ein für später vereinbartes Interview kam nicht mehr zustande.

³²⁵ Das erlebte ich bei zahlreichen Bekannten von Rezeptionsangehörigen.

³²⁶ Das Befremden, das dabei vorgetragen wurde, mochte teilweise echt, mochte aber daneben auch ein Ergötzen sein und dem Drang geschuldet, sich manifest von dieser Lebensweise abzugrenzen. Es tut sich hier, könnte man mit Gisela Welz vermuten, ein „sozialvoyeuristische[r] Blick“ auf, bei dem die soziale Differenz, der soziale Abwärtsvergleich, vergleichbar dem Slum-Besuch, „trills“ auslöst. Welz, Gisela 1993: Slum als Sehenswürdigkeit: „negative Sight Seeing“ im Städtetourismus. In: Dieter Kramer / Ronald Lutz (Hg.) 1993: Tourismus – Kultur: Kultur – Tourismus (= Kulturwissenschaftliche Horizonte 2). Münster / Hamburg, S. 39-53; hier S. 45.

fen. Auch wurde das Personal verschiedentlich auf diese Gäste und ihre Ausstattung angesprochen.

Im Gegensatz zu Dauercampern ist es den Feriengästen beim Imponieren möglich, die anderen zu düpieren. Wer protzt oder sich danebenbenimmt, hat keine ernsten Sanktionen seitens der Nachbarn zu fürchten, da er nicht längerfristig Tür an Tür mit ihnen wohnen muss. Wer die Potenz seiner Stereoanlage unter Beweis stellt, indem er ganze Viertel beschallt, wer seine Frohnatur zeigt, indem er im Chor mit Freunden unanständige Lieder singt – der wird allenfalls des Platzes verwiesen. Und dieses Opfer ist vielen der Spaß wert, wie aus zahlreichen Campergeschichten heraus zu hören ist.

1.6 Kontakfülle (Dauercamper)

Faber war außerdem überzeugt, Dauercamper würden aus ihrer städtischen Wohnwelt „ein ungeheures, da unbefriedigtes Kontaktbedürfnis“ mitbringen.³²⁷ Deshalb spiele es für den Bewohner auch keine Rolle, ob die Fluchtwelt des Campingplatzes landschaftlich schön sei oder nicht. „Wesentlicher ist für ihn, nachbarschaftliche und freundschaftliche Beziehungen aufzubauen, die er daheim vermisst.“³²⁸ Als ich unverhofft Uwe S., einen Bekannten, in K. traf, erzählte er mir stolz, er sei neuerdings Dauercamper. Ihm gefalle die Atmosphäre, „dass immer was läuft“ und „jede Menge Leute unterwegs sind“. In dieser Art hört man das von vielen Dauercampern. Und in ähnlicher Form trifft es wiederum auf Feriencamper zu, von denen alle, die ich gesprochen habe, berichteten, sie seien an anderen Menschen interessiert und würden gerne Bekanntschaften schließen. Beide Fälle sind jedoch zu relativieren. Von Dauercampern, die es nicht mögen, wenn Gäste neben ihnen zu stehen kommen, war bereits die Rede. Doch auch Feriencamper sind nicht durchweg offen für andere. Auf diese Besonderheiten ist ebenfalls noch einzugehen. Ganz bestimmt geht es aber vielen Dauercampern um die Kontakte, die ihre Kinder knüpfen können. Hier ähneln die Beweggründe denen der Feriencamper. Bei der Entscheidung zugunsten des Dauercampings dürfte der Familienaspekt eine erhebliche Rolle spielen. Wie einige Feriencamper erzählten mir auch zahlreiche Dauercamper, dass sie ihre Parzellen aufgeben, wenn die Kinder im Teenageralter das Inte-

³²⁷ Faber 1977, S. 95.

³²⁸ Ebd. S. 96. Faber beobachtete unter den Lohmarer Dauercampern einen starken Hang zur Nachbarschaftlichkeit. „77 % der Befragten gestalten den überwiegenden Teil ihrer Freizeit mit Nachbarn.“ Jedoch stellte auch er fest, dass die Kontakte nicht über den Campingplatz hinausreichten. Ebd., S. 100.

resse am Campingplatz mehr und mehr verlieren. Dies und die Möglichkeit der handwerklichen Betätigung und damit verbundenen kreativen Selbstverwirklichung dürften überwiegend die Gründe für die Entscheidung zugunsten eines Dauerplatzes darstellen. Daneben verriet mir Uwe S., was er als Dauergast am allermeisten auf dem Campingplatz schätzt, nämlich, in K. die Alltagswelt verlassen zu können. Zuhause, sagte mir der selbständige Heizungsbauer, habe er auch am Wochenende viel zu tun. Nur in K. sei er „weg von allem“.

„Wenn du der Kundschaft sagst, du bist in K., dann sagen sie: ‚Es tut’s auch noch am Mittwoch‘. Wenn du aber daheim bist, dann sagen sie ‚Könntest du nicht gleich am Montag vorbeikommen?‘. (...) Ich kann nirgends so abschalten wie hier.“³²⁹

Das empfand auch ich selbst so. Sobald sich herumgesprochen hatte, ich sei auf unbestimmte Zeit in K., in einer abseitigen Ferienwelt, versuchten Kollegen und Bekannte nicht mehr, mich zu erreichen.

Eine andere Camperin nannte mir einen Vorteil, dem man auch in der Literatur begegnet. Da sei dieser „Urlaubstouch“. Selbst wenn man sich nur über das Wochenende in K. aufhalte, habe man das Gefühl, in Ferien zu sein.³³⁰

Bei weiteren – auf diese Gruppe stieß auch das Hofmann-Team – handelt es sich um in die Jahre gekommene Feriencamper, die ihr Hobby bequemer betreiben wollen und deshalb sesshaft wurden.³³¹ Es gibt außerdem Feriencamper, die notgedrungen oder unmerklich zu Dauercampern mutieren. Eine Frau berichtete mir, sie und ihr Mann hätten bei sich in Norddeutschland einen Jahresplatz gemietet, weil sie nicht wussten, wo sie ihr neu erworbenes Wohnmobil unterstellen sollen. Inzwischen würden sie sich immer öfter auf dem Platz aufhalten.³³²

Hinzu kommen individuelle Gründe, warum Menschen in K. Dauercamping machen. Die einen wollen den Kontakt zu Bekannten halten, die vor ihnen mit dem Dauercam-

³²⁹ Gespräch mit Uwe T. im Sommer 2008.

³³⁰ Fuchs bezeichnete das Dauercamping „als Nahtstelle“ zwischen Alltag und Urlaub. „Am Wochenende (...) auf dem Stellplatz angekommen, ist aber auch der Urlaub symbolisch ‚anwesend‘“. Fuchs 1994, S. 78. Noch zugespitzter formulierte es Friedrich Wilhelm Meyer, als er 1954 schrieb, „das Wochenende auf dem Campingplatz“ sei der „kleine(.) Bruder“ des Urlaubs. Meyer, Friedrich Wilhelm 1954: Kubysmus. Eine neue Form von Anti-Camping. In: *Camping*, Jg. 3, Heft 5 / 6 (November / Dezember 1954), S. 9. Körner meinte, Dauercamping sei die „bewusste Distanzierung vom Alltag“. Vgl. Körner, Wilfried 1994: Dauercampingplätze und Kleingärten – eine vergleichende Betrachtung. In: Hofmann (Hg.) 1994, S. 179-183; hier S. 181. Kursiv im Original.

³³¹ Vgl. Fuchs 1998, S. 78.

³³² Ähnliche Fälle begegneten Gabriele Hofmann auf dem Hubertushof. „Steht der Wagen erst einmal irgendwo fest, wird aus dem schabigen Abstellplatz schnell ein eigenes Territorium.“ Dies. 1994, S. 139.

ping begonnen haben. Einige sind wegen des Wassersports in K. Sie nutzen ihre Parzelle als preiswerte Unterkunft. Aus diesem Zweckbündnis erwächst dann zuweilen Leidenschaft für die Wohnform.³³³

Diese Aussagen sind geeignet, darzustellen, warum sich Menschen prinzipiell dafür entscheiden, ihren Urlaub als Campingurlaub zu verbringen. Das mag teilweise erklären, warum auch Angehörige anderer Schichten Camping machen – zuweilen sogar in K. (bzw. warum umgekehrt K.-Gäste auch auf anderen Campings verkehren). Andererseits gibt es andere Urlaubsformen, welche die alle genannten Beweggründe und Vorteile in abgewandelter Form ebenfalls bieten. Die pragmatischen Erklärungen sind plausibel, aber nicht verbindlich.

Nun lag außerdem eine zweite Fährte unübersehbar da, sie wurde regelrecht ausgelegt. Auch wenn sie zunächst wie eine Erklärung der universellen anthropologischen Kategorie anmutet, war ihr nachzugehen. Es geht um die Aussagen passionierter Camper, wonach sie ein besonderer Menschenschlag seien, ja sogar ein Camping-Gen in sich trügen. In einer literarischen Erinnerung liest sich das stellvertretend so:

„Ich meine die, die unterwegs sind (...) die ihre Touren selbst planen, oder aufs Geratewohl losziehen (...), den halben Hausstand mitschleppen. Auf alle Fälle sind Camper keine bequemen Leute. Die sind interessiert an der Welt und am Nachbarn, naturverbunden (...). Die sind hilfsbereit, oder sehr hilfsbereit (...). Die kümmern sich um Wohnwagen, Mobil und Auto des Platznachbarn genauso oder noch mehr wie um das eigene Zeug, sie warnen sich gegenseitig vor Sturmfronten (...) sowie auch mehr oder weniger unfreundlichen Campingplatzbetreibern. Die sind (fast) überall zu Hause (...). Camper (Familien) sind besondere Typen, oft irgendwie Originale und Spezies. (...) Aber nichts involviert Denkart, Lebensstil, Meinungsbildung, Zukunftsplanung, Essverhalten, Kaufgewohnheiten, Leseneigungen, Freundschaften, Wortschatz, Welterkenntnis so, wie das unterwegs seiende Camperleben“.³³⁴

2. Zweite Näherung: Selbstbilder

Würde es sich so verhalten, wie in dem Zitat dargestellt, dann würde es sich bei Campern jenseits gesellschaftlich-kulturell bedingter Segmentierungen um eine eigene Ethnie handeln, welche dieselben Einstellungen und Werte teilt. Als ich Ingrid M., eine 50 Jahre alte Bekannte, zum Wesen des Campings befragte, stellte sie mit Nachdruck in

³³³ Mir selbst begegneten verschiedentlich solche Beispiele. Exemplarisch wird ein solcher Fall in der Reportage „Campinsky“ vorgestellt.

³³⁴ Stehr, Ekkehard 2007: Camping, Camping ... Reise- und andere Berichte. Norderstedt, S. 5f.

der Stimme klar:

„Also a) sind Camper die Hardliner. Das sind die mit dem Zelt. Ich finde Wohnwagen, das sind einfach keine Camper in dem Sinne. Und ich habe mir dann auch überlegt (...) an was das gelegen ist (...). Früher bist du auf den Camping gekommen und jeder hat ein Zelt gehabt und jeder hat dem anderen auch geholfen, da war so eine Hilfsbereitschaft da. Am Abend ist man vor dem Zelt gehockt, der Nachbar ist vorbeigekommen, man hat ein bisschen geschwätzt, schwuppdich, ist man zusammengesessen und hat was miteinander getrunken und geschwätzt und Sprache war gar kein Problem, irgendwie hast du dich da durchgewurstelt. Und heutzutage kommen sie mit ihren Riesenwohnmobilen haben eigentlich alles dabei, Fernsehen, alles! Gehen kaum mehr ins Waschhaus. (...) Weil sie ja das auch in ihrem Ding drin haben und suchen auch gar keine Kontakte mehr, die gehen aus ihrer Kiste raus, gehen an den Strand oder in den Laden, gehen wieder in ihre Kiste rein, Glotzkiste an, fertig. (...) Und wir haben unsere Zelte immer so gestellt, dass praktisch der Aufenthaltsbereich Richtung Straße war. Also offen: Kommt, schwätzt mit uns. Wir haben immer begrüßt wenn einer vorbeigelaufen ist.“

An anderer Stelle:

„Das ist wahrscheinlich grad so, ich weiß auch nicht – Freiheit, oder? Das war einfach toll. Und dann sind wir ganz Südfrankreich bereist ... und dann immer wieder die Zelte frisch aufstellen, neue Leute kennenlernen und das war echt immer so, du hast das Zelt noch nicht einmal aufgebaut gehabt, dann hast du schon Kumpel gehabt. (...) Ja, das hat sich halt verändert, die Leute sind im Laufe der Zeit mit Wohnwagen gekommen und dann ist die Sache ausgehöhlt.“³³⁵

Ich fragte die K.-Stammkundin Monika R., seit wann sie zum Campen gehe. Die 50-Jährige erwiderte:

„Mit meinen Eltern schon. Pilsensee. Meine Eltern waren Dauercamper, haben mit dem Zelt angefangen, haben sich hochgearbeitet [!], das war damals mit drei Kindern das billigste, Wohnwagen hintendran und dann halt durch die Gegend geschippert.“³³⁶

Wenn die Rede darauf kommt, erwähnten ältere Dauercamper ebenso wie die Besitzer von Caravans und Wohnmobilen, oft, sie hätten klein angefangen, mit dem Zelt, oder seien mit ihrem ersten, noch ganz winzigen Wohnwagen überall herumgekommen. Wobei, wie von Ingrid M. betont, vor allem anderen das Zelt den echten Camper ausweist.

³³⁵ Eigenes Interview mit Ingrid und Ina M. am 23. September 2005.

³³⁶ Eigenes Interview mit Monika R. am 12. Februar 2005.

Auch die Eigenständigkeit ist von Bedeutung und wird immer wieder thematisiert. Einmal blickte in K. ein Dauercamper in meinem Beisein verächtlich auf die Wohnwagenreihen eines Campingclubs aus der Gegend von Nürnberg: „Also das wäre nichts für mich“, schüttelte er missbilligend den Kopf. „Was?“, fragte ich. „Na, das da, organisiertes Camping.“³³⁷

Ingrid M. hatte, eigener Aussage zufolge, nichts dagegen, ihr Zelt immer wieder neu aufstellen zu müssen. Ebenso gehörte für sie das Gemeinschaftswaschhaus mit all seinen Unkomoditäten und kleinen Ekligkeiten zum Campingleben dazu. Auch für Monika R. bedeutet Urlaub mit dem Zelt, mit dem Wohnwagen oder mit dem Caravan „überall herumschippern“. Dafür nimmt man Überraschungen und Mühen in Kauf. Eine Erleichterung durch geregelte Strukturen und klare Organisation lehnen die Bekunder vorgeblich ab: „Das wäre nichts für mich!“, so der K.-Camper. Die Gesprächspartner sind also der Ansicht, der originäre Camper liebe nachgerade die Herausforderung, den Aufwand, den Kampf mit den Widrigkeiten und die Organisation seines autarken Lagers. Weiter hört man bei Ingrid M., der ‚Hardlinerin‘, die Begleitmelodie des Zivilisationspessimismus heraus: Wie alle Stämme edler Wilder sind die echten Camper vom Aussterben bedroht. Kommerz und Profit überrollen die aufrechten Originale, ihre heile Welt zergeht. Wir begegnen hier dem Bild: Wo das Natürliche ist, ist es immer auch bedroht. Auf Campingplätzen gibt es natürlich viele Menschen, für welche die Frage, ob sie richtige Camper seien, „keinen Stellenwert“ besitzt.³³⁸ Sie leben nicht in dem Gefühl, Gäste zweiter Klasse zu sein. Der Gedanke an echtes Camping und was man dafür halten soll, wird von ihnen beiläufig reflektiert, wenn in Urlaubserzählungen oder Interviews das Gespräch darauf kommt. Aber wenn (!) Gelegenheitscamper versuchen, ihren eigenen Standort im Sozialgefüge des Platzes darzustellen, dann entspricht der Maßstab auffälligerweise dem der Passionierten. Ein Beispiel, wie verbreitet die Bilder sind, stellt die Aussage von Volker K. dar, der sich ausdrücklich als Nicht-Camper positioniert:

„Die richtigen Camper würden mich nicht als Camper bezeichnen. Weil, ich komme und schließe auf. Die kommen und parken rückwärts ein. Ich habe denen zugesehen, was die für einen Aufwand treiben müssen, wenn jetzt da einer

³³⁷ Aus dem Gedächtnis.

³³⁸ Kruse 1994, S. 49. Dass Kruse Dauer- und keine Feriencamper befragte, kann vernachlässigt werden. Bei seinen Interviewpartnern handelte es sich überwiegend um Wohnwagenbewohner, die erst im Alter sesshaft wurden.

mit ... dann muss der sein Vorzelt aufbauen und dann muss das ja halten und dann muss er vielleicht noch im Sand so ein Brett drunter schieben (...) aber, *der Camper*, der, behaupte ich mal, wird weniger. Oder ist weniger geworden. (...) der Camper, wo sich da reinwühlt und wo dann, wenn der erste Regenschauer kommt, seine Dinger aufhängt und wo ... das ist ja der typische Camper, wo man eigentlich! Aber das typische Camping, das wollen die Veranstalter, wo den Kommerz suchen, die wollen das gar nicht mehr. (...) Die wollen den, der mit seinem Wohnmobil herfährt und wo es egal ist, ob es zehn Euro mehr oder weniger Standgebühr kostet, der wo noch was liegen lässt, der wo nicht alles mitbringt, in Raviolidosen.³³⁹

Auch in den Augen des sporadischen Campers ist der richtige Camper gut organisiert, perfekt ausgerüstet, robust und in seiner Art vom Aussterben bedroht: Der Kommerz will ihn nicht mehr, sagt Volker K. Es gibt zahlreiche Beispiele für solche Aussagen, sehr oft schwingt neben Bewunderung Amusement mit, zuweilen auch Spott. Das ist der Fall, wenn sich jüngere Camper in Gesprächen an die heute primitiv erscheinenden Ausrüstungen ihrer Eltern erinnern, mit denen sie in ihrer Kindheit campen gingen, wenn man sich über eine Ausrüstung eines Nachbarn unterhält, die als besonders rustikal erscheint, oder wenn ein Lager besonders adäquat aufgebaut wirkt. Dann heißt es anerkennend oder schmunzelnd „echtes Camping“.

Unzählbar oft hörte ich bei schlechtem Wetter den Satz „Das macht einem echten Camper nichts aus“. Bei technischen Problemen hieß es, „ein echter Camper hat alles dabei“ und bei gegenseitigen Hilfeleistungen, „Camper halten zusammen“. Ebenfalls sehr oft fiel die Bemerkung, Camper seien „alle gleich“. Es bestehe keine Hierarchie bzw. die soziale Hierarchie sei auf dem Campingplatz aufgelöst. Eine andere trete nicht an ihre Stelle. (Von der Camperwarte aus betrachtet, ist eben dies die Voraussetzung für Hilfsbereitschaft und gegenseitige Verbundenheit.) Ich denke, dass diese verbreiteten Redeweisen ein klares Selbstbild wiedergeben.

Die gemeinhin geäußerten Ansichten, was echtes Camping ist, sind nicht neu. Kruse und weitere Mitgliedern der Hubertushof-Studiengruppe hörten die Formeln bereits zu Beginn der 90er-Jahre. Wie das Team zeigen konnte, besitzen sie eine lange Tradition. Zu den von Campern selbst benannten Ideal-Eigenschaften zählen den Hofmann-Studien zufolge ein „tiefgreifender Erfahrungsschatz“, „selbstverständliche Hilfsbereit-

³³⁹ Eigenes Interview mit Volker K. am 15. August 2007.

schaft“,³⁴⁰ „Bescheidenheit“, „strukturierte Ordnung“ und „Naturverbundenheit, ohne die Camping gar nicht erst möglich wäre“.³⁴¹ Hinzu kommt das gegenseitige Grüßen.³⁴² All das, so äußerten auch die damaligen Interviewpartner, müsse man sich im Laufe einer langen Camperkarriere unter Hinnahme von „Strapazen und Unannehmlichkeiten“ erarbeiten.³⁴³ Ebenso widerfuhr schon Kruse die bittersüße Klage, laut der die Blüte des wahren Campings vorüber sei. Das Camperideal erfüllte sich für seine Interviewpartner nicht im Heute, vielmehr liegt die „gemeinschaftsstiftende Kraft“ in einem imaginären Damals.³⁴⁴ Positive Werte wie Ordnung, Disziplin und Regeltreue, die als Grundvoraussetzungen für Abenteuer und Freiheit des Campings betrachtet werden, wurden der Vergangenheit zugewiesen. Alles Negative, alles Sitten- und Seelenlose auf dem Platz war demnach eine Erscheinung der Gegenwart. Deshalb seien die „Voraussetzungen zum Erwerb idealer Campereigenschaften [heute] nicht mehr gegeben.“³⁴⁵ Als „ausgehöhlt“ bezeichnete es meine Gesprächspartnerin Ingrid M.

Ebenfalls im Rahmen der Frankfurter Studie hörte Joachim Fuchs vom Freiheitsdrang der Camper, von Ungebundenheit, Unabhängigkeit, Individualismus.³⁴⁶ All das klang auch in den von mir vorgestellten Interviews und Aussagen an. Weiter führen Camper ihre Herkunft und ihren vorgeblichen Freiheitsdrang gerne auf Nomadenvölker zurück. Sie empfinden sich als die Vettern stolzer Berber oder Beduinen oder als die veredelten Verwandten der „Zigeuner“. Man findet diesen Begriff, neben „Vagabund“ oder „Nomade“, in nahezu allen älteren Camping-Darstellungen.³⁴⁷ Mir begegnete der Ausdruck in K. ständig. In der folkloristischen Überhöhung, so erklärte Jürgen Hirsch, ein weiteres Mitglied der Hofmann-Gruppe, gelten „Zigeuner“ als reiselustig (heißt: mobil). Darüber hinaus wird ihnen zugeschrieben, sie seien unbeschwert, sangesfreudig, naturver-

³⁴⁰ Kruse 1994, S. 47-69; hier S. 51. Vgl. außerdem ebd., S. 59-63.

³⁴¹ Kruse 1994, S. 51. Dorli Cosmutia, Mitglied der Hofmann-Forschungsgruppe, stieß ihrerseits auf den Satz: „Man muss schon naturverbunden sein, um es hier auszuhalten.“ Cosmutia, Dorli 1994: „Natur gehört dazu“ – Aspekte von Naturwahrnehmung bei Dauercampnern. In: Hofmann (Hg.) 1994, S. 159-175; hier S. 160.

³⁴² Vgl. ebd., S. 52.

³⁴³ Ebd., S. 52, S. 56. Vgl. außerdem Hofmann 1994, S. 136.

³⁴⁴ Kruse 1994, S. 67; vgl. außerdem Fuchs 1994, S. 77.

³⁴⁵ Kruse 1994, S. 54; vgl. außerdem ebd., S. 66-67. Auch der Studienleiterin Hofmann begegnete die nostalgische Verklärung. Vgl. Hofmann 1994, S. 119-157; hier insbesondere S. 134-138.

³⁴⁶ Vgl. Fuchs 1994, S. 71f.

³⁴⁷ 1954 beschäftigte sich der Autor einer Clubzeitung mit Ausgrabungen in Ahrensburg (bei Hamburg). Entlang der Funde imaginierte der Verfasser ein Urcamping, dass vor 10.000 Jahren nomadisierende Rentierjägern begründet wurde. Vgl. Thünker 1999, S. 8. Krüger spricht vom Camping als dem „letzte[n] Zigeunertum“ oder dem „zivilisiererten (...) Zigeunertum (.).“ Ders. 1980, S. 200 u. 207.

bunden und einem Trunk immer zugetan.³⁴⁸ Damit, sagt Hirsch, haftet dieser imaginierten Gruppe der Hauch des Abenteuerlichen an. Ihre Mitglieder entsprechen nicht der Alltagsnorm und stehen außerhalb der bürgerlichen Gesellschaft. Auch das beziehen Camper mit dem Vagabundenvergleich auf sich. Sie sind diesem Verständnis zufolge Leute, die das Leben von der anderen Seite nehmen, die sich den Hotel- und anderen Urlaubs-Konventionen entziehen. Von dieser Warte aus betrachtet, stellte Hirsch fest, wird Campen „zu einem fast schon subversiven Akt“.³⁴⁹

Deutlich erkennbar haben sich die Einstellungen oder Äußerungen in den letzten 20 Jahren nicht wesentlich verändert. Das Wertgefüge scheint, zumindest an der Terminologie bemessen, ein fester und in sich geschlossener Bestandteil des Campings. Woher, ist zu fragen, kommen diese Bilder und Einstellungen, wer prägte und prägt den kulturellen Konnex?

2.1 Skizze der mentalen Gewordenheit

Wie ich vermute, geht ein Teil der bis heute tradierten Camperromantik aus den Legenden hervor, in denen Erfahrungen aus militärischen Feldlagern verklärt wurden oder noch werden. Zum landläufigen Vokabular der gängigen Lager- und Biwak-Geschichten von Bundeswehr-Angehörigen aber auch ehemaligen Wehrmachtssoldaten gehören bekanntermaßen Kameradschaft, Durchhaltevermögen, Genügsamkeit, Organisationstalent und Abenteuerlust. Es sind dies allesamt Begriffe, die so oder ähnlich zuvor auch in den Camper-Interviews genannt wurden.³⁵⁰

Weitere Ursprünge könnten in der „Lebensreform“-Bewegung liegen. Sie wandte sich um 1895 als Gesellschaftskritik gegen die als negativ empfundene Industrialisierung und gegen die scheinbar immer stärkere Entfremdung des Menschen von der Natur. Die Reformbewegung suchte die Rückbesinnung außerhalb der Städte, in einem diffusen Antikapitalismus oder im Vegetarismus.³⁵¹ „Körper, Geist und Seele nehmen Schaden;

³⁴⁸ Vgl. Hirsch, Jürgen 1994: Lustig ist das Zigeunerleben. In: Hofmann (Hg.) 1994, S. 97-118; hier S. 102 u. 110.

³⁴⁹ Hirsch 1994, S. 110.

³⁵⁰ Die Analogien zwischen Camping und Feldlager, die etwa Arnold Thünker beisteuert, erscheinen mir nicht schlüssig. Sie zeigen aber, dass diese Analogien so gesehen werden. Vgl. Thünker 1999, S. 9-11.

³⁵¹ Vgl. Conti, Christoph 1984: Abschied vom Bürgertum. Alternative Bewegungen in Deutschland von 1890 bis heute. Hamburg, S. 67 u. S. 73f. Was die Kommunarden zu gewinnen hofften, war neben der Rückbesinnung auf die Natur die Gemeinschaft, wie sie 1887 der Soziologe Ferdinand Tönnies typisiert hatte. Gleich Emile Durkheim hielt Tönnies die Lebensart der vorrückenden Moderne in den verstädterten Gesellschaften für inhuman und wurzellos. Im Gegensatz dazu, glaubte er, seien die Beziehungen der Gemeinschaft direkt, tief und umfassend. Vgl. Krockow,

denn nur im Kontakt mit der Natur können sie sich gut entwickeln“ – glaubten die Verkünder.³⁵² Allerdings zogen nur die wirklich Entschlossenen aus den Städten hinaus um in Gruppen zusammen zu leben.³⁵³ Was die Kommunarden zu gewinnen hofften, war neben der Rückbesinnung auf die Natur die direkte, tiefe, umfassende, menschenverbundene Gemeinschaft im Gegensatz zur Gesellschaft der Einzelnen, wie sie 1887 der Soziologe Ferdinand Tönnies dargestellt hatte.³⁵⁴

Die „eindeutige Frontstellung (...) gegen die städtischen Lebensverhältnisse“ und gegen das Milieu, aus dem man selbst stammte, findet sich wenig später in der Jugendbewegung und im Wandervogel.³⁵⁵ Die Bewegung, die von einem anti-bürgerlichen Weltbild getragen war, kann man als eine weitere ideelle Wurzel des Campings betrachten.³⁵⁶ Als Protest gegen die etablierte Welt der Erwachsenen nahmen sich die Mitglieder des Wandervogels „mobile mittelalterliche und frühneuzeitliche Gruppen zum Vorbild“ und artikulierten auch mittels dieser Verkleidungen „die Verachtung der als spießig empfundenen Welt des Mittelstandes“.³⁵⁷ Sie träumten am Lagerfeuer den Gedanken an eine neue Zeit, die dem morschen Fin de Siècle folgen sollte. „Protestierend nicht nur gegen die Welt der Erwachsenen“, wie Enzensberger meint,

„sondern auch gegen die touristischen Mittel, die bereit standen (...) verzichtete[n] sie entschlossen auf den Komfort und begab[en] sich mit Rucksack, Kochtopf und Zelt auf Fahrt. Programmatisch wurden die technischen Mittel des Reisens ausgeschlagen. Künstlich stellte man die harten Bedingungen des ‚Abenteuers‘ her.“³⁵⁸

Wolfgang Kaschuba betitelte diese Abwendung als eine „rückwärtsgewandte Utopie“ und als eine „Art Neuaufnahme der Romantik“.³⁵⁹

Spätestens in den 1920er-Jahren machten sich Parteien und Gewerkschaften diese Anschauungen für ihre eigenen Jugendorganisationen zunutze. Die Bündische Jugend trat

Christian Graf von 1999: Kaiser Wilhelm und seine Zeit: Biographie einer Epoche. Berlin 1999, S. 182f. Vgl. außerdem Berger, Peter L. / Brigitte 1976: Wir und die Gesellschaft. Eine Einführung in die Soziologie: entwickelt an der Alltagserfahrung. Hamburg, S. 226. Grundlegend: Tönnies, Ferdinand 1887: Gemeinschaft und Gesellschaft: Abhandlung des Communismus und des Socialismus als empirischer Kulturformen. Leipzig.

³⁵² Conti 1984, S. 67.

³⁵³ Vgl. ebd., S. 73f.

³⁵⁴ Wie Emile Durkheim hielt Tönnies die Lebensart der vorrückenden Moderne in den verstädterten Gesellschaften für inhuman und wurzellos. Vgl. Krockow 1999, S. 182f. Vgl. außerdem Peter L. / Brigitte Berger 1976: Wir und die Gesellschaft. Eine Einführung in die Soziologie: entwickelt an der Alltagserfahrung. Hamburg, S. 226.

³⁵⁵ Krockow 1999, S. 182.

³⁵⁶ Vgl. Fuchs 1994, S. 74f. u. 91.

³⁵⁷ Hlavin-Schulze 1998, S. 64.

³⁵⁸ Enzensberger 1966, S. 199f.

³⁵⁹ Kaschuba 1999, S. 56.

an Stelle des Wandervogels, war aber, wie der Publizist Joachim Fest behauptet, „nur eine andere Weise der Fluchtbemühungen aus romantischer Antistimmung“.³⁶⁰ Unter dem Einfluss der Kriegsgeneration – hier tröpfelt die Militärromantik mit ein – wurde der Soldat „zum Leitbild, die Befehlsstruktur zum Aufbauschema. Wo die Vorkriegsjugend gewandert war, begann die Bündische Jugend zu marschieren“.³⁶¹ Die Nationalsozialisten, die ihrerseits einem widersprüchlichen und diffusen Zivilisationspessimismus unterstanden, befriedigten die „vom Kameradschaftserlebnis des Krieges“ mit entfachte „Sehnsucht nach neuen ‚organischen‘ Gemeinschaftsformen“ offensichtlich am nachhaltigsten, denn sie verzeichneten den größten Zulauf.³⁶² „Die Wanderungen zu Fuß und per Boot wurden fortgesetzt und für die Zwecke der nationalsozialistischen Politik funktionalisiert“, heißt es bei Fuchs.³⁶³

Das zivilisationskritische Gedankengut, das all dem zugrunde lag, begleitete die Geschichte des Kapitalismus und der Industrialisierung von Anfang an.³⁶⁴ Aus einem anfänglichen Fortschrittsglauben umgeschlagen, mutierte es zu einer breiten Angst vor „normierten, termitehaften Daseinsweisen“, zunehmender Verstädterung und „Fabrik-schloten im stillen Tal“, so der Publizist Joachim C. Fest.³⁶⁵ Diese Angst kam, wie er es formuliert, „von weit her“ und konnte sich „bis auf Rousseau oder Goethes ‚Wilhelm Meister‘ berufen“.³⁶⁶ Der Kulturwissenschaftler Bernd Jürgen Warnken bezeichnete dieses Denken seinerseits als die „Sehnsucht nach der verlorenen Kindheit“, hielt sie aber angesichts der tatsächlich massiv um sich greifenden Arbeits- und Disziplingesellschaft nach 1800 für „alles andere als unverständlich“.³⁶⁷ So kam es auch Warnken

³⁶⁰ Fest, Joachim C. 1993: Das Gesicht des Dritten Reiches. Profile einer totalitären Herrschaft. München, Neuauflage November 1993, S. 307.

³⁶¹ Fest 1993, S. 307. Diese Form der soldatischen Existenz entsprach nicht der realen Erfahrung des Krieges, sondern ging von „rumredigen Trugbildern“ aus. Ebd.

³⁶² Vgl. Fest 1993, S. 308; zit. S. 302. Der Nationalsozialismus verstand sich gleichzeitig als revolutionär, modern, antikapitalistisch, freigeistig und in seiner Körperkultur naturnah. Gleichzeitig huldigte er einer romantisch verklärten, mitunter hysterischen Zivilisationsfeindschaft. Das romantische Gedankengut fand in dieser Form seine radikalste Zuspitzung. Insofern war der Nationalsozialismus von denselben Strömungen getragen wie die vorangegangene Jugendbewegung und damit kompatibel. „Was er [der Nationalsozialismus] zu überwinden beanspruchte, war nichts anderes als die Selbstentfremdung des Menschen, verursacht durch den zivilisatorischen Prozess. (...) Im faschistischen ‚Konservativismus‘ war (...) der Wunsch wirksam, die historische Entwicklung revolutionär umzukehren und noch einmal an den Ausgangspunkt, in jene besseren, naturbestimmten, harmonischen Zeiten vor dem Beginn des Irrweges zurückzugelangen.“ Fest, Joachim C. 1987: Hitler: Eine Biographie. Ungekürzte Ausgabe. Frankfurt/M., S. 147f. Vgl. außerdem nochmals Fest 1993, S. 307f.

³⁶³ Fuchs 1994, S. 75.

³⁶⁴ Vgl. Conti 1984, S. 74.

³⁶⁵ Fest 1987, S. 135.

³⁶⁶ Ebd., S. 138.

³⁶⁷ Warnken, Bernd Jürgen 2006: Die Ethnographie populärer Kulturen: Eine Einführung. Wien / Köln / Weimar, S. 48.

zufolge zu einer Verherrlichung vormoderner Vergesellschaftungsformen und es waren nicht nur konservative Kreise und Agrarromantiker, sondern „auch viele sozialistische Theoretiker und Gruppen“ riefen: „Vorwärts wir müssen zurück!“³⁶⁸

Dass sich die aufkeimende, ihrerseits stark gestrig orientierte Volkskunde hier anschmiegte, wurde im Zusammenhang mit den frühen Tourismusvorstellungen angedeutet. Die Quelle beider Strömungen entspringt der Romantik, wo auch die Wiege des Vagabunden als einem der Altvorderen des Campings steht. Der Ruf nach der Natur, der sowohl bei den Lebensreformern wie auch beim Wandervogel und den Romantikern laut wurde, ist jeweils ein Ruf, der im Rang einer Gesellschafts- und Zivilisationskritik steht. Der Natur wird zugetraut, sie könne die Probleme der Zeit lösen, sie wird selber zur Utopie. Das ist bis heute so geblieben bzw. immer noch so und darf von dieser historischen Betrachtung unabhängig als Feststellung in die Analyse dieser Studie mit einfließen: Natur als die scheinbar Unberührte gilt als Heilmittel für vieles. Sie öffnet „eine Zuflucht und einen Schutz gegen alles un-natürliche Getriebe“.³⁶⁹ Sie bietet Hilfe, mit der man „dem Elend der rapide sich wandelnden sozialen Welt Paroli bieten oder vielleicht auch entrinnen kann“.³⁷⁰ Bausinger: „Im Zeichen der Natürlichkeit sucht man in Deutschland auch das schnelle Rad geschichtlichen Wandels zu stoppen oder wenigstens zu bremsen.“³⁷¹

Nach dem zweiten Weltkrieg stellte Camping für viele Deutsche zunächst die einfachste und billigste Möglichkeit dar, längere Zeit außerhalb des eigenen Zuhauses übernachten zu können.³⁷² Dabei dürfte die Zelterfahrung des Nationalsozialismus und des Krieges nicht erloschen gewesen sein. Kruse sah angesichts des von älteren Campern propagier-

³⁶⁸ Warneken 2006, S. 49.

³⁶⁹ Bausinger, Hermann 2000: Typisch deutsch: Wie deutsch sind die Deutschen? München, S. 73.

³⁷⁰ Elias, Norbert 1986: Über die Natur. In: Merkur: deutsche Zeitschrift für europäisches Denken, Nr. 448, Juni 1986. Hier zitiert nach: http://www.feliz.de/Norbert_Elias--Ueber_die_Natur.pdf, S. 4.

³⁷¹ Bausinger 2000, S. 75. Wie für Bausinger feststeht, sind insbesondere die Deutschen in ihre Vorstellungen natürlicher Lebensweisen vernarrt. Jeder Gegenstand, auf den man dieses Etikett aufklebt, finde hierzulande eine besonders breite Resonanz und Anhängerschaft. Vgl. ebd., S. 74f. Ein Beispiel für das ständige Wiederaufstehen des Begriffs des Natürlichen im Angesicht von Krisen und Umbrüchen bietet auch die Medizingeschichte. Vgl. Badura, Matthias 2004: Herr nimm du die Warzen mit. Laienmedizinische Praktiken in einem Dorf auf der Schwäbischen Alb. Tübingen. Vgl. S. 33-55.

³⁷² Man wollte Erholung und zwar „in Form zeitlich terminierten Vagierens ohne Aufgabe eingespielter Lebensgewohnheiten und ohne Verzicht auf einen gewissen Komfort.“ Faber 1977, S. 83. Das idealisierte Vorbild der US-amerikanischen Wanderarbeiter und US-amerikanischer Literatur dürfte die Sehnsucht nach Urlaub und Abenteuer oder abenteuerlichem Urlaub noch beflügelt haben. Zu nennen wären Autoren wie Jack London oder John Steinbeck. Möglicherweise faszinierte auch die Lagerfeuerromantik der Karl-May-Romane breite deutsche Volksschichten. In ostdeutschen Campergeschichten tauchen zuweilen die Namen Karl May und Winnetou auf. Vgl. u.a. Stehr 2007, S. 229 u. 243 sowie Blontke, Uwe 2007: Ostalgie-Camping. Camp-Erlebnisse in der DDR. Stuttgart 2007, S. 66. Bei den aus westdeutschen Bundesländern stammenden Campern ist das nicht der Fall.

ten Ordnungssinnes in seiner Untersuchung eine Verbindung zu den HJ-Zeltlagern, in denen „Werte wie Ordnung und Einhalten von Regeln“ gerade nicht als das Gegenteil von „Freiheit und Abenteuer“ erschienen, „sondern als deren Bestandteil“.³⁷³ Auch Fuchs meinte, dass man „genau diese Werte“, welche ursprünglich in der Kanu- und Jugendbewegung geprägt wurden, „bei der Fortsetzung des Campers bzw. des Zeltwezens“ wieder aufgriff.³⁷⁴ Eine Bestätigung liefern die Interviews von Kruse und Fuchs, wobei die Erzählungen älterer Camper freilich retrospektivisch geprägt und nostalgisch verklärt sind.

Dass diese Werte mitsamt dem Naturbegriff weiter getragen wurden, lässt sich andererseits zwei Ratgebern von 1953 und 1957 entnehmen. Es sind dies zwar literarische Produkte, trotzdem ist signifikant, dass wiederum genau die Vorstellungen benannt sind, welche das Vokabular der Vorkriegszeit prägten und denen man heute noch in Gesprächen begegnen kann. (Bei mindestens einem der beiden Autoren ist davon auszugehen, dass er selber praktizierender Camper war.)

In beiden Büchern wird Camping als Inbegriff der Unabhängigkeit und Freizügigkeit dargestellt.³⁷⁵ „Bau dein Zelt ein einziges Mal nur auf einem der wunderschön gelegenen, internationalen Zeltplätze auf, und du bist für alle Zeiten ein begeisterter Campingplatz-Anhänger“, heißt es in Susy Greiners „Campingbüchlein“.³⁷⁶ Sie beschreibt ein pittoreskes Campingleben auf einem Campingplatz in Südfrankreich und schließt ihre Schilderung eines aufregenden Campertages mit dem Satz: „Und am nächsten Abend steht dein Zelt vielleicht schon auf dem mondänen Camping-Platz von Padua.“³⁷⁷

Bei ihr wie auch in Günther F. P. Elbs Schrift „Camping – aber richtig“ stößt man auf weitere, gängige Punkte des vertrauten Camper-Tugendkatalogs.³⁷⁸ Beide Autoren meinen, dass „niemand als Camper *geboren*“ wird und man zunächst einiges lernen muss.³⁷⁹ Nachdrücklich klingen bereits die Ermahnungen, sich anständig zu benehmen.

³⁷³ Vgl. Kruse 1994, S. 54.

³⁷⁴ Fuchs 1994, S. 75; vgl. außerdem Kruse 1994, S. 55f. Spode indessen glaubt, es sei den Reisenden der Nachkriegszeit gerade um das Gegenteil gegangen. Sie wollten sich vom Habitus der im Nationalsozialismus diskreditierten Kameradschaft absetzen. Vgl. Spode 2003, S. 149f.

³⁷⁵ Es sei nochmals an Gabriele Hofmann erinnert. Ihr zufolge stellt die Mobilität die neue, individuelle Dimension des modernen Tourismus dar und hat zentrale Bedeutung im Wertekatalog der Camper. Vgl. Hofmann 1994, S. 123f. u. S. 129-133.

³⁷⁶ Greiner, Susy 1953: Das kleine Camping-Buch. München, S. 33.

³⁷⁷ Ebd., S. 38.

³⁷⁸ Elb, Günther 1957: Camping – aber richtig! Frankfurt/M.

³⁷⁹ Ebd., S. 7. Kursiv im Original; vgl. außerdem ebd., S. 62.

Elb: „Auf dem *Campingplatz* kannst du zwar tun und lassen, was du willst (...). Aber du musst auch ein paar ungeschriebene Gesetze beachten, willst du als Camper gelten (und nicht nur als einer, ‚der im Zelt schläft‘).“³⁸⁰ Dass man seinem Zeltnachbarn einen Guten Tag wünscht, ist für Elb, „selbstverständlich“³⁸¹ und gleichsam ein Bekenntnis zur Offenheit gegenüber anderen. Es folgt das Gebot, ordentlich zu sein, am besten mit Hilfe eines Camping-Inventar-Verzeichnisses.³⁸² Wer hingegen sein Kofferradio laut spielen lasse, seine Abfälle durch die Gegend werfe und alles besser wisse, gelte „als ‚*Campingprolet*“.“³⁸³ Bei allem Schlendrian, für den Elb vorgeblich schwärmt, spürt man sein grundsätzliches Bekenntnis zur festen Regel, Organisation und Leistung. So besorgen in seiner Familie „*das Spülen des Geschirrs (...)* die beiden ‚*Junioren*““, denn, „*jeder muss beim Camping mit anfasseln*“.³⁸⁴

Weiter legt Elb an zwei Stellen seines Ratgebers ein Bekenntnis zur regenerativen Kraft des Campings und zur Natur ab. Die Brücke zu den Lebensreformern ist geschlagen, wenn er schreibt:

„Für die Millionen, für die das Camping Reiseform und Freizeitgestaltung *zugleich* bedeutet, ist der Wille, dem ‚Gefängnis Großstadt‘ zu entfliehen, Ansporn und Ursache zum Campen. Der Stadtmensch, eingepfercht zwischen Stahl, Beton, Glas, will am Wochenende und im Urlaub *hinaus in die Natur*.“³⁸⁵

Abschließend bezeichnet der Autor Camping sogar als Paradies und letzte Oase „in der Stein- und Stahlwüste des Maschinenzeitalters“.³⁸⁶

Mitte der 1950er-Jahre verhält sich der neuzeitliche Camper diesen Schilderungen zufolge also unauffällig und ist wie seine Vorgänger vor dem Krieg kameradschaftlich, gut organisiert und naturverbunden. Auch die Gleichheit der Camper wird angedeutet: „Dem dicken Wohnwagenbesitzer nahe dem Lichtmast, der mit dem Büchsenöffner eine gewichtig aussehende Fleischbüchse ‚knackt‘, scheint er [der Platzwart] einen besonders saftigen Witz erzählt zu haben; denn die Frau Gemahlin, die sich wohligh auf einer luxuriösen Luftmatratze räkelt, kichert mit der Dienstm Maid um die Wette.“³⁸⁷

³⁸⁰ Elb 1957, S. 58. Kursiv im Original.

³⁸¹ Ebd., S. 61.

³⁸² Vgl. ebd., S. 59 und S. 55.

³⁸³ Ebd., S. 61. Kursiv im Original.

³⁸⁴ Ebd., S. 43. Kursiv im Original.

³⁸⁵ Ebd., S. 8. Kursiv im Original.

³⁸⁶ Ebd., S. 80.

³⁸⁷ Ebd., S. 20.

Auf dem demokratisch strukturierten Campingplatz, so vermittelt der Autor, trifft man demnach Menschen aller sozialen Schichten und es geht familiär zu: Platzwart und Wohnwagenbesitzer, der hier für eine gehobene Einkommensklasse steht, scherzen miteinander, Dienstmagd und Frau Gemahlin kichern zusammen. Tatsächlich ermöglichte die Campingbewegung vielen Angehörigen des Mittelstandes erstmals die Chance, eigenständig in Urlaub zu fahren, an mondäne Orte, wo sich zuvor nur „ein paar ‚Großkopfete‘ ein Stelldichein“ geben konnten, wie Greiner schreibt.³⁸⁸

Immer wieder kommt die Modernität zur Sprache. Das ist schon durch die Betonung der Mobilität der Fall. Später heißt es bei Greiner: „Du bewunderst hier ein Zelt, das mit Patentbetten eingerichtet ist (...). Du findest dort ein Zelt, das ringsherum mit einer Sturmleine verschnürt ist. (...) Du beobachtest, wie eine gertenschlanke Bikini-Schönheit ein ganzes Tablett samt Tellern, Tassen und Schüsseln in einen großen Papierkorb wirft, und beneidest sie ein wenig, weil sie ihr Zeltgeschirr aus gewachstem Karton nach jeder Mahlzeit einfach wegwerfen kann“.³⁸⁹

Stärker noch bei Elb. Der Autor erklärt, der Schlaf im „atmungsaktiven“ Zelt sei gesund³⁹⁰ und hebt die Vorzüge der „(Spezial)-Luftmatratze“ hervor, auf der man ruhe „wie in einem Luxusbett“.³⁹¹ Weiter: „Der zweiflammige Kocher auf dem Kochtisch (...) unterscheidet sich nur wenig vom häuslichen Gasherd.“³⁹² Später bringt es der Autor nochmals auf den Punkt: „Es gibt Leute, die aus Sparsamkeitsgründen campen, Leute, die aus Gesundheitsgründen campen und Leute, die campen, weil Camping modern ist.“³⁹³ Man möchte sagen, wieder einmal modern ist. So modern, beinahe revolutionär, wie bei den Wandervögeln und der Hitlerjugend, die beide unter den Vorzeichen einer vermeintlich neuen Zeit jeweils gegen ganze, morbide und überkommen erscheinende Systeme anwanderten und anzelteten.

Insgesamt liegen damit für mich Hinweise vor, dass die Campingbewegung der 1950er-Jahre die Sinngebungen der Kanubewegung aus den 30ern (mitsamt ihren tiefreichen-

³⁸⁸ Greiner 1953, S. 38.

³⁸⁹ Ebd., S. 36f.

³⁹⁰ Elb 1957, S. 7.

³⁹¹ Ebd., S. 25.

³⁹² Ebd., S. 42.

³⁹³ Ebd., S. 62. Auf S. 57 spricht Elb von einer neuen „Massenbewegung“ des Camping-Tourismus. Für ihn stehen Camper auf der Höhe der Zeit. Tatsächlich schossen Campingplätze in Deutschland nach 1945 schnell aus dem Boden. Zu Elbs Zeit waren es schon rund 600 (dreimal so viel wie 1938). Ein Jahr später lag der Sachwert verkaufter Campingartikel bei rund einer halben Milliarde DM. Vgl. Hachtmann 2007, S. 164. In den 80er- und 90er-Jahren lag der Anteil der bundesdeutschen Campingurlauber am Gesamttourismus bei 10 bis 20 Prozent. Vgl. ebd.

den zivilisationspessimistischen Wurzeln) terminologisch aufgriff und fortsetzte und dass sie sich in Bekenntnissen und Projekten von den Alltagskonventionen lösen wollte. Kruse geht sogar davon aus, dass man wirklich ganz konkret die Zuflucht in der Gruppe suchte, um – dieses Mal beeindruckt von der Urbanisierung, die jetzt durch das Wirtschaftswunder hervorgerufen wurde – „Einfachheit, Naturverbundenheit und Freiheit“ zu erleben.³⁹⁴ Dies wäre erneut eine Absage an die Modernität, deren Errungenschaften man andererseits für sich nutzt. Camping ist ohne den Bezug zur Moderne nicht denkbar. Ich bin der Überzeugung, dass es noch immer um die Modernität geht. Wie ausgeführt, gelten nach Bourdieu allgemein diejenigen Menschen als anerkannt, die in der horizontalen Skalierung des Raumes den Ruf des Fortschrittlichen beziehungsweise des Modernen besetzen. Camping bietet zahlreiche Chancen, sich als fortschrittlich darzustellen. Auch wer nicht im Wohnmobil auf dem Fünf-Sterne-Platz übernachtet, sondern sein Zelt auf dem Rücken trägt, sich rückwärtsgewandt am Lagerfeuer seine eigene Ungleichzeitigkeit inszeniert, kann, wie die Wandervogel-Bewegung, mit dieser Form freizeitlich-gelebter Kulturkritik als modern gelten.

Dass die Bilder, Selbstbilder, Sinnbilder, Sinnbezüge, Schlachtrufe einen gemeinsamen Kern besitzen, der sich bis heute bewahrt hat, dass ein einheitliches Camper-Selbstbild existiert, welches sich aus einer gemeinsamen Geistigkeit entwickelt hat, schließe ich zudem aus der Ähnlichkeit mit dem Selbstbild von Campern der ehemaligen DDR. Obwohl die Umstände zwischen 1945 und 1989 unterschiedlich waren, stimmen die autobiographischen Geschichten vieler Camper aus beiden Landesteilen ihrem Geiste nach überein. So berichten die Camper-Autoren Uwe Blontke und Ekkehard Stehr vom Improvisationstalent der damaligen Ost-Camper und erwähnen das subversive Freiheitsgefühl, das den Campingurlaub umgab und das ihn für viele DDR-Bürger reizvoll machte, weil sie sich so ein Stück weit dem dirigistischen Kollektivismus des Staates entziehen konnten.³⁹⁵ Abseits des besonderen geschichtlichen Hintergrundes springt doch eindeutig die Camper-Nostalgie ins Auge. Was die Erzähler schildern, sind typische Zelt- und

³⁹⁴ Kruse 1994, S. 55.

³⁹⁵ Vgl. u.a. Blontke 2007, S. 183. Außerdem Stehr 2007. Vgl außerdem eine Dokumentation (Serie) des Mitteldeutschen Rundfunks „Damals in der DDR“: <http://www.mdr.de/damals-in-der-ddr/>. Der abgedruckte Artikel trägt die bezeichnende Überschrift „Camping ist Charaktersache“ und bestätigt die Beliebtheit des Campings im Osten. So zählten die Statistiker 1954 noch 10.000 Camper, 1959 waren es schon 172.000 und zwanzig Jahre später eine halbe Million. Vgl.: <http://www.mdr.de/damals/lexikon/1644964.html#absatz3>. Laut Spode registrierte man am Ende der DDR 2,5 Millionen Gäste auf 530 Plätzen. Vgl. Ders. 2003, S. 137.

Wohnwagengeschichten. Da ist die Rede vom „Ordnungssinn“³⁹⁶ und von Hilfsbereitschaft.³⁹⁷ Sowohl Blontke als auch Stehr schildern, wie erfahrene Camper den unerfahrenen beim Zeltaufbau zu Hilfe eilten, wobei sich bei Blontke dann der „*besondere(.) Wert des gewöhnlichen Gummihammers*“ als „wertvoller Kontaktbeschaffer“ erwiesen habe.³⁹⁸ Weiter sprechen sie von einem schicht- und grenzübergreifenden Gemeinschaftsgefühl;³⁹⁹ beide erinnern sich an den Kauf ihrer ersten primitiven Zeltausrüstung und ihren späteren Wechsel zum Wohnwagen.⁴⁰⁰ Dabei mussten sie, vergleichbar den Campern auf dem Hubertushof, eigener Aussage zufolge das Campinghandwerk „von der Pieke auf“ erlernen⁴⁰¹ und viele „unangenehme(.) Erfahrungen“ hinnehmen. Nicht anders als in den mir bekannten Anekdoten der Westcamper gehören Sturmnächte, karge Tütensuppen und tiefende Schlafsäcke zu diesen Lektionen.⁴⁰² Man musste demzufolge mit harten Bedingungen fertig werden, etwa mit unzumutbaren Sanitäreinrichtungen, dem wiederkehrenden Thema aller Campererinnerungen.⁴⁰³ Wie in den Beschreibungen von Juliane M.-K., von Kruses Interviewpartnern,⁴⁰⁴ von Greiner oder Elb, begann aus Sicht der dortigen Camper auch in Ostdeutschland die „Camperkarriere“ schon als Kind oder junger Mensch.⁴⁰⁵ Damit einher geht das Bekenntnis zum Ursprünglichen und das Bedauern über den zunehmenden Kommerz.⁴⁰⁶ Blontke: „Noch heute ziehe ich das kleine ‚naturbelassene‘ Camp dem Superplatz vor. Nicht Komfort, sondern menschliche Begegnungen machen für mich den Reiz der Campingreise aus.“⁴⁰⁷ Praktische Veranlagung, Ungebundenheit, Freiheitswille und ein antiautoritärer Geist sind das, was sich auch die in der BRD groß gewordenen Camper zugute halten. Dass die Selbstbilder einander entsprechen und Camping offensichtlich auch in Ostdeutschland als ein, wie

³⁹⁶ Stehr 2007, S. 59.

³⁹⁷ Vgl. Blontke 2007, S. 32.

³⁹⁸ Blontke 2007, S. 139, kursiv im Original. Vgl. außerdem Stehr 2007, S. 149-151.

³⁹⁹ Blontke 2007, S. 35 und Stehr 2007, S. 282.

⁴⁰⁰ Vgl. Stehr 2007, S. 64f., 104 und 140. Bei Blontke 2007 siehe die Bildunterschriften auf Seite 78 u. 79. Vgl. außerdem ebd., S. 8, 10, 36 u. 163. Zu weiteren Camperkarrieren vom Zelt zum Caravan vgl. Kruse 1994, S. 52-55.

⁴⁰¹ Blontke 2007, S. 8. Derselbe Wortlaut bei einem der Interviewpartner Kruses: „Ich hab von der Pieke auf angefangen (...)“ Kruse 1994, S. 54.

⁴⁰² Vgl. Stehr 2007, S. 73f. sowie Blontke 2007, S. 8, 21 u. 76f.

⁴⁰³ Blontke 2007, S. 11, 12 u. 147 sowie Stehr 2007, S. 103, 108 u. 198f. Vergleichbares bei Kruse 1994, S. 56. In K. kamen Camper immer wieder von sich aus auf die Sauberkeit der Toiletten zu sprechen und berichteten dabei öfters von den unhygienischen Zuständen, die sie schon erlebt hatten.

⁴⁰⁴ Vgl. Kruse 1994, S. 52.

⁴⁰⁵ Blontke 2007, S. 8. Wie er sagt, habe er schon von „Kindheit an immer irgendwie das Bedürfnis [gehabt], unter einem Zeltdach zu leben.“ Ebd. S. 7. Das müsse in seinen „Genen so angelegt sein“. Ebd. S. 8. Elb erwähnt, er habe schon als Kind ebenso gern gezeltet wie später als Erwachsener. Vgl. Ders. 1957, S. 62)

⁴⁰⁶ Vgl. Blontke 2007, S. 163f. u. 180f. sowie Stehr 2007, S. 156 u. 251f.

⁴⁰⁷ Blontke, 2007, S. 184.

Kruse sagt, „völkerverbindendes Element“ angesehen wurde,⁴⁰⁸ mag der Grund sein, warum Blontke und Stehr eigener Erinnerung zufolge schon vor dem Mauerfall leicht Anschluss zu bundesdeutschen Campern fanden und sich für sie nach der veränderten Situation von 1989 nur geringfügige Probleme ergaben.⁴⁰⁹ Überheblichkeiten der Westdeutschen wurden, diesen Darstellungen zufolge, durch eine höhere Campergerechtigkeit bestraft. Bei Gewitter oder wenn es um Kühltechniken ging, triumphtierte der Nachbar mit der größeren Erfahrung, in dem Fall der Ostdeutsche. „Jedenfalls wurden ab sofort freundliche Gespräche geführt. Man lernte sich kennen und letztlich auch schätzen.“⁴¹⁰

Wie tief der „kulturelle Konnex“ des Campings nicht nur unter Campern eingelagert ist, dass hier kollektive Bilder und Träume wirken, die sich um Begriffe und Anschauungen von Abenteuer, Ferne, Mobilität usw. lagern, beweist die Tatsache, dass die Werbung diesen Konnex aufgreift und sich seiner Inhalte bedienen kann.⁴¹¹ Gleichzeitig transportiert sie so den Konnex weiter und wirkt ihrerseits an der Fortsetzung von Camping-Sinnbildern und Selbstbildern mit. Darauf hatte schon Fuchs hingewiesen und seine Annahmen bestätigen sich aktuell in einem virtuellen Caravan-Museum. In den historischen Prospekten und Anzeigen sind alle Schlagworte, Stereotypen, Träume, Vorstellungen benannt oder in Szene gesetzt.⁴¹² Man trifft unter den Caravan-Neuerscheinungen der vergangenen 60 Jahre auf den „Nomad“, den „Pirat“ und den „Globetrotter“,⁴¹³ ein Mobil trägt die Bezeichnung „Beduin“. ⁴¹⁴ Der Anbieter Knaus produzierte u.a. den Wohnwagen „Schwalbennest“, ⁴¹⁵ die Firma Westfalia führte Produktnamen wie „Columbus“ und „Sven Hedin“, ⁴¹⁶ ein Hersteller nannte seine Mini-Caravans „Vagabund“, ⁴¹⁷ die Firma Kiel taufte ihre Wagen „Weltenbummler“, ⁴¹⁸

⁴⁰⁸ Kruse 1994, S. 52.

⁴⁰⁹ Vgl. Blontke 2007, S. 65-68 u. 178 sowie Stehr 2007, S. 211f.

⁴¹⁰ Blontke 2007, S. 179.

⁴¹¹ Vgl. Kolbe, Wiebke 2004: Viel versprechende Strandwelten. Ein Werkstattbericht über den Umgang mit Bildquellen am Beispiel früher Seebäderplakate. In: Dies. (Hg.) 2004, S. 42-55; hier S. 45f.

⁴¹² <http://www.oldiecaravan.de/index.html>

⁴¹³ http://www.oldiecaravan.de/Hersteller_A_-_Z/Dethleffs/Dethleffs_1954/dethleffs_1954.html) und http://www.oldiecaravan.de/Hersteller_A_-_Z/Dethleffs/Dethleffs_1970/dethleffs_1970.html

⁴¹⁴ http://www.caravan-museum.de/Hersteller_A_-_Z/Dethleffs/Dethleffs_1978/dethleffs_1978.html

⁴¹⁵ http://www.caravan-museum.de/Hersteller_A_-_Z/Knaus/Knaus_1962/knaus_1962.html

⁴¹⁶ http://www.oldiecaravan.de/Hersteller_A_-_Z/Westfalia/westfalia.html

⁴¹⁷ http://www.oldiecaravan.de/Hersteller_A_-_Z/Vagabund/vagabund.html

⁴¹⁸ http://www.oldiecaravan.de/Hersteller_A_-_Z/Kiel/Kiel_1961/kiel_1961.html

Schweikert warb 1959 mit dem „Zugvogel“;⁴¹⁹ Gugel stellte den Zeltanhänger „Kamerad“ her.⁴²⁰

Wie ebenfalls schon Fuchs feststellte, sind Caravans und Wohnmobile in fast keiner Anzeige auf einem Campingplatz abgebildet.⁴²¹ Auch die genannten Anhänger und Mobile rasten vor Bergen oder an Seen, sie durchqueren Wüsten oder halten vor einer Moschee. Dabei sind die Besatzungen nie in ihre Umwelt eingebettet, sondern fast überall, wie Fuchs sagt, für sich.⁴²² Auf einem der Prospekte ist eine Männerrunde im Inneren eines Caravans abgebildet. Sie trinken Bier, einer spielt die Ziehharmonika.⁴²³ Im Wagen, um die Wagen und mit den Wagen findet der Käufer abseits des Massentourismus, aber eingebettet in exotisches Flair, unter Gleichgesinnten seine Eintracht und Ruhe. Die Bilder verheißen so die „Erfüllung eines ganzen Spektrums kollektiver Träume (...) ein Bild des ‚Paradieses auf Erden‘“.⁴²⁴

2.2 Nachtrag: Dauercamper

Die Anfänge des Dauercampings datieren in Deutschland um die Mitte der 1960er-Jahre.⁴²⁵ Die Anwürfe, ob es sich bei Dauercampern nicht vielmehr um „KleingärtnerInnen“ oder „Gartenzwergzüchter“ handelt, sind genauso alt wie das Dauercamping selbst. Erst in jüngerer Zeit bewerten Beobachter die Festcamper wohlwollender.⁴²⁶ Die Dauercamper, die ich in K. traf, wirkten selbstbewusst. Bei zahlreichen Gelegenheiten wiesen sie darauf hin, wie lange sie schon in K. ansässig sind, wie sehr sie hierher gehören, wie genau sie sich auskennen und wie sehr sie dem innersten Zirkel oder Platz-Establishment angehören. Das war auch der Fall, wenn sie nur wenige Jahre da waren und aus Sicht der Verwaltung keineswegs zu den prägenden Personen des Platzes zähl-

⁴¹⁹ http://www.oldiecaravan.de/Hersteller_A_-_Z/Schweikert/schweikert.html

⁴²⁰ http://www.oldiecaravan.de/Hersteller_A_-_Z/Gugel/gugel.html

⁴²¹ Vgl. Fuchs 1994, S. 82.

⁴²² Vgl. Ebd.

⁴²³ http://www.oldiecaravan.de/Hersteller_A_-_Z/Eriba/Eriba_1973_Touring/eriba_1973_touring.html

⁴²⁴ Kolbe 2004, S. 54.

⁴²⁵ Gröning, Gert 1979: Dauercamping. Analyse und planerische Einschätzung einer modernen Freizeitform. München 1979, S. 21f.

⁴²⁶ Hofmann, Gabriele 1994: Zur Einführung: DauercamperInnen, KleingärtnerInnen und ForscherInnen – von Sichtweisen und Blickwinkeln. In: Dies. (Hg) 1994, S. 9-18; zit. S. 13. In Fachzeitschriften wurde die Gruppe zunächst angefeindet und ausgegrenzt. Vgl. ebd. Die Skepsis schlägt sich latent auch in den erwähnten Studien sowie Berichten und Reportagen den 1970er-Jahre nieder. Der Journalist Krüger sah in den Dauercamperanlagen „Grabreihen“, in denen es sonntags „nach Braten, Soße und Kraut“ riecht. „Fett will immer zu Fett“, ätzte er. Krüger 1980, S. 203. Die Fachblätter mussten ihre Schelte wohl zurücknehmen, nachdem die Zahl der Dauercamper schnell größer wurde. Vgl. Hofmann 1994, S. 13. Vielleicht hat in jüngster Zeit die Fernsehserie „Die Camper“ dazu beigetragen, weitere Ressentiments abzubauen.

ten. Oft fiel bei Älteren der Satz: „Wir Dauercamper haben diesen Platz mit aufgebaut.“ Wenn man mit Dauercampers ins Gespräch kommt, kann man auch schnell eine Einladung erhalten, sie einmal auf ihrer Parzelle zu besuchen. Das zeugt von Stolz.

In Deutschland ging das Dauercamping aus dem Camping hervor, was, wie gezeigt, nicht nur für die Entwicklung insgesamt, sondern auch für Einzelne gilt, die sich vom Ferien- zum Dauercamper wandelten. Vielleicht ist bereits deshalb der Wertekatalog ähnlich. Kruse fiel 1994 in Niederjosbach auf, dass auch Dauercamper zwischen echten und nicht echten Campers unterscheiden, nicht aber zwischen echten und nicht-echten Dauercampers.⁴²⁷ Dies stellte sich auch mir so dar. Wenn sich Dauercamper in K. über Normverstöße ihrer Nachbarn beschwerten, dann hieß es stets, „Das sind keine richtigen Camper“, nicht, „Das sind keine richtigen Dauercamper“. Es wurden auch nie Verstöße gegen besondere Dauercamper-Regeln angeprangert, sondern die anderen hatten sich als Camper daneben benommen, waren unkameradschaftlich, unordentlich, laut usw. Dauercamper verstehen sich als Camper – wobei dieses Selbstbewusstsein, analog zu den Campers, wiederum nur bei denen vorhanden ist, die sich darüber Gedanken machen. Dennoch gibt es, vom Einhalten der Regeln abgesehen, unter Dauercampers ein Kriterium, das imaginäre echte von nicht echten unterscheidet. Zunächst verblüffend kommt hier neuerlich die Mobilität ins Spiel. Gabriele Hofmann zufolge begreifen auch Festplatzbesitzer diejenigen als bessere Camper, die mobil sind oder es zumindest einmal waren. Das sehen laut der Studienleiterin aber nicht nur diejenigen so, die ziehen oder einst gezogen sind. So sehen es ihr zufolge auch die Nur-Dauercamper, die niemals unterwegs waren. Begreift sich diese Gruppe folglich nicht als richtige Camper? Hofmann zufolge lösen Dauercamper diese Diskrepanz für sich auf, indem sie nur dem äußeren Anschein nach nicht mobil sind. Der Gesinnung nach sind sie Wandervögel, ‚Zigeuner‘, sie können nur momentan aufgrund der Umstände nicht umherziehen.⁴²⁸ Hofmann ist überzeugt, „‚Ziehen‘ und ‚Nicht-Ziehen‘“ nehme in der Undifferenziertheit des sozialen Raumes der Dauercamper die Stelle einer Differenzierungsmöglichkeit ein. Ziehen oder Nicht-Ziehen ist das einzig reale Kriterium, das es ermöglicht,

⁴²⁷ Kruse 1994, S. 49.

⁴²⁸ Vgl. Hofmann 1994, S. 119f.

sich zum echten Camper zu stilisieren.⁴²⁹ Das heißt, ‚echte‘ Camper sind immer mobil, auch wenn sie mit ihrem Anhänger niemals vom Platz gefahren sind.

⁴²⁹ Vgl. ebd., S. 152.

3. Dritte Näherung: Argumente, Betrachtungsweisen, Strategien

Es gibt also erstens materielle Vorteile des Campings und zweitens stellt das Camping seinen Betreibern ein kulturelles Kapital zur Verfügung, eine Art Ethos. Aber handelt es sich hierbei nicht um eine Selbsttäuschung? Camping-Skeptiker sprechen seit Adorno und Enzensberger vom Widerspruch und vom falschen Bewusstsein.⁴³⁰

Dass etwa der Selbstvergleich der Camper mit Fahrenden nicht weit trägt und Camper nicht mit solchen Personen zusammen urlauben möchten, die sie für „wirkliche“ Zigeuner“ halten, davon ist Hirsch überzeugt und es entspricht auch meinem Eindruck.⁴³¹

Ebenso fragwürdig ist das Postulat der angeblichen Gleichheit der Camper. Sie unterscheiden sich bereits äußerlich durch den Warenwert ihrer Behausungen. Wie man an den Beispielen sieht, wird sogar streng zwischen echten und falschen getrennt. In der Regel sind es weniger aufwändig ausgestattete Camper wie Ingrid M., die den anderen absprechen, in den Kreis der Echten zu gehören. Diese werden als Nachahmer und Emporkömmlinge angesehen, und Schadenfreude kommt auf, wenn sie sich auf irgendeine Art blamieren. In K. war das bei Unfällen größerer Mobile so. Die Abgrenzungen werden aber auch nach willkürlichen Kriterien vorgenommen. Ein Wohnmobilmfahrer, der beim Aufladen der Batterie behilflich ist, kann als vollwertiger Camper gelten, während man das den Zeltnachbarn abspricht, weil sie, statt selbst zu kochen, täglich im Restaurant verkehren.

Freilich spricht manches dafür, dass unter einer großen Zahl von Campern doch verbindliche und gemeinsame Verhaltensweisen existieren, die sich unter einem Wertekatalog subsumieren lassen. Dass dürfte deshalb so sein, weil ein Großteil gemeinsame Erfahrungen gemacht oder zumindest teilweise gemacht hat. So dürfte die oft erwähnte Organisiertheit tatsächlich real existent sein. Denn, wer seinen Campingurlaub nicht detailliert plant, wird sich möglicherweise ärgern oder Schwierigkeiten haben, wenn er Ausrüstungsgegenstände vergessen hat. Auch Solidarität dürfte anzutreffen sein. Unter den primitiveren Bedingungen, aufgrund der besonderen Umstände oder eben weil man etwas vergessen hat oder in Not geraten ist, ist man tatsächlich immer wieder auf Hilfe

⁴³⁰ Wobei ich davon ausgehe, dass sich die wenigsten ausführlich mit seiner hochkomplexen Soziologie beschäftigt haben.

⁴³¹ Vgl. Hirsch 1994, S. 108f.

anderer angewiesen oder wird selbst darum angegangen. Prinzipiell muss sich auf diese Weise eine Zweckgemeinschaft und ein Solidaritätsprinzip bilden.

Es geht mir nachfolgend um weitere zentrale Begriffe des Campings und darum, wie Camper scheinbare Irrtümer auflösen.

3.1 Natur

Entgegen dem Credo, in der Natur sein zu wollen, wird die Natur von Dauer- wie von Feriencampnern bekämpft und ausgeschlossen. Regenpfützen, herumliegendes Laub, Heckenwuchs, Froschgequacke und sogar Vogelgezwitscher waren in K. ausreichende Gründe, sich in der Rezeption zu beschweren. Dauercamper verwenden Mühe darauf, ihren Rasen unter Steinplatten zu begraben und ihre Unterkunft so lange um- und auszubauen, bis die ganze Parzelle einer Box gleicht

Feriengäste wiederum fahren in immer größeren Mobilien vor, in denen sie sich immer stärker von der Umwelt abschotten und mit denen sie sich an Durchgangsstraßen stellen, das Waschhaus vor sich oder einen stark frequentierten Parkplatz hinter sich. Schon die Macher von „Campinski“ sahen vor 30 Jahren die Kluft, die zwischen den Natur-Parolen der Camper einerseits und ihrem Verhalten andererseits klafft. Natur, der Kern der Camper-Weltanschauung, also ein Widerspruch?

Als Erklärung halte ich für plausibel, dass der Naturbegriff epochenverhaftet und individuell geprägt ist. Martin Weichbold zufolge gehört Natur zu den ältesten und vieldeutigsten Begriffsbildungen der Geschichte. Sie besitzt eine Fülle von Bedeutungsgehalten, deren Inhalte sich im Kontext konkreter gesellschaftlicher Bedingungen zunehmend ausdifferenzierten. Was im Tourismus „unter Natur zu verstehen sei, blieb und bleibt dabei oft unklar“, notiert der Soziologe.⁴³² Norbert Elias meint, der Begriff erfülle „eine Vielfalt von emotionalen Bedürfnissen“⁴³³ und kann demzufolge nach Bedarf des jeweiligen Zwecks dargestellt oder gedacht werden.⁴³⁴ Im Falle des Campings wäre Natur,

⁴³² Vgl. Weichbold, Martin 1998: Bereiste Natur? Zur Rolle der „Natur“ im Tourismus. In: Bachleitner (Hg.) 1998, S. 64 u. 66; zit. ebd., S. 63.

⁴³³ Elias 1986, S. 7. Ein Schema, das wiederum Weichbold erarbeitete, ermöglicht es, das Bedeutungsgefüge von „Natur“ beim Einzelnen deutlicher auszuloten. Er versucht den Begriff – beziehungsweise dessen jeweilige Konstruktion – zu klären, indem er zwei Dimensionen unterscheidet und dann die Komponenten kombiniert: „*Naturalistisch versus kulturalistisch*“ und „*Evolutionistisch versus Nicht-evolutionistisch*“. Weichbold 1998, S. 65 u. S. 67. Kursiv im Original. Je nach Verwendungszusammenhang tritt dabei ein Aspekt der einen Seite zugunsten der anderen in den Hintergrund. Vgl. ebd.

⁴³⁴ Vgl. Weichbold 1998, S. 72.

grob gesprochen, dann, wenn man campst. Wenn man draußen vor dem Wohnwagen sitzt und der Wohnraum, anders als im Alltag, kaum bewohnt wird und sich zum Rückzugsgebiet verkleinert. Dorli Cosmutia, die der Naturfrage in Niederjosbach nachging, brachte es auf die Formel: „*Im Grünen sein*‘ ist gleichbedeutend mit *in der Natur sein*“.⁴³⁵ Arndt U., als ich ihn bat, die Platzferien mit einem Hotelurlaub zu vergleichen, meinte, als Hotelbewohner komme man genauso schnell ans Wasser oder in die nahen Berge. Aber: „Da hast du das nicht: Das Vogelzwitschern und das Eichhörnchen auf dem Dach.“ Wenn Camper also das bloße Draußensein als Natur erleben, dann erleben sie sehr viel davon. Denkbar, dass sich auf diese Weise das utopische Versprechen, regeneriert zurückzukehren, einlöst.

3.2 Freiheit

Wie steht es mit der Freiheit? „Das Bedürfnis nach Freiheit ist zweifelsohne ein Beweggrund zum Campen“, schreibt Fuchs.⁴³⁶ Dass sich viele Dauercamper als mobil empfinden, wurde mit Hofmann dargelegt. Aber es ist in erster Linie doch nur eine Empfindung. Und die Feriencamper? Sie sind zwar in Bewegung, aber auch hier traf ich bei meinen Untersuchungen und in K. solche, die jahrelang auf demselben Platz zelten und dort immer wieder auf denselben Parzellen stehen möchten.⁴³⁷

Auf den umgrenzten Plätzen selber gelten außerdem strenge Hausordnungen, die sich durch die unvermeidbare soziale Kontrolle der Nachbarn noch verschärfen. Enzensberger meinte schon 1958, die polizeiliche „Reglementierung des Zeltens“ habe die proklamierte Zivilisationsferne und Ungebundenheit der Camping-Bewegung „rasch ad absurdum“ geführt.⁴³⁸ Faber stellte sich die Frage, „ob nicht gerade hierdurch neue Verhaltensnormen entstehen, die ebenso zur Einhaltung verpflichten.“ Kleidung und Gebaren, so der Autor, seien auf dem Campingplatz „vermeintlich freizügiger geworden“,

⁴³⁵ Cosmutia 1994, S. 163. Kursiv im Original.

⁴³⁶ Fuchs 1994, S. 71.

⁴³⁷ Zwei meiner Bekannten fahren mit ihrem Wohnmobil regelmäßig nach Spanien oder Kroatien, in der Erwartung, dort die Familien und die Verhältnisse des Vorjahres zu finden. Opaschowski glaubt, Stammgäste würden mit den bewährten Urlaubsorten die „zur Gewohnheit gewordene Erinnerung“ verbinden, „hier – irgendwann einmal – ein Stückchen Paradies erhascht oder erlebt zu haben“. An dem „bisschen was“ halten sie dann fest. „Sie trauen sich nicht mehr, doch einmal nachzuschauen, ob nicht ‚nebenan‘ mehr davon zu bekommen ist. Weil das Glück ja sicher da ist, lohnt es sich auch nicht und erscheint letztlich sinnlos, umherzuziehen und ständig neue Orte aufzusuchen oder auszuprobieren.“ Opaschowski, Horst W. 1991: Mythos Urlaub. Die unerfüllbare Sehnsucht nach dem Paradies. Eine motivationspsychologische Studie vom BAT Freizeit-Forschungsinstitut. Hamburg, S. 17.

⁴³⁸ Enzensberger 1966, S. 200.

doch entbehrten sie „nicht einer gewissen Konformität“ und würden somit „in gleichem Maße verpflichtend wie entsprechend konforme Verhaltensformen in der stationären Umgebung.“⁴³⁹ Das könnte ein Anzeichen dafür sein, dass, wie Faber glaubt, die äußere gesellschaftliche Ordnung nur durch eine andere ersetzt wird.⁴⁴⁰

Nicht zuletzt will häusliche Arbeit erledigt sein.

Von einer Aufhebung der Zwänge könnte demnach keine Rede sein. Faber geht jedoch fehl, er konstruiert ein Problem, das keines ist. Menschen, die sich auf die Konventionen des Campingplatzes einlassen, fühlen sich nicht gezwungen, sie wählen diese Konventionen freiwillig. Falls sie sich doch unter Druck fühlten, würden sie den Ort bald verlassen und eine andere Urlaubsform wählen. So wie Carmen N., die es bei ihrem einzigen Versuch auf einem Campingplatz in Südfrankreich beließ, weil ihr diese Wohn- und Lebensform insgesamt zu leger und auf abstoßende Weise animalisch vorkam.⁴⁴¹

Die Kleidung, die Faber für verpflichtend hält, unterstützt das gewünschte Freiheits- und Gleichheitsgefühl der Camper, sie ist Teil der selbst gewählten Regeln. Arnd U.:

„Mein Tag ist terminiert von A bis B, mein Tag ist terminiert von Etikette, also übertrieben gesagt, Stil und Anstand, jetzt mal ganz krass gesagt, und auf dem Campingplatz, da musst du nicht zwischen acht und zehn beim Frühstück sein. Du musst nicht wie in einem Vier- oder Fünf-Sterne-Hotel [angezogen sein], ich sage jetzt mal: Keine kurzen Hosen zum Abendessen.“⁴⁴²

Man sollte dies nicht zum Irrtum herunterreden. Zudem unterschätzt Faber die Möglichkeiten, sich auch auf dem Campingplatz mittels Markenmoden schick oder teuer zu kleiden. Nur im Falle eines Einweisers, der sich spätnachts im Herren-Waschhaus von K. nackt rasierte, war die Grenze dessen, was auf dem Campingplatz in K. toleriert wird, doch überschritten. Schon am frühen Morgen des anderen Tages herrschte helle Aufregung im Zentralbüro. Mehrere Gäste hatten sich beschwert.

Die Freiheit der Kleidung geht einher mit weiteren Formlosigkeiten, die als Loslösung von zivilen Konventionen zu sehen sind. Ich denke etwa an ältere Frauen, die sich in K. in der Frühe im Morgenmantel und mit aufgelösten Haaren ins Waschhaus begeben.

⁴³⁹ Vgl. Faber 1977, S. 96f.

⁴⁴⁰ Ebd., S. 97.

⁴⁴¹ Auf dem Boden schlafen, „das tun die Tiere“, darf als Fazit ihres Eindrucks aufgefasst werden. Eigenes Interview mit Carmen N. am 21. September 2008.

⁴⁴² Eigenes Interview mit Arndt U. am 15. Oktober 2008.

Sie, ebenso wie die Männer, verrichten dort eher intime Angelegenheiten, Körperpflege in der Halböffentlichkeit. Auch gehen Menschen beiderlei Geschlechts im Badezeug zum Einkaufen, egal in welcher Verfassung sich ihr Körper präsentiert. Physische Unzulänglichkeiten werden nicht, wie andernorts, kaschiert oder versteckt. In dieser speziellen Urlaubs-Umgebung muss man sich scheinbar nicht genieren. Der Volkskörper, möchte man sagen, zeigt sich hier ganz, wie sich Bachtin das in seiner zentralen Begrifflichkeit für den karnevalesken Marktplatz vorstellte: unverfremdet, als grotesker Körper.⁴⁴³

Eine befreundete Journalistin, die mit ihrem Gewicht hadert, meinte bei anderer Gelegenheit mir gegenüber, in Freibädern könne man sich ungezwungen bewegen: „Da gibt’s garantiert immer eine, die hat noch einen dickeren Hintern wie du selber.“ Diese Gelassenheit dürfte auf dem Campingplatz dieselbe sein. Die Schamgrenzen fallen und leichte Verwahrlosung wird offenbar nicht als ungehörig erachtet. Der Prozess der Zivilisation geht hier einen Schritt zurück.

3.3 Pflichtabwesenheit

Wie verhält es sich mit häuslichen Zwängen? Der mittelständische Unternehmer Uwe S. sagte, er könne nirgends so abschalten wie in K. – wengleich er seit seiner Ankunft nie aufgehört hat, an seinem Wohnwagen zu arbeiten. Zunächst wechselte er die Parzelle und musste komplett umziehen, dann beschloss er beschloss, wegen Familienzuwachses sein Vorzelt zu vergrößern.

Dass die Menschen des Milieus in diesen Tätigkeiten Befriedigung finden, wurde gesagt. Vielleicht ärgert das Vollbrachte auch den Nachbarn oder macht ihn neidisch – worüber man sich im Konkurrenzkampf um das am besten geputzte Grundstück ebenfalls freuen kann.⁴⁴⁴

Bestätigt sich damit aber nicht der Einwand, (Dauer-)Camper täten im Urlaub nichts anderes als Zuhause? Während der Vater den Rasen mäht, die Hecke schneidet, das Heim ausbessert, setzt sich auch „die Rolle der Hausfrau und Mutter auf dem Camping-

⁴⁴³ Vgl. Bachtin, S. 69, 72-74 oder S. 99f.

⁴⁴⁴ Cosmutia stellte in ihrer Untersuchung eine Konkurrenz der Parzellengestaltung unter den Nachbarn fest. Vgl. Dies. 1994, S. 172.

platz zumeist ungebrochen“ fort, so Hachtmann.⁴⁴⁵ Faber: „Im allgemeinen legen die Dauercamper ein höchst stereotypes Wohnverhalten an den Tag, es gelingt ihnen nicht, den alltäglichen gewohnten Lebensrhythmus aufzugeben und ihre Zeit auf dem Campingplatz einmal anders, d.h. erholungsorientiert zu gestalten.“⁴⁴⁶ Dasselbe kann man von den Feriengästen sagen, die zwar keinen Rasen mähen, aber kochen, spülen, waschen. Doch was ist „erholungsorientiert“ und was versteht Faber unter „anders“?

Den von mir befragten Ferien- und Dauergästen in K. lag der Gedanke fern, sie würden hier alltäglichen Verrichtungen nachgehen. Beispielsweise wurde das Kochen bei Weitem nicht als freudlos angesehen. Diejenigen, die eine Familie bekochen, können sich darauf verlassen, dass es den Essern, weil sie diese Kochweise gewöhnt sind, schmeckt. Vielleicht hören die Köchinnen oder Köche sogar hin und wieder ein Lob. Im Urlaub ist die Herausforderung, etwas Gutes auf den Tisch zu stellen, aufgrund der reduzierten Gegebenheiten womöglich noch größer. Andererseits können sich die Köchinnen und Köche hier erst recht darauf verlassen, Anerkennung zu erfahren – und sei es auch nur in der Form, dass die Teller und Töpfe restlos leergegessen werden. Die Spruchweisheit, wonach Essen an der frischen Luft besser schmeckt, scheint mehr als ein Körnchen Wahrheit zu enthalten. Zudem handelt es sich beim Campen oft um Gerichte, die in der Form zuhause nicht serviert werden wie die vielzitierten Ravioli. Sie vermitteln das Gefühl des Besonderen, ein Flair umgibt sie. Oder es handelt sich um die gewohnten Gerichte, die aufgrund der veränderten Umgebung interessant anmuten. Auch dadurch, so fasse ich es auf, wird das Essen im Familienkreis zu einem Höhepunkt des Tagesablaufs.

Eine Kundin, die ich im Sommer 2007 fragte, ob es ihr nicht lästig sei, im Urlaub am Herd zu stehen, bestätigte, was gerade ausgeführt wurde: „Ich koche gern (...). Ich will nicht fünf Mal hintereinander ins Restaurant rennen, da wäre ich kugelrund.“ Sie empfindet keine Verpflichtung und auch von daher ist Camping mitsamt des Kochens für sie „einfach Freiheit. (...) Die Seele baumeln lassen.“⁴⁴⁷

⁴⁴⁵ Hachtmann 2007, S. 164. Die Belastung beim Camping, folgerte der Historiker an anderer Stelle, sei der Grund, warum viele Eltern den All-Inclusive-Urlaub als eine „willkomme(.) Alternative“ wählen und warum der Anteil des Campingurlaubs am Gesamttourismus nach Jahrzehnten ständigen Wachstums „heute eher stagniert“. Rüdiger Hachtmann. In: „Welt am Sonntag“, 14. Januar 2007 (2 / 07), S. 73.

⁴⁴⁶ Faber 1977, S. 99. Der Autor beruft sich auf den Jahresbericht der Campingseelsorge von 1974, S. 4.

⁴⁴⁷ Nachträgliche Notiz eines kurzen Gespräches, August 2007.

Auch das Geschirrspülen wird nicht ausschließlich als Bürde empfunden. Viele Ehemänner übernehmen auf dem Campingplatz den Abwasch. Das ist Arbeitsteilung und vielleicht eine weitere Anerkennung dafür, dass die Partnerin unter eingeschränkten Bedingungen etwas Schmackhaftes zubereitet hat. Vielleicht steht hinter dem Liebesbeweis auch das Anliegen, die eigentümliche Häuslichkeit des Campinglebens und die Familiarität zu vertiefen oder seinen Anteil daran leisten zu wollen. Mag sogar sein, dass der nach dem Aufbau überflüssig gewordene Mann hierdurch seine Bedeutung verteidigt. Doch das Spülen lohnt sich noch aus einem anderen Grund. Volker K.:

„Den Freiraum hast du nirgends anders. Weißt, dann kannst du sagen, ‚Also, dann gehe ich jetzt zum Spülen‘ oder so. Wer tut das gern? Im Hotel stehst du [vom Esstisch] auf und läufst weg. [Auf dem Campingplatz] gehst du zum Spülen, gehst in das Waschding rein, in das zentrale, dann stehen da drei, vier so coole Typen, weißt, und plötzlich schwätzt irgendeiner einen Gottesscheiß an dich ran, wo du nachher nach einer halben Stunde erst merkst, dass du noch gar nicht gespült hast. Gut, du kannst natürlich im Hotel die Gespräche auch führen, aber nie in der Atmosphäre.“

„Weil sich kein Anlass dazu ergibt?“

„Ja, da auf dem Campingplatz gibt’s irgendwas, ‚Gib’ mir mal dein Spülmittel’, oder was weiß ich was.“⁴⁴⁸

Wie mir Interviewpartner Arndt U. erzählte, gehen er und seine Frau meistens zusammen abwaschen. Zum einen, weil es für eine Person zu viel sei, das Geschirr alleine zu tragen. Zum anderen: „Auch weil was los ist. Weil meine Frau sagt, wieso soll ich mir den Spaß angucken und sie nicht?“⁴⁴⁹ Ähnlich dürfte der Gang zur Waschmaschine seine kommunikativen Reize besitzen. Männer trifft man in den entsprechenden Räumen in K. selten. Doch kann man verfolgen, wie sich auch hier Unterhaltungen anbahnen – die nicht alle harmonisch verlaufen, etwa wenn es darum geht, welche Maschine frei ist oder wenn eine Benutzerin eine zweite dabei antrifft, wie sie ihre Wäsche aus dem Trockner nimmt, um die eigene hinein zu packen.⁴⁵⁰

Auch das Einkaufen kann spannende Züge annehmen. Nochmals Volker P.:

„Aber beim Campen da ... das hat dem Günther [einem Freund, der ihn mit seiner Familie in den Urlaub begleitete] halt gefallen. Weißt, da hat der sich halt können auch von seiner Alten mal ausklinken. Sage ich jetzt einmal. Dann haben wir halt gesagt, ‚Also, dann gehen wir jetzt Brötchen holen’. Dann ist man

⁴⁴⁸ Eigenes Interview mit Volker K. am 15. August 2007.

⁴⁴⁹ Eigenes Interview mit Arndt U. am 15. Oktober 2008.

⁴⁵⁰ Das war in K. ständig der Fall.

da mit dem Fahrrad losgefahren. Weißt du, im Hotel, da steht es da! Es steht billiger auf dem Tisch! Drei-Körner-Wecken und was weiß ich, was da immer 'rumsteht. Wir gehen [stattdessen] da runter, zahlen für den Wohnwagen mehr [als für ein Hotelzimmer], damit wir mit dem Fahrrad fahren dürfen. Irgendwo in die Stadt rein, wo man eine Bäckerei ausgemacht hat. Holt sich dort die Wecken und fährt dann wieder zurück. Das ist, ja, weißt, das musst du dir mal reinziehen, als nicht aus ... einfach, ja, weil man das dann, da ist man noch geschwind unterwegs, morgens, und dann holt man noch die Bildzeitung und Bla-bla und Smalltalk und dort gucken und dort gucken ... den Freiraum!''⁴⁵¹

Der letzte Satz bekundet neuerlich, wie eigen die Freiheit des Campings beschaffen ist, er verdeutlicht aber auch, dass diese Freiheit als tief und echt empfunden wird – selbst innerhalb häuslicher Pflichten. Kochen, Spülen und Wäschewaschen stellen somit keine Last dar, sie sind nicht die ungebrochene Fortsetzung des Alltags,⁴⁵² sondern unterhaltsam. Einfache Alltagsabläufe können zum Abenteuer um die Ecke werden – wie das Beispiel der Frau zeigt, die im Waschhaus beim Zank um eine Waschmaschine verprügelt wurde. Zahlreiche Gäste verfolgten die Szene, sie löste Aufruhr aus und bot noch lange Zeit Gesprächsstoff.

Die täglich anfallende Arbeit ähnelt stark der zuhause, doch ihre Erledigung wird anders erlebt. Faber irrt, wenn er meint, die Dauercamper würden mit der „über sie hereinbrechenden Fülle an freier Zeit (...) kaum fertig werden“ und sich in die gewohnten Tagesabläufe flüchten, weil sie unfähig seien, etwas anderes zu tun.⁴⁵³ Dauercamper wie auch Camper gestalten ihre Zeit ganz bewusst und genießen sie.⁴⁵⁴

Daneben entfallen viele Arbeiten, die man zuhause tun müsste. Auf dem Campingplatz gibt es keinen Speicher, den man schon lange aufräumen sollte und der wie ein schlechtes Gewissen jeden Urlaubstag belastet, an dem man das Vorhaben ein weiteres Mal verschiebt. Die Freiheit in der Gefühlswelt der Camper ist also ein Losgelöstsein von der häuslichen Umgebung sowie die Abwesenheit von wiederkehrenden Pflichten, die zwar teilweise auch im Urlaub vorhanden sind, die man aber aufgrund der veränderten Umgebung nicht mehr als solche empfindet. Alle „beruflichen, gesellschaftlichen und

⁴⁵¹ Eigenes Interview mit Volker K. am 15. August 2007.

⁴⁵² Vgl. Hachtmann 2007, S. 164.

⁴⁵³ Faber 1977, S. 101.

⁴⁵⁴ Man könnte einwenden, das Klientel des Campingplatzes Lohmar im Großraum Köln sei anders strukturiert als das von K. Ich halte dagegen: Die Verhaltensweisen und Freizeitaktivitäten beider Gruppen erscheinen mir trotz dieser Unterschiede überaus ähnlich. Doch empfinden die allermeisten K.-Dauercamper ihre Wochenenden meines Erachtens augenscheinlich nicht als unbefriedigend.

sozialen Verpflichtungen, die die Freizeit zu Hause noch zum großen Teil mitbestimmen“ und die „den Weg zur Freiheit“ versperren, sind auf dem Campingplatz nicht vorhanden, meint Fuchs.⁴⁵⁵ Deshalb ist für ihn der Dauercampingplatz „eben nicht nur die Substitution des fehlenden Gartens oder der Ersatz für ein Eigenheim“.⁴⁵⁶

Gleiches dürfte für Feriencamper gelten. Freiheit meint, von nichts und niemand in Beschlag genommen zu werden. Zu diesem Beschlag zählt in den Augen der Camper, die ihre Urlaubsform fast immer mit Hotelaufenthalten vergleichen, unter anderem der Zimmerservice, der die Betten machen will aber auch die Verpflichtung, pünktlich zu den Mahlzeiten erscheinen zu müssen, wenn man sie nicht versäumen will. Man verfügt uneingeschränkt über die eigene Zeit. Im Hotel sei man „immer gezwungen“, sagte der pensionierte Bundeswehrsoldat.⁴⁵⁷ Dass die dargestellten Termin- und Kleidungskonventionen in Hotels ihrerseits von den Campern teilweise konstruiert sein könnten und von Hotelurlaubern selbst nicht so empfunden werden, ist nicht von Belang, da sie von den Campern geglaubt werden und dazu dienen, das eigene Handeln zu begründen.

Die Camperfreiheit ist folglich in der Weise beschaffen, dass sie nicht ihre gewohnte Lebenswelt mit ihren Rhythmen hinter sich lassen wollen. Vielmehr geht darum, Pflichten hinter sich zu lassen. Es ist dies keine „beabsichtigte Flucht“, die darauf zielt, sich strikt von allen „konventionellen Verhaltensnormen“ zu lösen.⁴⁵⁸ Die Protagonisten wollen sich nur von einem Teil lösen. Insofern zielen Flucht-Theorien bzw. die Theorien gescheiterter Fluchten daneben. Die Angehörigen des Harmonie-Milieus, des Integrationsmilieus sowie des großteils daraus hervorgehenden Unterhaltungsmilieus haben nicht im Sinn, gänzlich auf das Gewohnte zu verzichten, sie wollen die gewohnte Sicherheit und die sichere Gewohnheit. In neuen Welten fühlen sie sich unbehaglich und können sich auch nicht erholen.

Die rigiden Platzordnung interpretiere ich als die Klammer des Ganzen. Sie ist für die Entfaltung der speziellen Freiheit in Gleichheit und Sicherheit so unerlässlich wie der Zaun um das Gelände, der diesen Ort von der alltäglich gebliebenen Außenwelt abschirmt. Von daher erklärt sich, warum der rigorose Betreiber Horst W. letztlich viele Sympathien genoss. Die Dauermieter ebenso wie die Feriengäste, die ihn kannten, sa-

⁴⁵⁵ Fuchs 1994, S. 86.

⁴⁵⁶ Ebd., S. 87.

⁴⁵⁷ Gesprächsnotiz im August 2008.

⁴⁵⁸ Faber 1977, S. 102.

hen ihn als Garanten dieser Sicherheit. Sie akzeptierten seinen Jähzorn, weil er andererseits streng und unerbittlich über den Platz wachte, bereit, jeden zu sanktionieren, der die Ordnung des Platzes gefährdete.

3.4 Idylle

Zu dem Gefühl, sich in K. in einer anderen, sicheren und gesicherten Welt zu befinden, passen die Blumenampeln und die Wagenverkleidungen. Wie schon Suzan Özkan feststellte, bezeugen sie die Sehnsucht nach einer dörflichen Idylle, nach einem naturnahen Leben, nach Geborgenheit und Harmonie, nach Archaik und unverdorbenen Dorfgemeinschaft, nach einem Platz, an dem die Zeit stehengeblieben ist.⁴⁵⁹ Zumindest aber die Sehnsucht nach einem Platz, der so wirkt, als ob all das zutreffen würde. Das korrespondiert mit den dargelegten Ansichten, wonach Touristen/Reisende auf der Suche nach überschaubaren Welten einer vergangenen Ordnung sind. Camping scheint hierfür überaus geeignet, da es im Zeichen von Natürlichkeit und Unverdorbenheit steht oder zu stehen scheint.

Man könnte einwenden, dies sei erneut ein Irrtum. In K. herrscht ständig Betriebsamkeit. An jeder Ecke lauert im Hochsommer ein Stau. Alles ist, kaum kaschiert, Massenabfertigung, auf Profit ausgerichtet, oberflächlich, schnelllebig. Ein Event folgt dem nächsten, der Platz steht in der Hochsaison ständig unter Strom, zittert, zuckt und schüttelt sich. Die Formel-1 und große Fußballereignisse werden öffentlich ausgestrahlt, es finden Traktorentreffen statt und zu lokalen Festen in der Umgebung reisen Hunderte von zusätzlichen Besuchern an. Kann die Atmosphäre in den Campersträßchen wirklich darüber hinwegtäuschen, dass der Platz zuweilen einem „Tollhaus“ gleicht, wie sich kritische Gäste verschiedentlich ausdrückten. Die Camper selbst schüren die permanente Unruhe. Sie stellen moderne Technik und technische Potenz zur Schau und zu Gehör: mobile Satellitenschüsseln, batteriebetriebene Bootstrailer, man lässt Motoren aufheulen, Steuerungsanlagen piepsen, Heckenscheren rasseln, Kreissägen kreischen.

Wie können Camper und Dauercamper unter einem Sinnspruch sitzen, der Gottes schöne Welt preist, sich mit Werbung von Archaik, Abenteuer und Freiheit identifizieren, dabei den Klängen des „Alten Holzmichel“ lauschen und gleichzeitig ihre Erfahrungen

⁴⁵⁹ Vgl. Özkan 1994, S. 43f.

über Navi-Systeme, Klingeltöne und Motorräder austauschen, ohne dabei etwas merkwürdig zu finden?

Aufgelöst werden diese Gegensätze zwischen Modernität und imaginiertes Archaik durch die Tatsache, dass auch widersprüchliche Positionen aus wechselnden Blickwinkeln heraus deckungsgleich sein können. Erstens kann man Ideologien individuell formen, wie sich das beispielsweise an der Camping-internen Debatte zeigt, die in den 1950er-Jahren darüber stritt, ob ein Auto fahrender Camper ein richtiger Camper sein kann. Ergebnis: Es ist auch mit dem Auto möglich, naturnah zu pilgern, wenn man es im richtigen Geiste tut.⁴⁶⁰

Zweitens weist Dorli Cosmutia auf die Möglichkeit hin, dass es beim Campen ein „selektives Hören“ zu geben scheint, Vogelzwitschern und Blätterrauschen werden „unbewusst ‚lauter gedreht‘, während Fluglärm (...) gar nicht wahrgenommen wird“.⁴⁶¹ Mit dem Sehen ist es sicher dasselbe. Das geht in die Richtung Hennigs, der meint, dass alle Touristen im Urlaub ein Bild der Welt konstruieren, in dem die vorhandene Wirklichkeit einerseits und Träume sowie kollektive Vorstellungen andererseits überblendet werden.

Özkan wiederum gelangte zu dem Ergebnis, die von ihr untersuchten Dauercamper des Hubertushofes würden sich an zwei Leitbildern gleichzeitig orientieren: dem der Moderne einerseits und dem der Idee von Sicherheit, Geborgenheit und Harmonie andererseits.⁴⁶² Diese Ambivalenz spiegelte sich letztlich auch in der Gestaltung der Parzelle und (füge ich hinzu) in der Lebensführung: „Einfügung in das Kollektiv und Betonung der Individualität, Festhalten an Symbolen einer nostalgisch verklärten Vergangenheit und Nutzung der Mobilitätsmöglichkeit der Moderne.“⁴⁶³

Nigel Barley formulierte es noch griffiger. Ihm zufolge leben wir alle „nicht nur mit einem, sondern mit zwei Mythenkreisen“.⁴⁶⁴ Einem nostalgisch-romantischen, der das Alte und Traditionelle schätzt einerseits sowie einem modernistisch-technologischen andererseits. Wert hat aus der ersten Sicht das Antike und Handgemachte, aus der zwei-

⁴⁶⁰ Vgl. Hofmann 1994, S. 129-131. Die Frage beschäftigte aber schon 1935 den meines Wissens ersten deutschen Wohnwagenbesitzer. Vgl. Heinrich Hauser: Fahrten und Abenteuer im Wohnwagen. Herausgegeben, kommentiert und mit einem Nachwort versehen von Robert Hilgers. Reprint der Originalausgabe von 1935. Dresden 2004, S. 136. Die Debatte der 1950er-Jahre ist gleichzeitig ein Beispiel für den Streit um richtiges und falsches Reisen.

⁴⁶¹ Cosmutia 1994, S. 163.

⁴⁶² Vgl. Özkan 1994, S. 44.

⁴⁶³ Ebd., S. 46.

⁴⁶⁴ Barley 2002, S. 19.

ten das Allerneueste. Mythen, stellt Barley klar, „konkurrieren nicht notwendigerweise miteinander“, sondern sie bringen „Einzelheiten in eine Ordnung (...) ohne externe Vergleiche zu ziehen“.⁴⁶⁵ Infolgedessen ist diese Ordnung nicht rational und keine Wahrheit; subjektiv wahr ist sie für den, der ordnet, trotzdem.

3.5 Aufgeschlossenheit/Kameraderie

Wenn davon die Rede war, dass es am Urlaubsort darum geht, auf dem Campingplatz so wenig wie möglich von Pflichten in Beschlag genommen zu werden, dann betrifft das auch die Nachbarn und Kontakte. Faber unterstellte im Falle von Dauercampern, die aus der Stadt stammen, ein gesteigertes Kontaktbedürfnis. Dem steht in K. jedoch bereits die Architektur gegenüber. Sicher will man damit die Parzellen gegen die Übergriffe der Einweiser verteidigen, zudem drückt sich ein Gestaltungswille aus, doch letztlich schirmen die Erbauer die Außenwelt ab.⁴⁶⁶ Weiter findet man in K. Straßenzüge, in denen die Nachbarn einander kaum kennen. Viele Dauercamper sind zudem nur mit der Geographie ihres eigenen Viertels vertraut und haben andere nie betreten. Das mag mehrere Gründe haben. Aber es deutet wiederum darauf hin, dass das enorme Kontaktangebot des Platzes nur begrenzt genutzt wird. Das sieht zunächst nicht nach dem Bemühen aus, ein unbefriedigtes Bedürfnis kompensieren zu wollen. Das würde auch nicht zum Harmoniemilieu passen, das dem Fremden per se eher misstrauisch gegenübersteht, und ebenso wenig zum Integrationsmilieu, das in dieser Richtung ähnlich strukturiert ist.

Arndt U. machte keinen Hehl daraus, dass er gern alleine gelassen wird. U. stammt aus meiner Heimatgemeinde. Ich war erstaunt, als ich ihm im Jahr 2006 in K. begegnete. Wie mir der damals etwa 35-Jährige später erklärte, war er kurz zuvor aus einer mitteldeutschen Stadt ins Schwäbische zurückgekehrt, um dort einen Posten bei einer Bank zu bekleiden. Er habe beschlossen, ein Haus zu bauen und übergangsweise eine Wohnung gemietet. Aber:

„Ja, da bin ich in dieser schönen Wohnung gewesen. Über mir jemand, unter mir jemand, kein Garten, und ich war ein eigenes Haus gewohnt. (...) Und dann ha-

⁴⁶⁵ Barley 2002, S. 20.

⁴⁶⁶ Es gab in K. mehrere Dauerwohnwagen, die mit der Rückwand längs zur Straße stehen. Der Vorgarten war nach innen angelegt und von keiner Seite her einsehbar. Die Besitzer mussten ihr Areal durch eine Lücke betreten und waren dann für die Außenwelt verschwunden. Hier gab es keine Öffentlichkeit mehr.

be ich festgestellt, dass der [Übermieter] morgens um vier aufsteht und so weiter und dann habe ich gesagt: Ich muss irgendetwas tun, ich muss raus, ich kann die Wochenenden nicht in der Wohnung verbringen, auf einem kleinen Balkon (..) und oben jemand und so weiter.⁴⁶⁷

Arndt U. entstammt einer Camperfamilie und konnte auch seine zunächst skeptische Freundin und heutige Frau von dieser Urlaubsform überzeugen. Wobei sie, fügte U. hinzu, zuvor meistens auf Campingplätzen verkehrten, „die in den Top-Bereichen sind, (...) wo du schon 40, 50 Euro zahlst. Frankreich, Italien, Spanien.“ Dauercamper waren die beiden bis dato nie. Als der Bankmanager im Internet einen älteren Caravan entdeckte, den ein K.-Dauercamper samt seiner Parzelle abgeben wollte, nutzte er die Gelegenheit.

„Das war eigentlich die ganze Geschichte. Nicht dass ich gesagt habe, ‚Ich muss nach K‘. Ich habe gesagt, ‚Ich muss raus, ich brauche meine Ruhe‘ (...) Ich weiß nicht, wie lange wir das Ding jetzt behalten. (...) Ich habe die Flucht raus gesucht (...). Ich möchte einfach raus, ich möchte am Wochenende, oder auch mal in den Ferien, nicht auf meinem Balkon sitzen und jetzt überlegen, was ich spreche, mit wem auch immer. Hört der Obere und der Untere? Das hören da [auf dem Campingplatz] zwar auch links und rechts welche – aber, die interessieren mich ja nicht, ich habe zu denen ja keine Beziehung ... wenn da ein Name fällt, über den ich spreche, ja? Das interessiert den linken und den rechten, die hören vielleicht zu, aber das können sie in keine Beziehung setzen. Und wenn ich halt jetzt auf einem Balkon sitze, da habe ich keine Lust (...), dass du jedes Mal aufpassen musst, was du sagst. Und das hast du da halt nicht, du hast zwar diese Nähe, ja?, aber du bist doch, ich sage mal: anonym.“

Auch Uwe S. sagte, er schätze es, auf einem Gelände mit so vielen Menschen zu sein. Andererseits bat er mich schon gleich bei unserer ersten Begegnung ausdrücklich, in nächster Zeit keine Nachbarn auf die freie Parzelle nebenan zu stellen. Er nannte dafür als Grund, er brauche sie als Abstellfläche für seinen Umbau. Das erscheint plausibel. Andererseits brachten, wie geschildert, viele Dauercamper Gründe vor, warum es momentan ungünstig sei, Gäste in ihre Straße zu platzieren. Umgekehrt schlugen täglich Kunden das Angebot aus, alleine zwischen Dauercampnern stehen. Feriengäste, die sich für aufgeschlossene Zugvögel halten, erkennen in den anderen keine Artgenossen. Sie sehen in ihnen „verhinderte Laubenpieper oder verkappte Schrebergärtner mit einem Hang zum Gartenzweig“.⁴⁶⁸ Zumal in K. kommt man nicht auf den Gedanken, dass un-

⁴⁶⁷ Eigenes Interview mit Arndt U. am 15 Oktober 2008.

⁴⁶⁸ Stehr 2007, S. 3.

ter den zugegebenermaßen sehr vielen Nur-Dauercampfern auch solche wohnen, die entweder mit dem eigenen Caravan in Sommerurlaub fahren oder die altershalber sesshaft wurden.

Nach der Überzeugung der Feriengäste wollen Dauercamper keinen Kontakt. Wie sich in den dargestellten Fällen zeigt, scheint das auch zuzutreffen. „Jaja, Dauercamper und andere Leute“, lachte schallend eine junge Frau, die ich ins Dauercampergebiet stellen wollte und der ich gesagt hatte, es sei möglich, dass die Nachbarn ihr vielleicht nicht leutselig begegnen würden. Wie sie sagte, verstand sie sofort, was ich ihr andeuten wollte. Sie komme selber aus einer Dauercamperfamilie. Das Image einer gewissen Muffigkeit gehört also möglicherweise durchaus zum Selbstbild der Dauercamper.

Warum mögen Dauercamper keinen Kontakt? Von einem milieubedingten Argwohn gegenüber dem Neuen oder Fremden abgesehen ist es so, dass Feriencamper als Durchzügler in der Tat eine gewisse Unruhe in die jeweilige Straße bringen und Umstände verursachen können. Die Gefahr der Unruhe ist umso größer, als sich Feriengäste, wie festgestellt wurde, freier benehmen können als man selbst. Demnach würden Dauercamper also doch kein „enormes“ Bedürfnis hegen, andere Menschen kennenzulernen. Indessen scheint es so zu sein, dass dieses Kontaktbedürfnis lediglich anders geartet ist, als es sich Faber vorstellt.

Bevor dem nachgegangen werden soll, stellt sich eine zweite Frage. Nämlich, ob es sich mit der Kontaktfreudigkeit der Feriencamper anders verhält. Ingrid M. bevorzugte nach eigener Aussage Campingurlaub, weil sie dort die Chance sah, Bekanntschaften zu knüpfen. Wie sie auf meine Nachfrage allerdings feststellte, hatte sie nur einmal eine dauerhafte Freundschaft aufgebaut, die dann auch wieder im Sande verlief. Ihrem „Hallo kommt rein“, so sehe ich es, folgte der unausgesprochene Satz: Aber geht dann bitte auch wieder raus. Wie erwähnt hat sich auch die Clique der Leute „vom Wasserhahn“ trotz ihrer Ankündigung nie mehr wieder getroffen.

Der Widerspruch ist im Falle der Dauer- wie der Feriencamper nur scheinbar, nur partiell. Feriencamper besitzen aufgrund ihrer Mobilität die grundsätzliche Möglichkeit, weiterzuziehen, etwa wenn der Nachbar als unfreundlich empfunden wird. In vielen Camperbiographien finden sich Flucht-Geschichten. Man darf aber auch dann weiterziehen, wenn man sich gut mit den Mitbewohnern versteht, jedoch darauf spekuliert, auf einem anderen Platz mit neuen Leuten noch etwas Neues zu erleben. Weder die Zugvö-

gel noch die Zurückbleibenden empfinden das als Verrat oder Unhöflichkeit. Trifft man jedoch Gleichgesinnte und fühlt sich wohl, dann steht es frei, Jahr für Jahr in diesen Kreis zurückzukehren – in das, wie Opaschowski sagte, sichere „bisschen was“ vom Paradies, das man irgendwann einmal gefunden hat und von dem man befürchtet, es könne woanders nicht da sein.⁴⁶⁹ Um dann nach ein paar Tagen eben doch eine andere Richtung einzuschlagen. Eine Bekannte erzählte mir zwei Wochen vor Antritt ihrer Wohnmobil-Ferien, ihr zerreiße es heute schon das Herz, wenn sie an all die kommenden netten Camping-Bekanntschaften denke, von denen sie sich dann wieder trennen müsse. Das sei bei ihr immer so, lachte die 45-Jährige.⁴⁷⁰

Das bedeutet, als Feriencamper hat man die Chance, Kontakte zu knüpfen, man hat aber auch das Recht, diese Kontakte wieder aufzugeben. Man muss Bekanntschaften nicht pflegen, man kann Bekanntschaften regelrecht konsumieren und die Trennung als Schmerzlust genießen.

Dauercamper sind dagegen für mindestens eine Saison an ihren Platz gebunden und haben keine Möglichkeit zur Flucht. Sie müssen bei der Kontaktaufnahme entsprechend vorsichtiger sein. Kruse, der seinerseits festgestellt hatte, dass die Kontaktfreudigkeit im Selbstverständnis eines der wichtigsten Wesensmerkmale der Dauercamper ist, stellte fest, dass es (auch) hier um lose, zu nichts verbindende Kontakte geht. „Enge Verbindungen würden eine Einschränkung des persönlichen Freiraumes, der eigenen Handlungsfreiheit bedeuten, und das ist es ja gerade, was man hier sucht.“⁴⁷¹ Fuchs deutet Zäune und Hecken deswegen als „Abgrenzung von zuviel Kontakt auf dem Platz“.⁴⁷² Mittels dieser Barrieren verteidigen die Besitzer in seinen Augen die Freiheit, gegenüber niemandem verpflichtet zu sein. So hält man eine Nachbarschaft auf Distanz, die allzu dicht heran rücken könnte. Aus diesem Grund sind viele Dauercamper, die ich kennengelernt habe, mit Einladungen an Bekannte vorsichtig, wenn die Gefahr besteht, dass diese sie regelmäßig besuchen kommen könnten.

Die Einstellung der Feriencamper, bestätigt Arndt U., der beide Campingformen kennt, sei in der Tat ähnlich. Die Gummihammer-Mentalität, bei der potenzielle Helfer ange-

⁴⁶⁹ Opaschowski 1991, S. 17.

⁴⁷⁰ Beiläufiges Gespräch mit einer Bekannten am 3. Januar 2009. In Stichworten mitnotiert.

⁴⁷¹ Kruse 1994, S. 61. Der Autor glaubt zudem, benachbarte Dauercamper würden bewusst wenig ihrer Privatsphäre preisgeben, weil sie dadurch vor anderen wieder zum „Alltagsmensch[en]“ werden. Ebd., S. 69.

⁴⁷² Fuchs 1994, S. 90.

lich nur darauf warten, mit ihrem „Kontaktbeschaffer“ eingreifen zu können, habe er schon erlebt.⁴⁷³ Ebenso Neuankömmlinge, die sich beim Einpflocken ihrer Heringe scheinbar absichtlich ungeschickt anstellen, um potentielle Helfer zu aktivieren, mit denen sie dann ins Gespräch kommen wollen. Den meisten Campern liege es allerdings fern, sich allzu stark an die Nachbarn anzubinden:

„Also ich denke, es geht um Kontakte, es geht einfach um diese Ungezwungenheit, es geht um die, doch – die Freiheit! Und es geht schon darum, dass du eigentlich auch in Kontakte reinkommst teilweise ... besser ... und vielfältiger als wenn du ständig in einem Hotel bist, wo du vielleicht dich zwei Wochen lang einen Tisch zugewiesen hast und wenn du Pech hast, ständig mit den gleichen Leuten am Tisch sitzt, die du, äh, einfach nicht ausstehen kannst. Da ist die Fluchtmöglichkeit ja sehr gering, ne?“⁴⁷⁴

Insgesamt erscheint mir für die Beziehungen auf dem Campingplatz die Bemerkung von Arndt U. zutreffend, die lautet: „Du hast zwar diese Nähe, ja?, aber du bist doch, ich sage mal: anonym.“ Wobei Nähe und Anonymität individuell variabel sind.

Die ganze Bandbreite der Kontaktfreudigkeit der Dauercamper darzustellen, war in diesem Rahmen nicht möglich. Es gab sehr wohl Fälle von herzlicher Aufnahme, Offenheit und großer Hilfsbereitschaft. Dennoch offenbarte sich in K. häufig, wie eng die Grenzen von Kontaktfreudigkeit und Toleranz vieler Dauercamper zuletzt doch gesteckt waren. Über das eigene soziale Umfeld und Herkommen reichten sie oftmals nicht hinaus. Wenn es um ausländische Nachbarn ging, wenn Zuzügler unkonventionell wirkten oder auch nur den ungefähren Anschein hatten, aus einem sozialen Randmilieu zu stammen, fielen oft misstrauische Bemerkungen hinter vorgehaltener Hand. Dies entspricht den Beobachtungen Fabers, der meinte, dass auf dem von ihm beforschten Campingplatz 70 Prozent der Dauercamper „am liebsten nichts“ mit anderen Gruppen zu tun haben.⁴⁷⁵ Man muss seine Aussagen zwar relativieren, negieren kann man sie nicht.

⁴⁷³ Nochmals Blontke 2007, S. 139.

⁴⁷⁴ Eigenes Interview mit Arndt U. am 15. Oktober 2008.

⁴⁷⁵ Vgl. Faber S. 88-91. Der Journalist Günter Wallraff schilderte den Fall, dass es ihm in der Verkleidung eines Afrikaners nicht gelang, auf einem Camping bei Minden einen Dauerplatz zu mieten. Vgl. Wallraff, Günter 2009: Aus der schönen neuen Welt: Expeditionen ins Landesinnere. Köln, S. 21-24. Wie dieser Versuch in K. ausgegangen wäre, ist Spekulation. Ich bin aber überzeugt, dass man den Bewerber viel genauer als einen Deutschen begutachtet und lange abgewogen hätte, ob die Aufnahme bei anderen Gästen nicht für allzu große Irritationen sorgt.

3.6 Erlebnisdichte

Zu hinterfragen wäre zudem das Erlebnis, das im „vorgeblich fordistisch entleerten Handeln des Touristen“,⁴⁷⁶ in dem Fall des Campers, gemeinhin angezweifelt wird. Hachtmann vermutet, dieses Handeln und Erleben könne allgemein „viel facettenreicher und in seinen jeweiligen historisch-habituellen Grenzen weit individueller“ sein, als es die „Verunglimpfung des ‚billigen Reisepöbels‘“ wahrhaben will.⁴⁷⁷

Der pensionierte Bundeswehrosoldat, mit dem ich mich unterhielt, sprach vom „Leben in der Bude“, das ein Campingplatz biete, eine Bekannte meinte mir gegenüber sie möchte bald wieder campen gehen, denn beim Campen erlebe man einfach mehr. Worin äußert sich dieses Leben? Wie gezeigt werden sollte, äußert es sich auch beim Spülen und Einkaufen. Ansonsten scheinen die Campinggäste aber viele Stunden des Tages nur untätig vor ihrer Behausung zu sitzen. Es ist nun zu prüfen, ob diesem Verhalten nicht ebenfalls eine Erlebnisqualität inne wohnen kann. Ich möchte diese Prüfung mit der Schilderung eines Erlebnisses beginnen, das mir außergewöhnlich erschien.

Ein Kollege hatte ein älteres Ehepaar an der ‚Rennbahn‘ platziert, genau gegenüber dem Waschhaus. Zwei oder drei Tage später fuhr ich auf dem Fahrrad vorbei und rief aus einer Laune heraus: „Na, alles in Ordnung?“ Die Antwort lautete: Nein – da sei nichts in Ordnung. Zu laut, zu eng, zu viel Verkehr. Ein regelrechter Hagel von Beschwerden ging auf mich hernieder. Irgendwann trat der Nachbar hinzu. Er hatte abseits gestanden und sichtlich auf eine Gelegenheit gelauert, sich in das Gespräch einbringen zu können. Nachdem er ein passendes Stichwort hatte, begann er die Mängelliste auf eine für mich ungemütliche Weise zu ergänzen. Der Mann hatte das Geschäftsgebaren komplett durchschaut. Mit allem, was er mir vorhielt, hatte er recht. Schließlich erwähnte er in diesem Zuge eine Begebenheit des vergangenen Jahres. Ich fragte ihn daraufhin verwundert, ob er denn schon mehrfach in K. gewesen sei? Der Mann bejahte dies. Er sei schon das dritte Jahr hier. Aufgrund der vorangegangenen Anklage erschien mir das erstaunlich. Im weiteren Verlauf schilderte der Mann weitere anekdotenhafte Ereignisse aus den turbulenten Vorsommern. Seine neuen Nachbarn lachten darüber immer lauter. Schließlich unterbrach die neue Nachbarin den Erzähler: „Aber, H., wie du dich da ges-

⁴⁷⁶ Hachtmann 2007, S. 162.

⁴⁷⁷ Ebd. Dass Hachtmann andererseits im Camping eine mindere Urlaubsqualität erblickte, erklärt sich für mich daraus, dass er sich mit dieser Urlaubsform nicht eingehender beschäftigt hat. Vgl. nochmals Hachtmann 2007, 164.

tern Mittag mit deinem Stühlchen an die Straße gelegt hast – da wäre ich fast umgefallen.“

Noch erstaunter wollte ich nun wissen, ob der Gast wirklich Posten bezogen hatte, um den vorbei fließenden Verkehr zu betrachten? Er bestätigte das grinsend. Er erklärte uns, wann in der Regel die Staus beginnen, und dass er, sobald es losgehe, es sich an der besten Stelle bequem mache, damit ihm nichts entgeht. Wie ergiebig diese Art der Unterhaltung sein kann, untermauerte er mit weiteren Geschichten aus der jüngsten Vergangenheit.

Zum ersten Mal hatte mir ein Gast gesagt, dass die turbulenten Zustände, über die er sich wie viele andere bei mir beschwerte, andererseits Teil seines Urlaubserlebens sind. „Hier passiert wenigstens was!“, äußerte er sich später.⁴⁷⁸

Ein paar Monate danach schilderte ich diesen Vorfall meiner Interviewpartnerin Ingrid M. Sie lachte: „Das pure Leben, das die da haben.“ Das war unüberhörbar ironisch gemeint, ebenso der Zusatz, „da kannst du vor deinem Zelt sitzen, dir die Ravioli auf den Bauch kleckern und den ganzen Tag zuschauen“. Doch die Ironie trat zurück, als sie eingehender nachdachte:

„Weißt, da brauchst du nämlich keinen Fernseher, da gibt es ja so viel zu gucken. (...) Weißt, da hockst du ja dann vor deinem Zelt und dann kommt ein Neuer. Oder du hörst das Klappern. Das werde ich meiner Lebtag nicht vergessen, was das für ein Ton ist, wenn einer sein Zelt auspackt, aus dem Sack, weißt du, wie die Stangen klappern. Und dann hat man schon mal gekuckt und ist so gesessen. Wie lange brauchen sie jetzt? [Sie kichert.] Und wenn sie dann ganz hilflos geworden sind (...) da ist mein Mann dann hingestanden und hat geholfen. Da waren ein paar Spanier, die haben einfach keinen Plan gehabt, wie man ein Zelt aufstellt und dann haben wir denen kurz ihr Zelt aufgestellt. Ja, ich finde das interessant und dann kommen Leute vorbei und im Laufe der Zeit weißt du auch, wer wo hingehört und ... Voyeurismus – oder wie nennt sich das? ‚Jetzt gehen die schon wieder in den Laden!‘ Und ‚Guck‘ mal, schon wieder haben sie sechs Bier. Ha, die saufen auch nicht schlecht‘; ‚Ha, der war doch erst vorher am Strand, jetzt kommt der schon wieder, denen hat es heute nicht gefallen!‘ [Kichert.] So läuft das. Das hast du in einem Hotel nicht. Da hockst du auf deinem blöden Balkon [unverständlich]. Also ich kann mir das durchaus vorstellen, dass das denen gefällt. Die kommen weiß der Geier woher, irgendwo leben die ganz wie wir, wo nix los ist (...) Hier [sie meint ihr eigenes Zuhause in einer Neubausiedlung] merkst du nicht ob es zehn Uhr ist oder mittags drei oder ... da ist einfach immer nix los.“

⁴⁷⁸ Beobachtung und Gespräch vom August 2004, anschließend aus dem Gedächtnis notiert.

Wie an einem geruhsamen Sonntagnachmittag, fragte ich: Doch Ingrid M. verneinte:

„Sonntag, da ist bei uns noch am meisten los! [Weil viele Spaziergänger am Haus vorbeigehen.] Das ist dann fast wie auf dem Campingplatz. Da kannst du dann auch sagen: ‚Ha!, die waren doch letzte Woche erst da, wissen die am Sonntag nicht wohin? Kommen die schon wieder?‘“

Im Verlauf des weiteren Gespräches kamen wir auf die Kontaktfreudigkeit zu sprechen, die Ingrid M. für ein entscheidendes Kriterium des Campinglebens hält. Dabei verknüpfte sie diesen Faden mit dem Schauen:

„Ich denke auch die Guckerei ... das hängt doch auch damit zusammen, dass du dir ein bisschen ausguckst, wer ... [sie zögert] ... wäre stimmig? Wer imponiert mir? Oder wer gefällt mir? Meine Kollegin sagt immer, das wäre naseweis, jetzt ich finde, das ist Interesse!“

Später erzählte sie von einem französischen Campingplatz, der nicht an einer „Rennbahn“ lag, sondern an einer echten Autobahn. Ich ging davon aus, es habe sich bei dem Aufenthalt um eine einzige Übernachtung gehandelt. Doch Tochter Ina M. korrigierte diesen Eindruck: „Ja nö, da waren wir schon länger.“ Ihre Mutter bestätigte: „Ha, da war’s toll.“ Die Tochter: „Oh ja.“ Ich fragte: „An der Autobahn war es toll?“ Ingrid M.:

„Ja, jaja. Du, wenn du von der T.-Straße kommst, da stören dich die paar Lastwagen mehr auch nicht mehr. (...) Ja, da leide ich auch drunter. Ich komme ja aus der T.-Straße [an der Hauptverkehrskreuzung in einer Kleinstadt]. Und da ist immer was los. Und jetzt hat man mich da ins Neubaugebiet raufgepflanzt, an den Arsch der Welt. Und das fehlt mir.“⁴⁷⁹

Ähnlich Volker P., der vom Schauen ebenfalls zum Thema Kontakt überleitete:

„Gucken, was geht so. Haja, klar, haja ... Wenn ich da vor dem Wagen sitze, ich lese keine Bücher, das ist für mich auch schon wieder zu langatmig. Ich lese irgendwelche Zeitschriften, Focus oder Kicker (...) und der andere Teil von meiner Beschäftigung ist dann zu gucken, was die Leute tun, was da geht. Und das ist hochinteressant. (...). Einfach bloß gucken, was da so abgeht. Und da kommst du mit dem einen oder anderen ins Gespräch. Ist ja logisch. Und das suche ich mir ja auch raus, mit wem ich Kontakt will. (...) Und den schwätze ich irgendwann an, weil ich will von dem irgendwas wissen, ob der vielleicht das oder das kennt oder was weiß ich was. (...) Ja, und da bläst dir der eine Stunde lang ‘s Ohr voll und dann merkst du vielleicht, ‚Ja, mit dem willst du doch nichts schwätzen‘ und dann [sagst du] irgendwie, ‚Ja also ich muss jetzt weiter‘ und

⁴⁷⁹ Eigenes Interview mit Ingrid und Ina M. am 23. September 2005.

dann bist du ihn wieder los. Aber das ist einfach eine Chance, gute Gespräche zu führen.“⁴⁸⁰

Oder, wie Volker K. sagte, ist es auch eine Chance, den gerade geknüpften Kontakt schnell wieder beenden zu können. Dass die Beobachter ihrerseits auf dem Präsentierteller sitzen und Blicken ausgeliefert sind, stört sie nicht. Ich fragte die K.-Camperin Monika R.. Sie antwortete: „Wer beobachtet mich da? Ist doch im Hotel genauso, mich beobachtet kein Mensch. Ich werde an einem Strand irgendwo in Gran Canaria oder weiß ich was, wesentlich mehr beobachtet als da auf dem Campingplatz.“ „Aber man hat keine Intimsphäre?“, zweifelte ich. Monika R. erklärte: „Natürlich habe ich eine Intimsphäre, die habe ich in meinem [Campingbus] (...) Und wenn ich nicht kontaktfreudig bin und das nicht will, dann bin ich da fehl am Platz (...). Ich fahr ja auch dahin, um andere Leute anzuschauen[!].“⁴⁸¹

Folgt man Monika R., dann braucht sich niemand zu beschuldigen, er oder sie tue etwas Unrechtes. Man beobachtet und akzeptiert, selber beobachtet zu werden. Andere beobachten genauso. Das ist der Praxishelferin Monika R. nicht entgangen. So stellte sich ihr im Jahr 2003 ein Zelt Nachbar als Lehrer vor. Obwohl Monika R. wie viele Camper der Überzeugung ist, auf dem Campingplatz seien Menschen aller Gesellschaftsschichten versammelt, erschien ihr der Lehrer, wie ich aus ihren weiteren Reden schließe, bereits aufgrund seines Berufes als ein eher untypischer Gast. Noch viel mehr faszinierte sie sein Verhalten: „Der U.! Bei dem hätt’ ich manchmal gerne gewusst, was er denkt unter seinem Strohhut. Wenn er da so saß, mit seiner Zeitung, da sind nur die Augen rumgegangen. Der hat alles aufgenommen, der hat alles aufgesaugt.“ Wie der Reiz des Schauens von anderen Menschen Besitz ergreift, erfuhr Monika R. nicht zuletzt, als sie im Frühjahr 2003 mit ihrem Bruder und ihrer Schwägerin nach K. kam:

„Meine Schwägerin konnte es gar nicht fassen, wie viele junge Leute da umeinander rennen. Die saß nur noch in ihrem Stuhl [!] und da haben wir so rüberschauen können, wo der Weg ist, zum Sanitätshaus, da hast’ so rüberschauen können und wenn dann ein Hübscher war – zack! – ist sie aufgestanden, vorgelaufen bis zum Kiosk und hat dann noch mal geschaut. Dann habe

⁴⁸⁰ Eigenes Interview mit Volker K. am 15. August 2007.

⁴⁸¹ Özkan zufolge spielt sich das Leben auf dem Campingplatz vorwiegend im öffentlichen Raum ab, weil sich Teile der Behausungen mit dem öffentlichen Raum verquicken und in ihn übergehen. Von daher sind der Platz vor dem Caravan und teilweise auch das Vorzelt halböffentlicher Raum. Sie werden den Blicken dargeboten und lassen sich als Darstellung des Offen-Seins interpretieren. Der Caravan und das Innenzelt stellen dagegen privaten Raum dar. Vgl. Özkan 1994, S. 27-42.

ich gesagt, sie soll jetzt aufhören, weil, sie hat immer nach langhaarigen Männern geschaut. Dann hat sie noch gesagt: ‚Schad‘, dass ich nicht jünger bin‘.⁴⁸²

Carmen N. wunderte sich darüber, dass ihre Gastgeberin „den ganzen Tag“ vor ihrem Zelt „sitzen konnte“. Eine Erklärung wäre, es gab genug zu beobachten. Wie aus den Erzählungen von Carmen N. zutage trat, lieferten die Zeltnachbarn Stoff für viele Gespräche, ihr Verhalten war gut für Klatsch, Rätselraten und Deutungen. So die „hochnäsige“ Niederländerin, die ihr Kind „im Dreck“ spielen ließ, die angeblich übergewichtige „Zirkusfamilie“ oder drei Engländer, von denen jeder scheinbar einen eigenen Sportwagen der Luxusklasse fuhr.⁴⁸³ Das zeigt, auch Carmen N. beobachtete in der Camping-Situation die umliegenden Nachbarn aufmerksam.

Aus K. gibt es zahlreiche Beispiele, wie sich Menschen, die zufällig an der Hauptstraße zu stehen kamen, bald mit ihrem zunächst ungeliebten Platz versöhnten, eben weil dort so viel Umtrieb herrschte. Darunter ein Angehöriger eines Arnsberger Campingclubs, der ursprünglich eine Parzelle reserviert hatte. „Ich hab erst gedacht Schiete! (...) Wir haben uns hinterher richtig gefreut, dass der andere Platz vergeben war. (...) Der Platz hier hat was! Der ist Klasse. Das ist wie Route 66.“⁴⁸⁴

Eine Familie, die mit ihrem Wohnmobil das erste Mal in K. ankam, verzichtete freiwillig auf eine Besichtigung freier Parzellen. Ich hatte mein Angebot, sie gleich hinter die Schranke zu platzieren, nur spaßeshalber vorgetragen. Doch der Fahrer schlug das Angebot aus. „Gell, den am Eingang, den willst du?“, wandte er sich an seine Frau. Nachdem sie nickte, neckte er sie: „Ja, das glaube ich. Da gefällt es dir. Das ist so ein richtig wunderfütziges Plätzle“. Die Frau grinste schelmisch.⁴⁸⁵ Es gab auch Fälle, da hätten sich die Camper dem Gewimmel aus Verkehr und Menschen durch geschickte Anordnung ihrer Wagen etwas entziehen können. Doch sie taten das Gegenteil, stellten sich so, dass der Verkehr direkt vor ihnen vorbei floss und sich ihr Blick auch noch auf den Eingang der Gartenterrasse des Campingrestaurants richtete.

Im Falle von Ingrid M. dient der Campingplatz scheinbar als Kompensation für entgangenes Erleben zuhause. Doch der Campingplatz übernimmt keinesfalls die Ersatzfunktion eines Therapiezentrums. Auch Menschen, die das ganze Jahr über ständig mit ande-

⁴⁸² Eigenes Interview mit Monika R. am 12. Februar 2005.

⁴⁸³ Interview mit Carmen N. am 21. Oktober 2008.

⁴⁸⁴ Gespräch im August 2007, als Notiz niedergelegt.

⁴⁸⁵ Kurzes Gespräch, Pfingstsonntag 2008.

ren zu tun haben und die stark im sozialen Leben engagiert sind, gehen campen – wobei ich vermute, dass sie sogar einen großen Teil der Camper ausmachen.

Berthold T., der sich bei seinem ersten Besuch vor einigen Jahren sofort für K. begeisterte, erzählte mir, er stehe mit seinem Caravan am liebsten an der Hecke, die hinter dem Radweg und dem Restaurantparkplatz liegt. Eines seiner größten Vergnügen, sagte der 50-Jährige, der in mehreren Vereinen aktiv ist, sei es, hinter der Hecke zu stehen und zu lauschen, was die wildfremden Menschen, die er nicht sehe, miteinander sprechen. „Da ist immer ein Gammel!“, freute sich T. Über die zumeist familiären kleinen Probleme, die er da erlausche, könne er sich „halb totlachen“.⁴⁸⁶

Direkt darauf angesprochen, dass es ihm offensichtlich Vergnügen bereitet, entspannt dazuhocken und das Geschehen zu verfolgen, bestätigte mir ein anderer Camper, den ich beiläufig darauf ansprach: „Nur darum geht’s!“ Es sei doch „überall dasselbe“. Wenn man in einem Hotel, auf einem Balkon oder auf einem öffentlichen Platz hocke, was tue man da, wenn man sich setze, so fragte er mich und gab sich die Antwort selbst: Man drehe den Stuhl in Richtung des Publikums, zum Verkehr und zu den anderen Gästen.

Volker P. oder Ingrid M. dient das Beobachten anderer Leute laut eigener Aussage zunächst als eine Vorsortierung für spätere Kontakte. Wie ich aus meinen eigenen Interviews schließe, geht es außerdem darum, sich und sein Weltbild aber auch seine Überlegenheit zu bestätigen. Etwa, wenn Zuschauer in K. sich über das fahrerischen Können anderer mokierten.

Milder sind die Überlegenheitsgefühle, die Ingrid M. schilderte: „Die Spanier hatten keinen Plan.“ Natürlich hilft man – wartet vielleicht sogar darauf, behilflich sein zu können. Was ja wieder dazu dient, Kontakte herzustellen. Aber zugleich offenbart man sich als versierter Profi oder Helfer und kann dieses Gefühl auskosten. Und vielleicht gerade dann, wenn das Malheur einem Camper unterläuft, der wegen seines teuren Fahrzeuges den Neid des Betrachters auf sich zieht.

Walter Kiefl bestärkt mit seinen hier zitierten Beobachtungsstudien zum Strandverhalten die Vermutung, wonach Zuschauen eben nicht Nichtstun sei, sondern Sinnproduktion. Nun gibt es vorläufig kein volkskundliches Rezeptionskonzept, mit dem man sich

⁴⁸⁶ Eigenes Interview mit Berthold T. am 31. September 2008.

dem Beobachtertum des Campingplatzes nähern könnte. Es existiert nicht einmal eine Definition von Rezeptionsästhetik im Allgemeinen.⁴⁸⁷ Aber möglich wäre ein Vergleich mit dem, was Studien über das Reality-TV ergaben.⁴⁸⁸ Zum einen ist das Fernsehen eine Tätigkeit, bei der die Rezipienten in vermeintlicher Untätigkeit verharren, der sie jedoch selber große Bedeutung beimessen. Zweitens zeichnen sich die beliebtesten Fernsehsendungen auffälligerweise dadurch aus, dass sie dem realen Leben nachempfunden sind.⁴⁸⁹ Drittens waren es die Camper selber, die immer wieder äußerten, das Campingeschehen zu verfolgen sei wie Fernsehen oder besser als Fernsehen. Der Soziologe Lothar Mikos kommt in einer Zusammenfassung über die grundlegenden Erkenntnisse der Zuschauerrezeption zu dem Ergebnis, dass das Zuschauen als soziale Tätigkeitsform ein Transformationsprozess ist, mit dem Individuen Wirklichkeit konstituieren und Kontrolle über ihre Umwelt erlangen oder zu erlangen suchen.⁴⁹⁰ Somit haben wir es mit Sinnproduktion zu tun, keinesfalls aber mit bloßem Nichtstun.

Vermutlich findet auch beim Beobachten von Urlaubsszenen das statt, was Donald Horton und Richard R. Wohl beim Fernsehen „parasoziale Interaktion“ nennen.⁴⁹¹ Gemeint ist das gedachte Handeln anstelle des Anderen, das „Handeln in Rolle“,⁴⁹² bei dem, wie Nicole Schwäbe ergänzt, das „wahrgenommene Handlungs- bzw. Wirklichkeitsangebot“ genutzt wird, um „eigene Handlungsentwürfe zu überdenken und zu konstruieren.“⁴⁹³ Somit liefern die Bilder Baumaterial für Tagträume und Luftschlösser und befriedigen in ihrer Ausgestaltung die als unbefriedigend erlebte Realität. Das Leben wird in gedanklichen Expeditionen so gelebt, wie es sein sollte, es lassen sich Möglichkeiten

⁴⁸⁷ Selbst die Erkenntnisse der an Jahren älteren Film- und Fernsehrezeption sind nicht so weit entwickelt. Vgl. Mikos, Lothar 2001: Fern-Sehen. Bausteine zu einer Rezeptionsästhetik des Fernsehens. Berlin, S. 15 u. 33.

⁴⁸⁸ Wobei ich bewusst von Annäherung spreche. Einzelne Fernsehproduktionen (Formate) richten sich an verschiedene Gruppen und Altersschichten, sie werden entsprechend konsumiert und – folgerichtig – in den einzelnen Studien speziell analysiert.

⁴⁸⁹ Die Sendungen, die sich dem wirklichen Leben am stärksten nähern, sind Untersuchungen zufolge die beliebtesten: Familienserien, Serien mit familienähnlichen Bezugsgruppen, Reality TV, Real Life Soaps. Sie beherrschen die Programmlandschaft. Vgl. Schwäbe, Nicole Helen 2003: Realfabrik Fernsehen: (Serien-)Produkt „Mensch“: Analyse von Real-Life-Soap-Formaten und deren Wirkungsweisen. Dissertation 2 Bde. Tübingen; hier Bd. 2, S. 252-254 sowie S. 429-433. Vgl. außerdem Brauck, Markus 2009: Die Reality-Falle: Fast alle Fernsehprogramm sind voller Doku-Soaps. In: „Der Spiegel“, 43 / 2009, S. 86-88.

⁴⁹⁰ Vgl.: Lothar Mikos 1994: Fernsehen im Erleben der Zuschauer. Vom lustvollen Umgang mit einem populären Medium. Berlin / München, S. 27f.

⁴⁹¹ Vgl. Horton, Donald / Wohl, Richard R. 1956: Mass communication and parasocial interaction: Observations on intimacy and distance. In: Psychiatry 1956 / 3, S. 215-229. Nachdruck des Originals in: Gumpert, Gary / Cathart, Robert 1956 (Hg.): Inter / Media. Interpersonal communication in a media world. New York, S. 185-206.

⁴⁹² Teichert, Will Teichert 1973: „Fernsehen“ als soziales Handeln II. Entwürfe und Modelle zur dialogischen Kommunikation zwischen Publikum und Massenmedien. In: Rundfunk und Fernsehen 21. Jg. 1973 / 4, S. 356-382; hier S. 369.

⁴⁹³ Schwäbe 2003, S. 305.

eines anderen Seins erproben⁴⁹⁴ und Zwänge des Alltags überwinden.⁴⁹⁵ Umgekehrt kann man sich aber auch Stile oder zumindest einzelne Tricks von den Charakteren abgucken.⁴⁹⁶

Auch im realen Leben wird eine Identifikation mit einzelnen Personen und ihren Erlebniswelten stattfinden, zumal, wenn man länger immer wieder das Handeln derselben Personen verfolgt. Fernsehzuschauer wissen aufgrund ihres Weltwissens einerseits und ihres Genrewissens andererseits, was sie erwarten können.⁴⁹⁷ Das dürfte in der Realität genauso zutreffen. Man glaubt im Allgemeinen zu wissen, was man von einem bestimmten Typ Mensch oder von bestimmten sozialen Konstellationen zu halten hat. So kann der Zuschauer die Handlung, die er verfolgt, zu Ende denken, Leerstellen füllen oder versuchen, die Hintergründe zu erraten.⁴⁹⁸ Allerdings ist die Realität möglicherweise viel spannender, weil das Geschehen vielleicht doch eine vollkommen unerwartete Wendung nimmt. Oder auch gar keine. In der Echtzeit ist die „Unvorhersehbarkeit des Geschehens“, das den elementaren Echtheitseffekt im Reality TV erzielt, vollkommen.⁴⁹⁹

Dass es davon abgesehen beim Beobachten und Interpretieren erhebliche Fehlleistungen gibt und die Beobachter das lebensweltliche Wissen eben doch nicht immer besitzen, schließe ich aus eigener lebensweltlicher Erfahrung. Unwissenheit, Vorurteile, bewusster Unwillen oder Ignoranz können zugrunde liegen. Doch das ist für den Schauenden nicht von Bedeutung. Es macht das Zuschauen möglicherweise umso lustvoller, wenn sich der Betrachter über das, was er sieht, ärgert⁵⁰⁰ – wenn der Caravanfahrer nicht in der Lage ist, das scheinbar einfache Wendemanöver auszuführen. Ebenso kann es zur

⁴⁹⁴ Mikos 2001, S. 95f.

⁴⁹⁵ Vgl. Mikos 1994, S. 33.

⁴⁹⁶ Mikos zufolge nutzen die Anwender beim Fernsehen das Material der Erzählungen, um es in die Praxis ihrer alltäglichen Handlungen einzubauen und als Bricoleure individuelle Lebensstile oder subkulturelle Stile zu basteln. So helfen die Bilder und Texte, die eigene Identität auszudrücken und die eigene Subjektivität zu entfalten. Vgl. Mikos 1994, S. 23-25 sowie Ders. 2001, S. 56f.

⁴⁹⁶ Vgl. Mikos 2001, S. 101-104 sowie 201-207.

⁴⁹⁷ Vgl. ebd., S. 101-104 sowie 201-207.

⁴⁹⁸ Vgl. ebd., S. 104.

⁴⁹⁹ Schwäbe 2003, S. 493.

⁵⁰⁰ Bei den Big-Brother-Untersuchungen trat zutage, dass es viele Zuschauer freute, wenn sie sich über die Protagonisten aufregen konnten. Schwäbe 2003, S. 358. Zwei Autoren außerhalb des wissenschaftlichen Bereiches kamen zu der Ansicht, es gebe für die jüngere Generation „kein größeres Vergnügen und keinen tiefer empfundenen Triumph, als sich über die Blödheit anderer Leute zu amüsieren“. Bonner, Stefan / Weiss, Anne 2008: Generation Doof. Wie blöd sind wir eigentlich? Bergisch Gladbach, S. 165. Die Freude über Fahrfehler auf der „Rennbahn“ oder über das Versagen beim Zeltaufbau besagen jedoch, dass diese Art, Vergnügen zu empfinden keineswegs altersspezifisch ist.

„Wahrnehmung des Selbst am anderen“ kommen.⁵⁰¹ Vielleicht erkennt Berthold T. in dem von ihm so bezeichneten ‚Gammel‘ hinter der Hecke auch ein wenig sich und seine eigene Familie wieder? In dem Fall wäre es nicht Schadenfreude, die ihn erheitert, sondern Selbsterkenntnis. Vielleicht nutzt er das Erlebte sogar zur Identitätsarbeit?⁵⁰²

Die Annahme, Gucker würden gerade nicht in erster Linie und ausschließlich auf spektakuläre Ereignisse hoffen, bestätigte sich ebenfalls in mehreren Fernsehstudien. Wie exemplarisch festgestellt wurde, verfolgen die Zuschauer die Sendung Big Brother nicht, weil sie auf Sensationen warten. Vielmehr liegt der besondere Reiz der Sendung angeblich gerade darin, „die alltäglichen, unvorhersehbaren Routinen und Probleme ‚echter Menschen‘ beobachten zu können.“⁵⁰³ Hinzu kam die Neugier, wie die Spieler verschiedene Situationen meistern würden. Das führte zu Spekulationen und sorgte für Gesprächsstoff und Wertediskussionen.⁵⁰⁴

Das alles kann auf den Urlaub übertragen werden. Kiefl ist in Bezug auf Strände überzeugt, dass selbst beim Nicht-Vorhandensein einer knalligen Strandkultur noch das alleinige Aussehen und Verhalten anderer Strandbesucher genügt, um Stoff für Gespräche zu liefern.⁵⁰⁵ Wenn das stimmt, dürfte Camping erst recht ein Programm bester Qualität bieten.

Während sich die Regisseure und Drehbuchschreiber des Fernsehens anstrengen müssen, ihren Texten einen lebensweltlichen Bezug zu geben, ist der Text auf dem Campingplatz das Leben selbst. Sicher wird auch an anderen Urlaubsorten die Umgebung gemustert. Der objektive Vorteil des Campingplatzes könnte aber der sein, dass sich dort das Leben nackter abspielt, dass, wie es in der Hofmann-Studie hieß, „alles raus“ kommt.⁵⁰⁶ Bedingt durch die Enge, die erzwungene Gemeinsamkeit und die kaum auszublenkende Öffentlichkeit liefert der Campingplatz ständig Tagesneuigkeiten. Von der eben angekommenen Familie über den Spiegel, den sich der Wohnmobilfahrer abgerissen hat bis zum Nachtwächter, der lauter schrie als die Delinquenten, die er ruhigstellen wollte.

⁵⁰¹ Schwäbe 2003, S. 342.

⁵⁰² Vgl. ebd., S. 305.

⁵⁰³ Ebd., S. 369.

⁵⁰⁴ Vgl. ebd., S. 356 u. 494.

⁵⁰⁵ Vgl. Kiefl 2000, S. 14.

⁵⁰⁶ Nochmals Kruse 1994, 64.

Arndt U. erklärte mir den Unterschied zwischen der Erlebnisfülle im Hotel und derjenigen auf dem Campingplatz folgendermaßen – womit er die lustkitzelnde Faszination des Banalen bestätigt:

„Das hast du in der Hotelanlage auch, da hast du auch bis zu 8.000 Leute, wo jeden Tag am Pool an dir vorbeilaufen und andere Dinge machen. Aber es ist eher, also in Anführungszeichen, ein normales Leben in diesem Campingbereich, als dieses Sehen und Gesehen werden, wie es jetzt in einer Hotelanlage stattfindet. (...) Da ist dann eher (...) na, die Autos immer wieder putzen, jeden Tag mal. Das sind doch auch so Dinge, die immer wieder gern passieren: Blätter wegtun, Blütenpollen, wenn dein Auto mal eine Zeitlang steht. Das ist das, was ich mir so anguck'. (...) Und du dann mal bloß mit dem [Nachbarn] über den Platz schlenderst, dich mit dem auf die Plaza setzt, um einen Cappuccino zu trinken und mal zu gucken, wer quatscht da jetzt mit wem? Welche Neuen kommen da grad an und fahren mit ihrem Wohnwagen blöd direkt in die engen Gassen rein und du dir überlegst, kommen sie da überhaupt wieder raus? Das ist da halt einfach aus der Situationskomik raus, manchmal, wo doch auch immer ganz groß ist.“⁵⁰⁷

Banaler und alltäglicher geht es kaum. Aber nicht trotzdem unterhaltsam, sondern gerade deswegen. Deshalb widerspricht Kiefl dem, was Motivstudien und Umfragen behaupten. Nämlich, dass die meisten Menschen

„am liebsten allein zu zweit an einem einsamen Strand sein würde[n]. Eignen sich doch Mitstrandbewohner sowohl als mehr oder weniger interessante Beobachtungsobjekte und als Initiatoren stiller Erlebnisse, wie auch als Publikum für Selbstdarstellungsbemühungen.“⁵⁰⁸

Dasselbe gilt im Falle des Campingplatzes. Ich war zu Anfang überzeugt, der typische Camper wolle nicht alleine für sich in der Wildnis stehen, schon aus dem Grund, weil ich kaum jemanden getroffen habe, der mir davon berichtet hätte. Am Anfang machte ich dafür Bequemlichkeit und mangelnde Flexibilität verantwortlich. Inzwischen stelle ich fest: den Campern geht es um das soziale Erlebnis. Um Kontakte und mehr. Der Rentner sprach vom „Campingleben“, das er in der Nachsaison vermisse, der Soldat forderte, es müsse „ein bisschen Leben in der Bude sein“. In diesem Sinne würde Ferdinand Stoll einen Campingplatz bevorzugen, auf dem, wie er sagte, etwas los ist. Und so gelangte ich meinerseits zu dem lapidaren Schluss: „Der Campingplatz funktioniert nur,

⁵⁰⁷ Eigenes Interview mit Arndt U. am 15. Oktober 2008.

⁵⁰⁸ Kiefl 2000, S. 37.

wenn er voll ist.“ Mithin wäre das der Ansatz zu einer Erklärung, warum sich die Gäste dem Trubel, der Menge aussetzen.

Auch das Personal war in seinen Nachbetrachtungen unzufrieden, wenn sich in verregneten Sommern wenig ereignet hatte. Es habe keine guten Geschichten gegeben, hieß es. Die mehr oder weniger spektakulären Dinge ereigneten sich, wenn das Aufkommen groß war. Je höher die Dichte auf dem Platz, desto größer war die Chance, eines sozialen Funkenschlags, den die Reibung im Gedränge verursachen würde. Die Hochsaison, so sehe ich es, komprimiert das soziale Leben, mit jedem Zugang schrumpft der soziale Abstand. Wenn der Campingplatz voll belegt ist, ist es eher möglich, dass sich in der Menge ein Mensch befindet, dem es in den Sinn kommt, nachts mit seinem Boot und seiner Bongotrommel zum Trommeln auf den See hinauszurudern und so den schlafenden Platz in Aufruhr zu versetzen. Auch kann es eher vorkommen, dass zwei Straßenmusiker ein Gratiskonzert geben, eine Jugendliche auf der Jugendwiese volltrunken eine Striptease aufführt oder sich zwei Jugendgruppen bzw. zwei Eheleute, ebenso volltrunken, verprügeln. Es sind dies zwar seltene Ausnahmen, aber spektakulär. Und sie prägen den Eindruck, im Typengewimmel eines Campingplatzes sei pausenlos etwas geboten. Mögen die äußerlichen Aktivitäten von Badeurlaubern und Campern in K. auch gleichförmig und stark reduziert anmuten, so wird man kaum sagen können, dass den Betroffenen langweilig ist. Jedenfalls verneinten Kiefls Interviewpartner diese Frage.⁵⁰⁹ Ich selbst kam nicht auf den Gedanken, sie zu stellen. Auch wenn die Aktivitäten reduziert waren, hatte ich nie den Eindruck, den Menschen sei langweilig. Die Langeweile begann auf dem Campingplatz dann, wenn es regnete und das öffentliche Leben erstarb. Dann begannen Gäste zu klagen und abzureisen. Der Campingplatz ist wie der Strandurlaub nur als erlebnisarm zu bewerten, wenn man Erlebnis mit eigenem Handeln oder aktiver Involviertheit gleichsetzt. Versteht man hingegen unter Erlebnis einen kognitiven Eindruck, der die Sinne anspricht, nicht überreizt und dennoch Emotionen auslöst, dann steht es anders. Mikos attestiert – mit Bezug auf Bourdieu – der Rezeption von Film- und Fernsichttexten „Erlebnisqualität“.⁵¹⁰ Rainer Schönhammer vertritt in einer

⁵⁰⁹ Vgl. Kiefl 2000, S. 32f.

⁵¹⁰ Mikos 2001, S. 33.

Tourismusstudie die Ansicht, „Träume [können] lebendiger sein als Handlungen“⁵¹¹, Heinz-Günter Vester meint, „stille Kontemplation“ stehe im Rang eines Erlebnisses.⁵¹² Kiefl wiederum schränkt zwar ein, die Bewertung dessen, was als Erlebnis gelten dürfe, bleibe letztlich subjektiv⁵¹³ – doch meint er dies im positiven Sinne: Wenn der Zuschauer sein Dasein auf dem Beobachterstuhl als Erlebnis und erfüllend empfindet, dann ist daran nicht zu rütteln.⁵¹⁴

Man muss sich abschließend nochmals vor Augen halten, dass sich für dieses Verhalten üblicherweise wenig Gelegenheit bietet und es in Teilen verpönt ist. In der offenen und nach außen hin abgeschotteten Campingwelt ist es erlaubt: Träge sein, dasitzen, unnütze Dinge tun wie Kreuzworträtsel lösen und anderen zuschauen, in sanfter Form Schau- und Zeigelust befriedigen. Kiefl spricht deshalb in Bezug auf seinen Gegenstand von einer „Ventilsitte“. Das ist wiederum auf den Campingplatz übertragbar.⁵¹⁵

Zwischenbilanz: Camper hatten in den 1970er-Jahren ein eher negatives Image. Der „Stammkunde(.) aller Campingplätze“, schrieb der sonst weltoffene Camper Horst Krüger, sei der „Kleinbürger“.⁵¹⁶ Das dürfte sich über lange Zeit gehalten haben. 1993 bezeichnete Werner Georg Camper als eine Touristengruppe, die den „Kampf um die [soziale] Legitimität bereits verloren hat“ und die von den „Trendsettern des Tourismus als Bodensatz der symbolischen Schichtungshierarchie angesehen wird“.⁵¹⁷ Arndt U. bekam das noch in jüngerer Zeit zu spüren, als er bei einem Vorstellungsgespräch unvorsichtigerweise erzählte, er toure in seinem Urlaub am liebsten mit dem Wohnmobil

⁵¹¹ Schönhammer, Rainer 1993: Interrail. Zur Phänomenologie des Jugendtourismus. In: Kagemann, H. Jürgen (Hg.) 1993: Tourismuswissenschaft. Soziologische, sozialpsychologische und sozialanthropologische Untersuchungen. München, S. 135; hier zitiert nach Kiefl 2000, S. 44.

⁵¹² Vester, Heinz-Günter 1999: Von der Arbeitsgesellschaft zur unbedingten Freizeit- und Erlebnisgesellschaft? In: Messe München (Hg.): Traumurlaub als Event? Event als Traumurlaub. Dokumentation. München, S. 15; hier zit. nach Kiefl 2000, S. 44.

⁵¹³ Vgl. Kiefl 2000, S. 44.

⁵¹⁴ Der europaweit größte Betreiber von Altenheimen, Geschäftsführer Kaspar Pfister von der BeneVit, erklärte mir, seine Branche sei schon vor Jahren davon abgegangen, Altenheime im Grünen zu errichten. Sie würden mitten in den Städten erstellt, wo die alten Menschen von ihren Zimmern aus etwas zu schauen hätten.

⁵¹⁵ Kiefl 2000, S. 13.

⁵¹⁶ Krüger 1980, S. 214.

⁵¹⁷ Georg 1993, S. 130. Erinnert sei an Bruckner und Finkielkraut, die konstatierten, Camper würden als die beispielhaften Antihelden der Zeit angesehen und dargestellt (vgl. nochmals Dies. 1981, S. 39). Ich nehme an, dass es sich bei dieser Wahrnehmung, welche die Autoren feststellten, um eine intellektuelle Reaktion auf den endgültigen Durchbruch des Massentourismus und den Verlust der Exklusivität und des Untersichseins handelte. Dass Camper schon nach dem Krieg ein negatives Image hatten, lässt sich daraus nicht schließen. Vielleicht galten sie sogar als die Mutigen und Entschlossenen. Für die Popularität spricht der anfangs der 60er-Jahre veröffentlichte Schlager „(Caravan, Caravan), unsere Reise fängt jetzt an“, gesungen von dem damaligen Jugendidol Peter Kraus. Vgl.: <http://covergalerie.org/DATEN/P/PETER%20KRAUS/Peter%20Kraus.htm>.

durch die Toskana, „sich die netten Ecken anschauen und ein Gläschen Rotwein trinken“. Prompt erhielt er eine Absage. Die vertrauliche Begründung lautete, das Wort „Wohnmobil“ sei beim Aufsichtsratsvorsitzenden nicht gut angekommen.⁵¹⁸

Trotzdem ist der Camper eine insgesamt starke Figur. Einerseits hat die Urlaubsform für Ideologen und Nicht-Ideologen faktischen Gebrauchswert, der sich individuell gestalten lässt und der in der Tat das Abenteuer um die Ecke erschließt; andererseits beinhaltet er eine großes, facettenreiches Sinnangebot, das seinerseits in Abstufungen nutzbar gemacht werden kann. Es ist möglich, diesen Sinn herunterzuladen, sich im Glanz dieses Sinns zu sonnen, zumindest zu wähen. So kann sich selbst der immobile Dauercamper als Wandervogel empfinden; ebenso der Feriencamper, selbst wenn er jedes Jahr auf denselben Stellplatz reist. Und erst recht diejenigen, die eine stärkere Reisetätigkeit entwickeln und eine größere Naturnähe pflegen.

Ob neue Umfragen auch zu neuen Ergebnissen führten, wäre zu überprüfen. Vielleicht wird die Freizeitform Camping inzwischen weniger und nicht mehr pauschal mit der Unterschicht oder mit Verhocktheit identifiziert, wie noch vor wenigen Jahren. Denkbar wäre, dass die Modernitäts-Botschaft stärker durchdringt, weil Camping in luxuriösen Wohnmobilen oder Mietcaravans auf teuren Plätzen inzwischen als doch recht exklusiv angesehen wird. Und wenn das Camping diesbezüglich im Wandel begriffen ist, dann hätte der Betreiber von K. die Zeichen der Zeit richtig gedeutet.

In diesem Zusammenhang ist außerdem zu bemerken: Ich teile Kiefls Erfahrung, dass viele Menschen Probleme damit haben, sich zum Pauschalismus zu bekennen. In meinem Bekanntenkreis begegnet es mir immer wieder, dass man Entschuldigungen vorbringt, wenn man etwa eine Kreuzfahrt unternimmt oder einen Hotelurlaub in Mallorca gebucht hat. Man habe sich das nach all der Hektik das ganze Jahr über verdient, heißt es dann erklärend im Falle der Kreuzfahrt. Ich bin weiterhin der Ansicht, dass Camping nicht, noch nicht oder noch nicht wieder zu den Urlaubsformen gehört, die Bewunderung oder Anerkennung hervorrufen. Gleichwohl hatte kein Camper, mit dem ich sprach, Schwierigkeiten, sich zu dieser Urlaubsformen zu bekennen. Das kann daran liegen, dass sich die Camper mir gegenüber – als einem quasi Vertrauten aus dem Cam-

⁵¹⁸ Eigenes Interview mit Arndt U. am 15. Oktober 2008.

pingumfeld – sicher fühlten. Es wird aber vor allem daran liegen, dass Camping für Camper selbst prestigeträchtig ist.

VII. Das Leben auf dem Platz: Aktivitäten und Passivitäten

Es wurden Argumente geschildert und versucht, Sichtweisen plausibel zu machen. Damit hat sich die Studie von ihrer eigentlichen Absicht entfernt, beobachten zu wollen. Dass sich mittels der Beobachtung eine weitere Dimension erschließt, war nicht unbedingt vorhersehbar. Wie beschrieben herrscht auf dem Campingplatz zwar Umtrieb, doch passiert im Grunde nicht viel. Eben das fällt dann auf. Es gibt kein Manual von Gebräuchen, dem sich alle Camper absolut verpflichtet fühlen oder unterworfen sind wie einer militärischen Dienstordnung, doch einzelne Handlungsmuster, Sprach- und Verhaltensweisen ähneln sich und laufen immer wieder gleich ab. Das beginnt womöglich schon beim Verstauen der Reiseutensilien.

1. Anreise

Bei den Campern, mit denen ich mich unterhielt, war es ihren Erzählungen nach oft so, dass die Mutter oder Partnerin die Koffer packt, während sich vorwiegend der Vater oder Partner um die technischen Belange kümmert. Dazu gehört, wie immer wieder erzählt wurde, festzustellen, ob das Zeltgestänge und die Heringe vollständig sind. Weil sie sichergehen wollen, dass alles da ist, bauen viele Camper in den Tagen vor der Abreise ihre Behausung komplett im eigenen Garten auf.

2. Inbesitznahme

Soweit ich es verfolgen konnte, beginnt der Urlaub auf dem Platz formell mit der Anmeldung, dann wird die Parzelle in Besitz genommen. Dabei wird kurz beratschlagt, wie die Unterkunft am besten ausgerichtet werden soll: Von wo kommt denn hier morgens die Sonne?, lautet die übliche Frage. Dann kuppelt man ab und packt aus. Wenn Wohnwagen rangieren müssen, eilt oft ein Nachbar herbei, um zu helfen. Wenn Schwierigkeiten auftreten, legen weitere mit Hand an. Zahlreiche Camper feiern den Einzug in ihr frisch errichtetes Heim, den Gummihammer noch in der Faust, mit einem Bier. War der Nachbar beim Aufbau über das übliche Maß hinaus behilflich, wird er eingeladen. Die Frauen und/oder die Kinder inspizieren während dieser Vorgänge, und wenn ihre Aufgaben erledigt sind, idealtypisch schon einmal die Örtlichkeiten: Waschhaus, Spielplatz, Einkaufsgelegenheiten.

3. Mahlzeiten

Die Mahlzeiten erscheinen mir aufgrund all meiner Beobachtungen als die Höhepunkte eines Campingtages. Sie werden vorzugsweise im Freien eingenommen. Alle Mitglieder einer Gruppe essen zusammen. Die Gemeinsamkeit wird nach außen hin zur Schau gestellt. Camper verstecken sich nicht, wenn sie ihre Mahlzeiten genießen oder es sich anderweitig gut gehen lassen. Sie bleiben in der Öffentlichkeit, selbst wenn sie am Hauptweg gegenüber dem Waschhaus stehen. Grillen erscheint als eine der wichtigsten Betätigungen auf dem Platz. Bei mehreren Dauercampnern drehten sich mitunter ganze Hammel und Spanferkel auf dem Spieß. Der Stellenwert bemisst sich aber offenbar nicht nach der Größe des Grillgutes, sondern es geht um die Sache an sich. „Darf man hier grillen?“, hieß eine der ersten Fragen, die viele Gäste eingangs geklärt haben wollten. Als ob das Klischee Regie führen würde, war das Grillen – vom Feuerentfachen angefangen – vorwiegend Männersache, während es den Frauen überlassen blieb, die Beilagen zuzubereiten. Ich habe kaum gesehen, wie Platznachbarn miteinander frühstückten, oder bewusst erlebt, wie sie gemeinsam Mittagessen kochten, dagegen kam es häufig vor, dass man sehen konnte, wie Urlaubsbekanntschaften bei einem gemeinsamen Grillabend vertieft wurden. Auch hier folgte die Wirklichkeit landläufigen Vorstellungen: Die Frauen unterhielten sich beim Anrühren ihrer Salatsaucen und beim Tischdecken, während die Männer bei einem Bier über ihre Grillwerkzeuge und Techniken fachsimpelten, etwa, dass sich die Glut leichter ausbreitet, wenn man sie mit einem Föhn anbläst. Nach dem Essen blieben viele Camper sitzen, nur allmählich wurde das Geschirr eingesammelt. Dass der Vater das Spülen übernimmt, war in zahlreichen Familien abgemachte Sache.⁵¹⁹ Irgendwann später geht es an den Strand, man fährt mit dem Fahrrad, bastelt an der Einrichtung, steuert mit dem Auto ein Ausflugsziel an – oder man bleibt einfach hocken.

⁵¹⁹ Dabei verhält es sich in K. ebenso, wie es Özkan im Falle des Hubertushofes schildert. Es gibt Camper, die ihr Geschirr im Wohnwagen spülen. Özkan Fallbeispiel ist zu entnehmen, dass die Frau das Geschirr abtrocknet und wegräumt, aber auch hier spült der Mann. Vgl. Özkan 1994, S. 37f.

4. Gemütliche Runde und Kontemplation

An schönen Sommertagen spielen sich dann die bereits erwähnten Szenen ab: Gemütliche Runde. An vielen Ecken des Platzes sitzen gegen 16 Uhr Gruppen von Dauercampers auf der Veranda eines Nachbarn. Erst serviert die Hausherrin Kaffee und Kuchen, dann stellen der Hausherr oder ein anderer Sekt für die Frauen sowie Bier und Schnaps für die Männer auf den Tisch. Man lehnt sich zurück, schwatzt. Dasselbe kann man bei Feriengästen beobachten, wenn zwei oder mehr Familien gemeinsam reisen oder wenn sich Nachbarn angefreundet haben.

Was ereignet sich in den Pausen, zwischen den Mahlzeiten, in denen man nicht im Kreise hockt, isst und trinkt? Man sitzt in gerader Linie in Richtung des Weges, liest Bücher, blättert in Zeitschriften, sonnt sich, lässt das Campleben an sich vorbeiziehen. Erinnerunglich ist mir eine Szene, wie eine Familie im Frühsommer 2008 auf dem Platz ankam und umgehend die Stühle vor ihr Wohnmobil in Richtung Straße stellte. Mutter, Vater und Tochter räkelten sich kurz. Doch gaben sie ihr offenkundiges Vorhaben, sich zu sonnen und dem Campleben zuzuschauen, bald wieder auf. Es war an dem Tage zu kalt und es herrschte wenig Betrieb. Weil ich nicht gefragt habe, kann ich mir nicht sicher sein, doch wirkte die Szene so, als ob dieses Vorhaben der eigentliche Zweck sei, um dessentwillen die Familie hergekommen war.

5. Im Waschhaus

Der Stuhlgang auf einem Großcampingplatz hat etwas kollektives. Zur morgendlichen Stoßzeit begegnet man sich beim Betreten oder Verlassen der Kabine und weiß, wer da, nur durch dünne Bretterwände getrennt, nebenan sitzt. Genauso werden Körperpflege, Waschen, Zähneputzen und Rasieren in den Sanitärgebäuden zur öffentlichen Angelegenheit.

6. Grüßen

Unter Campers ist man per Du – das erfuhr ich frühzeitig. Kruse zufolge ist das Du „Symbol der Offenheit und Freundlichkeit, als Ausdruck des Gemeinschaftsgefüges“.⁵²⁰ Die Gäste setzen voraus, auf einem Campingplatz mit du oder ihr angesprochen zu wer-

⁵²⁰ Kruse 1994, S. 60; vgl. außerdem ebd., S. 67. Grüßen bezeichnet Geselligkeit und Zugehörigkeit.

den oder sie akzeptieren es als in diesen Kreisen üblich. Befremden rief ein Gast hervor, der sich über einen Angestellten im Laden beschwert hatte, weil der ihn mit „Hallo“ begrüßte. Ich habe die Szene nicht selbst miterlebt, doch es ist bezeichnend, dass sie mir von mehreren Seiten erzählt wurde – dass sie Thema auf dem Platz war. Der Kunde habe verlangt, einen leitenden Angestellten zu sprechen. Als ihm daraufhin Meta B. gegenübertrat, die für den Laden verantwortlich war, habe er ihr eröffnet, er wünsche künftig mit „Guten Morgen“ angesprochen zu werden. Ihren Schilderungen mir gegenüber habe sie dann versucht, dem Mann zu vermitteln, dass ein legerer Umgang hier üblich sei. Der Kunde beharrte jedoch auf seinem Standpunkt. Der Vorfall wurde in Angestelltenkreisen und bis in die Chefetage hinauf diskutiert. Alle, darunter die Gäste, die ihn mitverfolgt hatten, waren sich einig, das Bestehen auf der Alltagsnorm entspreche nicht der Freizeitnorm, laufe ihr vollkommen zuwider, ja stelle einen Normverstoß dar. Der Mann habe sich als Camper daneben benommen.

7. Spiele

Zum aktiven Teil des Urlaubs in K. gehört es, an den Strand zu gehen, zu schwimmen und dazuliegen. Bootsbesitzer haben die Möglichkeit zu einem Bootstörn. Ansonsten unternimmt man Ausflüge in die nähere Umgebung, ist mit dem Rad unterwegs oder erneuert im nächsten Supermarkt die Vorräte. Was man regelmäßig auf allen Campingplätzen gegen Nachmittag und am frühen Abend beobachten kann, sind Duos, die Federball spielen, Indiaka oder Ähnliches. Für viele scheinen diese Spiele ein fester Bestandteil ihrer Ausrüstung zu sein, vergleichbar den Grillwerkzeugen und der Freizeitkleidung. Häufig sieht man Camper Karten- oder Würfelspiele spielen, insbesondere wenn es regnet, aber auch bei gutem Wetter. Spiele gehören zur Grundausrüstung des Campens wie Hammer und Wäscheleine. Das bedeutet nicht, dass Handy und Game-Boy verbannt wären, der Gebrauch unter den Jugendlichen scheint ähnlich hoch zu sein wie außerhalb des Platzes. Wie sehr außerdem das Fernsehen inzwischen zum Camplingen gehört, vermag ich nicht abschließend zu beurteilen. In den Caravans der Dauercamper zählen die Geräte schon seit Jahrzehnten zur Grundausrüstung. Inzwischen bringen immer mehr Feriengäste ihre Satellitenanlagen mit, immer öfter wurde in K. nach einem Platz gefragt, wo sie Empfang bekommen können. Im Gespräch erklär-

ten die meisten Camper allerdings, sie würden im Urlaub kaum fernsehen, und wenn doch, dann in erster Linie Sport und Nachrichten. Der Fernsehapparat sei eine Art Rückversicherung, wenn man an schlechten Tagen nichts anderes unternehmen könne. Zwei Camper, die ich fragte, meinten, es seien hauptsächlich die Kinder, die ab und zu hineinschauen würden. Ob das stimmt oder nur behauptet wird, weil es nicht dem Camper- und Naturimage entspricht, wäre zu prüfen.

8. Einkehr

Wie mir Josef E., der Betreiber des Campingrestaurants berichtete, ging der Getränkekonsum in seiner mehrere hundert Personen fassenden Gaststätte im Vergleich zu den 80er- und 90er-Jahren „um die Hälfte zurück“. Das ist eine erhebliche Veränderung, sie hängt aber kaum mit der Neustrukturierung des Campingplatzes zusammen. Der Trend setzte, laut Josef E., schon zuvor ein. Das deckt sich mit meiner Wahrnehmung. Man sah bereits im Sommer 2003 keine Gruppen von Jugendlichen mehr, die nachts an den Tischen spektakelten, die ihre Getränke kreisen ließen und die – das kam vor – die eigenen Schnapsflaschen unter dem Tisch versteckt hielten. Betrat man das Restaurant in den 80er- oder frühen 90er-Jahren in der Hochsaison zu vorgerückter Stunde, waren alle Tische, die Theke und die Plätze vor den Spielautomaten komplett belegt, Schnapsrunden wanderten hin und her. Bis zu sechs Bedienungen, Küchen- und Thekenpersonal nicht mitgerechnet, hatten zu tun. Es wehte Bierzeltluft, es herrschte Volksfeststimmung. Der Betrieb dauerte regelmäßig bis nach Mitternacht. Heute erinnert nur wenig an diese Impressionen kerniger Gemütlichkeit. Gestiegene Preise liefern meinem Dafürhalten nach jedoch höchstens eine Teilbegründung für den Rückgang. Speisen und Getränke waren in der Region von K. immer teuer und wurden trotzdem konsumiert. Aufgrund meiner Eindrücke behaupte ich, früher war das Campingrestaurant Teil des Campingurlaubs, es gehörte dazu, einzukehren, man musste „dabei“ gewesen sein. Selbst wenn man nicht genügend Geld besaß und gezwungen war, sich zu zügeln oder sich etwas einfallen zu lassen, so wie die Jugendlichen mit ihrem eingeschmuggelten Schnaps. Heute ist das Campingrestaurant kein Kristallisationspunkt des sozialen Lebens mehr – ebenso wenig wie es augenscheinlich die meisten Dorfwirtshäuser und Eckkneipen noch sind, von denen immer mehr verschwinden. Insofern bildet der Ur-

laubsbetrieb K. das gesellschaftliche Leben von außerhalb ab. Das besagt indessen nichts darüber, ob inzwischen weniger getrunken wird. Das Beisammensein hatte sich meiner Ansicht nach ins Private verlagert, in die eigenen Wohnwagen und im Falle der Jugendlichen auf die Wiese.

9. Blick auf die Jugendwiese

Auch auf den Jugendwiesen, als einer Welt innerhalb der Campingwelt, gab es Muster und Gewohnheiten. Welches Quantum sich die jungen Zecher bei solchen Gelegenheiten einverleibt hatten, war an den verstreut herumliegenden Flaschen abzuschätzen, exakter ließ es sich anhand der Pyramiden bestimmen, welche die Teilnehmer schon tagsüber sorgsam aus den leeren Flaschen und Dosen aufschichteten – oft bis zu einem Meter hoch. Einem gängigen Muster zufolge wurden verschiedentlich aus den nicht mehr gebrauchten Pappkartons (Sixpacks) Kopfbedeckungen gebastelt (als Saufhüte oder Saufkappen bezeichnet). Es waren Trophäen, die wohl auch von Verwegenheit künden sollten.

Zum Urlaubsauftakt, vor oder mit Beginn des exzessiven Trinkens, legten viele der Jugendlichen passende Schmuck- und Kleidungsstücke an, „Piratenhosen“ und Kopftücher, es wurden Fahnen und Flaggen gehisst. Manche Gruppen erschienen mit Einheits- hüten, später kamen immer mehr T-Shirts in Mode, welche die Gruppe speziell für sich bedrucken ließen. Die Erfahrenen hielten diese Accessoires beim Betreten des Platzes allerdings wohlweislich verborgen, wissend, dass ihre Chancen, aufgenommen zu werden, besser standen, wenn sie zunächst möglichst unscheinbar wirkten.

Die (wechselnden) „Lagerbräuche und Verhaltensregeln“ dürften genauso groß gewesen sein, wie jene, die Helmut Kentler Jahre früher in einem Jugendcamp in Catania, Sizilien beobachtete.⁵²¹ Zusammenfassend beschrieb er das Leben dort als einen „Rhythmus von Tag und Nacht zwischen den beiden Polen ‚Gammelklima‘ und ‚Karneval‘“ mit dem Ziel, „Liebe erleben“ zu wollen.⁵²² Kentler glaubte, neben den Lagerbräuchen gebe die „Anonymität der Masse“ den einzelnen Jugendlichen Verhaltenssicherheit – „weil man risikolos alles nachahmen kann, was alle vormachen“. (Schulze sprach später von der „folkloristische(n) Formensouveränität“ derer, die sich im „Archiv der Ereignismus-

⁵²¹ Kentler 1993, S. 25. Die zugrundeliegenden Daten stammen Kentlers Angaben zufolge aus dem Jahr 1962.

⁵²² Ebd., S. 24.

ter“ auskennen, etwa bei der Love-Parade oder den Trinkritualen am Ballermann.⁵²³) Auf diese Weise, so wiederum Kentler, schaukelt sich die Stimmung „am Beispiel der anderen auf“, sinken Hemmungen und ist es den Mitgliedern einzelner Cliques möglich, über das gewohnte Maß aus sich herauszugehen, im weitesten Sinne über die Stränge zu schlagen, um letztlich die eigene Persönlichkeit auszuloten.⁵²⁴ Diese Beobachtungen und Schlussfolgerungen dürften für die A.-Wiese und den Containerstreifen genauso zutreffen,⁵²⁵ wo das Leben mit zeitlicher Verzögerung erwachte, dann vor sich hindümpelte, um gegen Nachmittag immer mehr Fahrt aufzunehmen. Wenn nächtlicher Regen die Feiern unterbrach, entlud sich die aufgestaute Energie anschließend umso lauter. Davon abgesehen gingen auch die Jugendlichen mittags zum Strand und auch für sie war das Kochen ein Gemeinschaftserlebnis, wenn sie zu mehreren um einen kleinen Kocher herumsaßen und darauf warteten, dass ihr Essen warm wurde, oder wenn sie grillten.

10. Abreise

Auch die Abreise folgt vielfach einem festen Ablauf. Bezahlt wird vorzugsweise am Abend vor der Abfahrt. In K. war das in früheren Jahren aus technischen Gründen nicht möglich und befremdete viele Gäste. Inzwischen hat sich auch das geändert. Die Handgriffe beim Abbau sind geübt, die Zuständigkeiten zwischen Erwachsenen und Kindern klar geordnet. Die Ehefrau kehrt den Vorzeltboden sauber, der Ehemann verkoppelt die Kabel zwischen Anhänger und Auto, die Kinder erledigen den Abwasch des letzten Frühstücks.

Der Spruch „Es gibt kein schlechtes Wetter, es gibt nur schlechte Ausrüstung.“ ist beim Camping ebenso allgegenwärtig wie der Satz „Ein bisschen Regen macht einem richtigen Camper nichts aus.“ In Bezug auf „ein bisschen“ mag das stimmen, wenn es aber stark regnet, zeigten die Wenigsten Stehvermögen. Nach zweieinhalb Tage schlechtem Wetter eilten die meisten davon. Nachvollziehbar ist Regen der größte Feind der Bran-

⁵²³ Vgl. Gerhard Schulze 1999: Kulissen des Glücks. Streifzüge durch die Eventkultur. Frankfurt/M. 1999, S. 71f.

⁵²⁴ Kentler 1993, S. 25.

⁵²⁵ Mit dem Unterschied der weniger vorhandenen Anonymität. Die Jugendlichen in K. stammten überwiegend aus dem süddeutschen Raum und es bestand für die Einzelnen sehr wohl die Gefahr, „einen (...) dieser Menschen um mich herum je wieder[zu]sehen“. Kentler 1993, S. 25. Beziehungsweise es bestand die weitere Gefahr, sich selber unvorteilhaft im Internet wiederzufinden. Wohl mehr als nur die eine Schulklasse, auf die ich bei Recherchen stieß, hat Fotos von ihrem Aufenthalt auf der „A.-Wiese“ ins Netz gestellt.

che. Eine Gewitterserie zu Ferienbeginn, eine unbeständige Vorhersage und in K. ist die Saison gelaufen. „Wer weg ist, kommt nicht wieder“ und „wer jetzt noch nicht da ist, kommt auch nachher nicht mehr“, wusste der Erfahrungsschatz und behielt recht.

Camper trotzen dem Wetter vermutlich deshalb nicht lange, weil sie ihr Urlaubsglück gefährdet sehen. Die Zeit rinnt davon, die schönsten Stunden des Jahres stehen auf dem Spiel. In einem Wohnmobil oder in einem Caravan geht man sich bei Regen bald auf die Nerven: zuwenig Auslauf, zuwenig Beschäftigung, bestenfalls Fernsehen; die Kinder quengeln, im Zelt zehren obendrein Nässe und Kälte an der Geduld. Aber anders als Hotelurlauber und Pensionsgäste können Camper dem guten Wetter hinterherziehen und ihr Glück in einem anderen Landesteil oder im Ausland versuchen. „Nach ein paar Tagen wirst du halt doch nervös, wenn du da die Chance hast, dann fährst du der Sonne hinterher“, kommentierte Berthold T.⁵²⁶

Das Abreiseverhalten nach Gewitternächten trug in K. Züge von Panik. Wenn die Zelte und Vorzelte unter Wasser stehen, wenn es regnet und regnet, treten die Camper die Abreise an. Schon kurz nach sieben Uhr stapften die ersten in Gummistiefeln zur Rezeption herein. Nach ein, zwei Stunden ließ der Regen zwar üblicherweise nach, das Wasser floss ab. Jetzt wäre Gelegenheit gewesen, um trocken und in Ruhe einzupacken. Aber zu dem Zeitpunkt war die Mehrzahl derer, die es sich vorgenommen hatten, bereits weg. Zurück blieben Pfützen, Überreste von Rasen, Planen und Fußmatten, notdürftig gezogene Wassergräben, Campingstühle mit zerbrochenen Alurahmen und Grills mit geknickten Beinen. Unter ihre Regenschirme geduckte Gäste huschten vorbei, Platzarbeiter im Ölzeug kehrten den Müll und die Überbleibsel zusammen. Die Ferienstimmung war weggewaschen.

11. Beschwerde

Eine weitere Regelmäßigkeit trat bei der Abreise zutage. Es ist die Beschwerde an der Kasse. Wenn Reservierungen geplatzt waren, war die Sachlage klar. Streit gab es an der Kasse, wenn die Gäste Rechnungsposten entdeckten, die sie in ihrer eigenen Kalkulation nicht bedacht hatten. Bei jungen Leuten waren dies Kurtaxe oder Müllgebühren, bei Familien waren das Zuschläge für Kinderzelte oder Ähnliches. Roger H. trat so gut wie

⁵²⁶ Eigenes Interview mit Berthold T. am 31. September 2008.

gar nie hinter seine Forderungen zurück. Auch die ständigen Versuche, zu feilschen, glitten an ihm ab. An starken Abreisetagen hatte er den psychologischen Vorteil einer bis zu 15 Meter langen Warteschlange auf seiner Seite. Viele dürften die Auseinandersetzung beendet haben, weil die Personen hinter ihnen vernehmlich murrten. Bei anderen Beschwerden über die Qualität des Platzes dürfte es auch darum gegangen sein, dass die Beschwerdeführer „scheinbar beiläufig die eigene Weltläufigkeit (...) demonstrieren“ wollten.⁵²⁷ Felix von Cube unterstellt, Urlaubsbeschwerden würden eine „besondere Lust“ verschaffen. Die Beschwerdeführer zeigen auf diese Weise sich und der Umwelt, wer sie sind, welche Ansprüche sie für gewöhnlich erwarten und auf welchem Niveau sie verkehren. Dies ist laut Cube Teil des Urlaubs-Rollenspiels und der Statusumkehrung, von der die Rede war.⁵²⁸ Könige für einen Tag nennt Gottlieb die Hochstapler unter den Touristen, deren Benehmen oft „aristokratisch‘ bis zur Peinlichkeitsgrenze“ werde.⁵²⁹ Kiefl erkennt hierin eine „Ventilsitte“, die sich eben vorzugsweise in der Fremde verwirklichen lasse und die ein wichtiges Motiv darstelle, warum Menschen reisen.⁵³⁰ K. ist nicht das Ausland, aber Fremde genug. Dort hielten Gäste verschiedentlich den Angestellten vor, über welche Service-Einrichtungen andere Plätze verfügen. Solche Aufzählungen sollten womöglich nicht nur informieren, welche Attraktionen die Konkurrenz zu bieten hat. Folgt man den genannten Autoren, sollten sie wohl auch vermitteln, welchen gehobenen Standard die Erzähler erwarten und demnach gewöhnt sind.

In K. reisten immer wieder Gäste mit dem Schwur ab, sie würden nicht – oder endgültig nicht – wieder herkommen. Auch mir gegenüber versicherte einmal eine Kundin, sie werde diesen Platz nicht mehr besuchen, nachdem sie sich über zahlreiche Dinge und viele Auseinandersetzungen mit dem Personal geärgert hatte. Als sie im darauf folgenden Jahr doch wieder kam, fragte ich sie, warum sie es sich anders überlegt habe. Ihre leicht verschämt vorgebrachte Antwort lautete, man kenne hier eben schon alles und die Toiletten seien so sauber.⁵³¹ Das Lob für die gepflegten Sanitäreinrichtungen wurde immer wieder vorgetragen und war auch bei der Abreise oft von solchen Gästen zu hören, die

⁵²⁷ Wittich 2004, S. 29.

⁵²⁸ Vgl. von Cube 2002, S. 85f; zit. ebd., S. 96.

⁵²⁹ Gottlieb 1993, S. 86.

⁵³⁰ Kiefl 2002, S. 39.

⁵³¹ Aus dem Gedächtnis.

ansonsten unzufrieden gewesen waren. Tatsächlich stellte die Sauberkeit, auf die man peinlich achtete, einen Teil der Geschäftsstrategie dar, die demzufolge aufging.

VIII. Tätigkeiten als Rituale

Die meisten dieser Handlungen ergeben sich aus praktischen Erfordernissen. Auch ein Gelegenheits-Camper wird sich über die Bodenbeschaffenheit vergewissern, wenn er seinen Zeltplatz bezieht. Bei Sonnenschein wird es sich aufgrund des begrenzten Raumes anbieten, statt im Wohnwagen im Freien zu essen. Trotzdem sah ich hinter diesen Handlungen schließlich mehr: Rituale im Sinne der ethnologischen Bedeutung. Ich vermute, indem sie Sinn stiften und Sinn manifestieren, erschaffen sie den Typus des Campers erst eigentlich und verbinden ihn und die anderen zu einer Gemeinschaft innerhalb einer bestimmten Ordnung, mag diese Gemeinschaft auch inhomogen sein, zeitlich nicht von Dauer und nicht einmal von allen gewollt, die dazugehören oder sich gerade darin aufhalten.

Fraglich ist, ob es sich wirklich um Rituale handelt. Inaugenscheinnahme, Ziehen von Wassergräben, Abstecken oder Dekorieren von Außengrenzen, Losschicken der Kinder, um die Waschwäuser zu erkunden, Grill anheizen, zur Schau gestellte Gemächlichkeit, gemeinsame Malzeiten, Hilfsangebote an die Nachbarn, Abspülen des Geschirrs durch die Männer, gegenseitiges Grüßen und Siesta vor dem Wohnwagen. Ist es zulässig, den profanen Tätigkeiten eine tiefere Bedeutung beizumessen?

Am deutlichsten tritt der Ritualcharakter bei der Inbesitznahme und beim Einrichten des Lagers hervor. Hennig zufolge, der einen Gedanken von William R. Burch aufgreift, imitieren Camper nicht die heimische Häuslichkeit, wie ihnen oft unterstellt wird, sie erschaffen vielmehr eine eigene, „flüchtige Welt außerhalb der Alltagszwänge (...) einen vereinfachten Gegenentwurf zum Normalleben.“⁵³² Es geht demnach nicht nur um das Arrangieren der Bauteile, sondern speziell um die „konkreten Handlungen, in denen diese Urlaubswelt entsteht.“⁵³³ Die Inaugenscheinnahme des Geländes und das Ausbreiten des Zeltgestänges sind demnach schöpferische Akte, in denen die Welt im Kleinen nachgeschaffen wird. Neben meinen eigenen Wahrnehmungen in K. bestätigt sich das bei zwei Autoren, die selber Camper waren. Ernest Hemingway erzählt, wie sein Alter Ego Nick Adams ein Lager aufschlägt. Dabei vermittelt er einen lebhaften Eindruck

⁵³² Hennig 1999, S. 33. Kursiv im Original. Vgl. dazu William R. Burch, auf den Hennig Bezug nimmt. Er deutete auf die Spielelemente hin, die das Leben in der selbst konstruierten Camping-Welt unter veränderten Alltagsbedingungen „außergewöhnlich“ machen. Burch, William R. 1965: *The Play World of Camping. Research into the Social Meaning of Outdoor Recreation*. In: *American Journal of Sociology* 70 / 1965, S. 604-612; hier S. 606.

⁵³³ Vgl. Hennig 1999, S. 34.

davon, mit welcher lustvollen Freude Adams vorgeht und welchen Stolz er empfindet. Er schafft aus dem Nichts einen Ort des Seins, an dem alles geordnet ist:

„Er glättete den sandigen Boden mit der Hand und riss alle Farnbüscheln mit den Wurzeln aus. Seine Hände rochen gut nach den Farnen. Er glättete die aufgewühlte Erde. (...) Es roch angenehm nach Leinwand. Schon hatte es etwas Geheimnisvolles und Gemütliches. Nick war glücklich, als er in dem Zelt umherkroch. (...) Das war geschafft. Er hatte sein Lager aufgeschlagen. (...) Nichts konnte ihm etwas anhaben. Es war ein guter Platz zum Lagern. Und er war da an dem guten Platz. Er war in seinem Heim, wo er es gemacht hatte.“⁵³⁴

Der Reisejournalist Horst Krüger analysiert in genau diese Richtung, wenn er Camping als einen „großen Robinson-Crusoe-Traum“ deutet, „diese herrliche Phantasmagorie“.⁵³⁵ Sie löst für ihn letztlich auch das Rätsel, warum er selber sich dem „nahezu lächerlich unbequemen“ Campingleben aussetzt.⁵³⁶

Den Robinson-Vergleich zum Camping findet man oft. Er unterstellt, alle Menschen würden davon träumen, einmal ihre eigene Welt erschaffen, bewohnen, bewirtschaften und im weitesten Sinne regieren zu dürfen. Eine Welt, eingerichtet mit Gegenständen, die vom Schiff geborgen oder selbst gefertigt wurden, die aber nicht dem komfortablen Stil des Gewohnten entsprechen.⁵³⁷ Bezeichnenderweise hält Elke Liebs die Robinsonade für ein „gesellschaftliches Gegenmodell“ und „eine Annäherung an den Idealzustand, die Utopie“. Sie beinhaltet für Liebs „neben der beliebten Zivilisationskritik“ eine gezielte Ermutigung zur Hinwendung zu ‚natürlichen‘ Verhaltensweisen“.⁵³⁸

Die These des Gründungs- oder Schöpfungsaktes bestätigt sich auch insofern, als viele Erbauer auf dem Campingplatz nach vollbrachter Leistung in gewissem Maße feiern, man könnte sagen, einen zeremoniellen Akt begehen. Sie öffnen ein Bier und würdigen so die Bedeutung des Geschehens. Auch hinter weiteren Tätigkeiten darf man schöpferische, ordnende, erhaltende Akte innerhalb der selbst erschaffenen Welt sehen: Feuer machen, Einkaufen, kleinere Reparaturen erledigen usw. Dass sie ursprünglich von profanem Charakter sind, ist nicht entscheidend. Ich gehe wiederum mit William R. Burch

⁵³⁴ Hemingway, Ernest: Großer Doppelherziger Strom I. In: Ernest Hemingway. Gesammelte Werke in zehn Bänden, Bd. 6, Stories 1. Hamburg 1977, S. 176-195; hier S. 180f.

⁵³⁵ Krüger 1980, S. 204.

⁵³⁶ Ebd., S. 208.

⁵³⁷ So trug bereits ein Radio-Feature von 1954 zum Thema Camping den Titel: „Jeder sein eigener Robinson“. SWR2 Sommer Spezial-Kofferradio: Reisen zum Hören. Camping in diesem Augenblick – Eine Live-Reportage von 1959; Jeder sein eigener Robinson – Ein Feature von Erich Kuby von 1954. Sendung vom 5. August 2008, 20.03-21.00 Uhr.

⁵³⁸ Liebs, Elke 1991: Schelme, Schiffbrüchige und Schaulustige – Robinsonaden und Aventüren als Alibi für Zivilisationskritiker, Gottsucher und Erotomanen. In: Bausinger (Hg.) 1991, S. 263-269; hier S. 268.

davon aus, dass Camper die häuslichen Verrichtungen in der verkleinerten Spielwelt ihrer eigenen Schöpfung als viel bedeutsamer erachten als dieselben Tätigkeiten zuhause.⁵³⁹ Wenn die Wäsche und das Geschirr nicht gewaschen werden, nimmt beides Platz weg und fehlt für den täglichen Bedarf. Die alltäglichen Verrichtungen, die nicht viel Mühe kosten, werden auf diese Weise elementar. Ihre Signatur gewinnt fast schon archaischen Charakter: Die heißhungrige Sippe verschlingt das Mahl, das der widrigen Umwelt abgetrotzt wurde, durch clevere Vorratsbeschaffung, trotz eingeschränkter Kochstelle usw.

Wie Burckart Dücker sagt, „kann prinzipiell jedes Alltagshandeln durch eine entsprechende Formung oder Organisation ritualisiert werden.“⁵⁴⁰ Die Handlungen werden dadurch zu Ritualen – oder ritualisiert –, dass sie standardisiert sind, sich wiederholen und dass sie transzendental aufgeladen sind. Die Wiederholung lässt sich in Bezug auf das Campingleben bejahen. Dass die Tätigkeiten transzendent aufgeladen sind, lässt sich behaupten, weil für sie von Seiten der Ausführenden Erklärungen mitgeliefert werden können. Was getan wird, ist, wie man den vorangegangenen Interviews und Darstellungen entnehmen konnte, aus Sicht der Handelnden überzeitlich, entspricht einer anderen, besseren Ordnung oder Gegenordnung und wird verinnerlicht und gelebt. Und es unterscheidet die ehrlichen, hilfsbereiten, kameradschaftlichen Camper von anderen Urlaubern und im Grunde von der ganzen Welt ringsum.

Rituale vermitteln darüber hinaus stets Gruppenzugehörigkeit und markieren zugleich die Grenzen einer jeweiligen Gruppe.⁵⁴¹ Sie werden eingesetzt, um die Gesellschaft, die sie durchführt, zu reproduzieren und mithin deren Kultur und soziale Architektur, deren Teil und Ausdruck sie selber sind.⁵⁴² Wie sich Rituale oder gleichförmige Handlungen herausbilden, erklärt Émile Durkheim, einer der Begründer der Ritualforschung. Ihm

⁵³⁹ Vgl. nochmals Burch 1965, S. 606 sowie Hennig 1999, S. 34.

⁵⁴⁰ Dücker, Burckard 2007: *Rituale: Formen – Funktion – Geschichte*. Stuttgart / Weimar, S. 31. Nach heutiger Auffassung meint Ritual demzufolge nicht mehr ausschließlich religiöse Phänomene, sondern bezeichnet ganz allgemein symbolische Handlungen. Vgl. Krieger, David J. / Belliger, Andréa: Einführung 2008. In: Dies. (Hg.) 2008: *Ritualtheorien: ein einführendes Handbuch*. Wiesbaden, S. 7-34; hier S. 7. Jede Handlung kann in jedem sozialen Bereich unter bestimmten Bedingungen ritualisiert werden, weshalb verschiedene Autoren vorschlagen, von „Ritualisierung“ oder von „ritualisiertem Handeln“ zu sprechen. Vgl. ebd., S. 10f.; zit. S. 30. Dücker zufolge ist ritualisiertes oder rituelles Handeln noch nicht durch Tradition und langen Gebrauch endgültig festgelegt. Es ist durch höhere Dynamik gekennzeichnet als das bereits gefestigte Ritual. Vgl. Dücker 2007, S. 19. Zu weiteren Merkmalen, die ein Ritual kennzeichnen vgl. außerdem Ders. 2007, S. 29f.

⁵⁴¹ Subkulturen machen sich das zunutze, indem sie neue Rituale entwerfen oder vorhandene für sich modifizieren. Vgl. Platvoet, Jan 2008: *Das Ritual in pluralistischen Gesellschaften*. In: Belliger / Krieger (Hg.) 2008, S. 173-190; hier S. 182.

⁵⁴² Vgl. dazu Platvoet 2008, S. 177 sowie Dücker 2007, S. 1.

zufolge herrscht unter Menschen, die in Gruppen zusammenkommen, „eine natürliche Tendenz, ihre Handlungen aufeinander abzustimmen, zu koordinieren, zu standardisieren und zu wiederholen. (...) Gemeinsames Handeln dieser Art erzeugt ein Gefühl der Teilnahme an etwas Überindividuellem, etwas Transzendente[m].“⁵⁴³ Es ist einfach, sich vorzustellen, wie sich einzelne Gewohnheiten in Zeltlagern und auf Campingplätzen herausgebildet haben. Umgekehrt betrachtet wäre das Gefühl der Transzendenz schon allein durch die Einheitlichkeit der Handlungen gegeben, so wenn sich morgens die Mehrheit der Bewohner nahezu kollektiv im Waschhaus für den neuen Tag frisch macht.

Dies steht im Einklang mit Theodore W. Jennings Theorie, wonach das Ritual ein Mittel ist, um Wissen zu gewinnen, zu vermitteln und es gegenüber anderen zur Schau zu stellen.⁵⁴⁴ Zum Wissensgewinn könnte man auch das Zuschauen vor dem Zelt zählen, weil dort, wie ich vermute, gleich dem Fernsehen, kohärente Sinnzusammenhänge erstellt werden.⁵⁴⁵ Das Einschalten des Fernsehens wird Mikos zufolge zu einem symbolischen, herausragenden Akt des Abschaltens vom Arbeitstag und, wie er folgert, im übertragenen Sinne zu einer „Art Schwellen- oder Umwandlungsritual“.⁵⁴⁶ Das könnte auch gelten, wenn Camper ihren Stuhl vor den Wohnwagen stellen, ihn zur Straße hin ausrichten und es sich bequem machen.

Was den von Jennings festgestellten kognitiven Modus der Vermittlung und Darstellung von Wissen durch Rituale angeht, kann hinzugefügt werden, dass er davon ausgeht, dass ritualisiertes Handeln nichts weniger verkündet als die Wahrheit.⁵⁴⁷ Die Wahrheit der Camper, dass man praktisch und gut organisiert ist, zeigt sich an der Art, wie man vor dem Aufbau die Zeltstangen ausbreitet, die Wahrheit, dass Camper ihren Nachbarn helfen, zeigt sich daran, dass man beim Rangieren herzueilt und am Wohnwagen mit anpackt.

Auch beim gemeinsamen Mittagessen, das zum einen reale Familiarität schafft und stützt, wird, so glaube ich, auf rituellem Wege eine Wahrheit nach außen getragen. Hier

⁵⁴³ Dückler 2007, S. 15. Original: Durkheim, Émile 1981: Die elementaren Formen des religiösen Lebens. Frankfurt/M.

⁵⁴⁴ Vgl. Jennings, Theodore W. 2008: Rituelles Wissen. In: Belliger /Krieger (Hg.) 2008, S. 155-170.

⁵⁴⁵ Mikos 1994, S. 29 (unter Verweis auf Festinger, Leon 1978: Theorie der kognitiven Dissonanz. Bern).

⁵⁴⁶ Mikos 2001, S. 69f. Vgl. zudem Lindner, Rolf 1976: Fernsehen und Alltag der Zuschauer. Von proletarischer Öffentlichkeit zum Rückzug ins Privatleben. In: Medium, 6, 9, 1976, S. 10-13; hier S. 11.

⁵⁴⁷ Jennings 2008, S. 162.

spielt die Familie für sich und andere die funktionierende Familie, wohl wissend: Nach Ferienschluss wird und muss der Ton wieder sachlicher sein, dann hat man wieder weniger Zeit füreinander. Ich erinnere in diesem Zusammenhang an Utz Jeggles Weihnachts-Betrachtungen, in denen der Volkskundler darlegte, dass an Weihnachten der Zustand der heilen Familie präsentiert wird. Auch der Urlaub, nehme ich an, sollte funktionieren und Ansprüche und Sehnsüchte erfüllen: als sogenannte schönste Zeit des Jahres und als Gegensatz zum nüchternen Familienalltag.⁵⁴⁸ Ganztagschule, Schichtarbeit und Gleitzeiten dürften das Bedürfnis nach der gemeinsamen Tafel in den letzten Jahren verstärkt haben, weshalb man vermuten könnte, hier werde ein Verlust kompensiert. Andererseits gehörte das gemeinsame Mahl von jeher zum Campen. Die Szenen in K. gleichen jedenfalls denen, an die ich mich von französischen Campingplätzen aus meiner Kindheit her entsinne.

Jonathan Z. Smith betrachtet das Ritual als ein Instrument, das dem Menschen hilft, sich die Realität bewusst zu machen und ihn in gewisser Weise mit ihr zu versöhnen. Im Ritual ist die Welt geordnet, während die Realität ganz anders ist: chaotisch und zufällig. Auf dem Campingplatz sind Sozialgefüge, Nachbarschaftlichkeit und Familiarität, wie sie sein sollten, während draußen der Kampf tobt. Das lässt sich mit Spodes Ansatz vereinbaren, der nicht von Ritualen ausgeht, der aber sagt, es gehe im Urlaub wesentlich darum, einen scheinbaren Rest einer scheinbar unverregelten Vergangenheit im Heute zu erleben.

Rituellen Handlungen – auch diese Feststellung der Ritualforschung lässt sich am Camping verifizieren – wohnte zu allen Zeiten eine sowohl therapeutische als auch spirituelle Komponente inne.⁵⁴⁹ Wie Hermann Pfütze schreibt, funktionieren Rituale „entängstigend“, weil sich die Teilnehmer „ganz real und äußerlich ihres Daseins und Dabeiseins vergewissern.“⁵⁵⁰ Das ist einer der Gründe, warum Rituale immer aufs Neue wiederholt werden, weshalb bei der Durchführung ein verhältnismäßig großer szeni-

⁵⁴⁸ Jeggle, Utz 1981: Schöne Bescherung. Spekulationen und Recherchen über Weihnachten. In: Allmende. Eine alemannische Zeitschrift. 1. Jg., H. 3, 1981, S. 1-23. Jeggle interpretierte darin das Weihnachtsfest als hochdramatische Inszenierung, in der sich die Familie einmal im Jahr so „spielt (...), wie sie gerne wäre.“ Ebd., S. 4. Hachtmann hat darauf hingewiesen, dass sich die bürgerliche Familie in der Sommerfrische des 19. Jahrhunderts als ihr eigenes Idealbild zeigte. Vgl. Ders. 2007, S. 69f. Spode kommt für den Familienurlaub des frühen 20. Jahrhunderts zu demselben Ergebnis. Vgl. Ders. 2003, S. 74.

⁵⁴⁹ Vgl. Krieger / Belliger 2008, S. 10f.

⁵⁵⁰ Pfütze, Hermann 1988: „Ohne Rand und Band“: zur nachlassenden Bestätigungskraft von Ritualen. In: Alfred Schäfer / Michael Wimmer (Hg.) 1988: Rituale und Ritualisierungen. Opladen, S. 95-108; hier S. 97.

scher Aufwand betrieben wird und man sorgsam auf Details achtet. In den Neuauflagen wiederholt sich die Entängstigung. Das Ritual erzeugt nostalgische Gefühle und beschwört den magischen, mythischen Moment, die Faszination des ersten Mal neu herauf. Im Falle des Campings die erste aufregende Nacht im muffigen Bundeswehrezelt des großen Bruders, den ersten Doseneintopf, gekocht auf einem Esbit-Kocher usw.

Auf dem Campingplatz versetzen bereits die Farben der Zelte und bunten Kleider in einen Rausch der Sinne und angenehmen Erinnerungen: die Geräusche vom Topfgeklapper bis zum Kinderkreischen, das aus der Dusche hallt, das Knirschen, das durch die Nacht dringt, wenn Personen in Badeschlappen auf den Kieswegen vorbeigehen oder die Gerüche nach Sonnenöl und Eintopf. Der Berauschte kann diesen Rausch darüber hinaus mit rituellem Handeln und rituellen Hilfsmitteln selber erzeugen (mit einer Petroleumlampe, einer Lichterkette oder Ravioliduft). Gleichzeitig stimuliert er damit die Nachbarn und Zuschauer. Er ist Regisseur, Akteur, Kulissenbildner und Teil des Publikums. Das eigene Hochgefühl vereinigt sich mit dem Gefühl der Mit-Handelnden. Alles steht in Wechselwirkung zueinander.

Turner, der die öffentlichen Veranstaltungen beziehungsweise die Öffentlichkeit vieler Handlungen in den Blick nahm, verwandte die Bezeichnung „Performance“. Goffman prägte den Vergleich einer immer neu gegebenen, offenen Bühnen-Vorstellung, bei der kulturelle Muster reproduziert werden.⁵⁵¹ Um sich den Campingplatz als ‚Bühne‘ einer ‚Performance‘ vorzustellen, rufe man sich Familie S. vor Augen, die sich und ihr Campingleben an der Straße inszenierte, wo sie ihr Freiheitsgefühl und ihre Lebensart darstellte und ihrerseits aktiver, mitgestaltender Teil der Platzwelt war.

Rituale brauchen daher Zuschauer, sie finden gut vorbereitet zu besonderen Zeiten, an besonderen Orten und zu besonderen Anlässen statt (hier im Urlaub auf dem umgrenz-

⁵⁵¹ Ursprünglich geht der Begriff wohl auf Singer zurück. Vgl. Singer, Milton 1959: *Traditional India: Structure and Chance*. Philadelphia. Ronald Hitzler u.a. operieren im Jargon der Postmoderne mit dem Begriff des „Events“. (Die Implikation, dass es den Veranstaltern von Events um ökonomische Interessen geht, während bei den Teilnehmern der Spaß im Vordergrund steht und dass dabei die Gemeinschaft und das nicht alltägliche Erleben zählen und dass die (jeweils nur kurzzeitigen) Angebote schließlich die Konstruktion eines Ich ermöglichen – all das unterscheidet sich meiner Ansicht nach nicht allzu sehr vom herkömmlichen Ritualverständnis.) Vgl. Hitzler, Ronald 2000: „Ein bisschen Spaß muss sein!“. Zur Konstruktion kultureller Erlebniswelten. In: Winfried Gebhardt / Ronald Hitzler / Michaela Pfadenbauer (Hg.) 2000: *Events. Soziologie des Außergewöhnlichen*. Opladen, S. 401-411. Vgl. außerdem Knoblauch, Hubert 2000: *Das strategische Ritual der kollektiven Einsamkeit. Zur Begrifflichkeit und Theorie des Events*. In: Gebhardt u.a. (Hg.) 2000, S. 3-49; hier S. 48f. Vgl. außerdem Willems, Herbert 2000: *Event-Kultur-Identität-Marketing*. In: Gebhardt u.a. (Hg.) 2000, S. 51-73; hier S. 59. Hinzu kommt, dass Event häufig synonym für Inszenierung oder Performance oder sogar Angebot gesetzt wird, während es wiederum eine exakte Definition für Inszenierung nicht gibt. Vgl. Rohmeiß-Stracke 2006, S. 37f.

ten Campingplatz). „Das Ritual, das auf Kernsymbole gestützte Botschaften überträgt, wird von den Zuschauern als besonderes Ereignis wahrgenommen.⁵⁵² Und von denjenigen, die die Rituale praktizieren, ebenfalls, nämlich aufgrund genau der Tatsache, eben dass Zuschauer anwesend sind. Zuschauer sind maßgeblich für das Gelingen verantwortlich.⁵⁵³

Die Sprache der Teilnehmer ist dabei nicht bloßes Transportmittel von Ritualen, Sprache kann selbst die Funktion und Botschaft eines Rituals innehaben, sie kann ritualisiert sein: „Das ist unser Zigeunerndasein“; „Es gibt kein schlechtes Wetter, es gibt nur schlechte Ausrüstung“; „Als echte Camper hält man zusammen“ – lauten Beispiele aus der Campingwelt. So ist auch das gemeinhin übliche „Du“ nicht einfach aus Bequemlichkeit gezeugt, sondern manifestiert, wie man gesehen hat, den Kameradschaftsgedanken, der den Mythen und der Gemeinsamkeit der echten Camper mit zugrunde liegt. Von daher stellt Grüßen nicht bloß eine Freundlichkeit dar, sondern ist Camper-Pflicht. Es ist ein Ritual und wie alle übrigen Rituale für die Beteiligten verbindlich, es hat „Zwangscharakter“ und vereinheitlicht so wiederum die Gruppe.⁵⁵⁴

Nicht zuletzt können Symbole und ästhetische Formen rituelle Eigenschaften aufweisen.⁵⁵⁵ Gemeint sind im Fall des Campingplatzes das Reihensbild der Wohnwagen, der Blumenschmuck, die gedruckten Sinnsprüche und nochmals an die Kleidung, mit denen Dauercamper und Camper ihre Zugehörigkeit signalisieren (Botschaft) und damit gleichzeitig vor sich selbst diese Zugehörigkeit bestätigen (Funktion).

Das Camper sich über angeblich unechte oder unzünftige Camper beklagen, dass sie ihnen ein falsches Bewusstsein unterstellen, kam zur Sprache. Könnte man diese wiederkehrende Verurteilung in oft gleichen Redeformeln ebenfalls als ein Ritual bezeichnen? Immerhin scheint das Phänomen Camper-schelten-über-Camper weit verbreitet. In Anlehnung an Albert Bergersen und Kaspar Maase denke ich, dass die Falsche-Camper-Schelte (ein wenig scheinheilig) auch dazu dient, die eigenen Werte als gut und richtig herauszukehren und sich selbst als jemanden darzustellen, der rechtschaffen nach diesen Werten lebt. Es wird benannt und verurteilt, was der Eudaimonie zuwiderläuft, und

⁵⁵² Vgl. Belliger / Krieger 2008, S. 32.

⁵⁵³ Vgl. ebd., S. 3f; zit. S. 7.

⁵⁵⁴ Wimmer, Michael / Schäfer, Alfred: Zur Aktualität des Ritualbegriffs. In: Schäfer / Wimmer (Hg.) 1998, S. 9-47; hier S. 35. Vgl. außerdem Pfitze 1998, S. 106.

⁵⁵⁵ Vgl. Platvoet 2008, S. 179.

gleichzeitig werden damit wiederum die Grenzen der Gemeinschaft beschworen und erneuert.⁵⁵⁶

Damit unterscheidet sich die Falsche-Camper-Schelte von der Touristenschelte insofern, als sie eine Gruppe beschwört und stärken will, während die Touristenschelte der Bestätigung des individuellen Ego dient. Betrachtet man es von dieser Warte aus, wird der unechte Camper, für das Selbstverständnis ebenso benötigt wie der gute Zeltnachbar, der mit dem Stromkabel dahereilt, wenn man sein eigenes vergessen hat.

Insgesamt scheint der Campingplatz ein Beispiel darzustellen für das, was Kulturwissenschaftler behaupten, nämlich die Zunahme von Ritualverliebtheit und ritualisierten Handlungsformen in der modernen Gesellschaft. Es ist die „Vernarrtheit“ der Postmoderne in die Gemeinschaft,⁵⁵⁷ die „Aktualität des Ritualen“,⁵⁵⁸ welche gerade in diesem Fall eine imaginierte gute alte Zeit heraufbeschwört und diese Ordnung und Sicherheit erlebbar macht.

Camping-Rituale sind eingebettet in ein übergreifendes Ritual, aus dem sich das zweite, das andere Ritualgefühl ableiten lässt und das die ausgelassene, orgiastische Seite des Camplebens erklärt. Es wurde eingangs voraus gesetzt, dass Urlaub mit Schwellenphasen vergleichbar ist, in der die Teilnehmer zu einer rudimentär strukturierten und relativ undifferenzierte Gemeinschaft verschmelzen. Turner nennt sie „Communitas“.⁵⁵⁹ Nun könnte man argumentieren, dass ein Campingplatz seine Besucher kaum in eine Ergriffenheit oder Ekstase versetzen kann, wie die Teilnahme an einer legendären Festivität, etwa dem Karneval in Rio. Auch würde man dem Ort zunächst nicht zugestehen, ein transzendentes Erlebnis vermitteln zu können, vergleichbar beispielsweise der An-

⁵⁵⁶ Albert Bergesen entwickelte die Theorie vom Ritual der „Politischen Hexenjagd“. Demnach entfesseln politische Systeme von Zeit zu Zeit politische Hexenjagden. Dieser Ritus“ ist moralisch betrachtet nicht ganz ehrlich. Er beabsichtigt im Grunde keine konkreten Verbesserungen, sondern dient, wie Kaspar Maase in seinem Aufsatz „Schundkampf-Ritus“ weiter ausarbeitete, vor allem der Selbstdarstellung und der Versicherung der eigenen Rechtschaffenheit. Vgl. Bergesen, Albert 2008: Die rituelle Ordnung. In: Belliger / Krieger (Hg.) 2008, S. 49-76; vgl. außerdem Maase, Kaspar 1994: Der Schundkampf-Ritus. Anmerkungen zur Auseinandersetzung mit Mediengewalt in Deutschland. In: Rolf W. Brednich / Walter Hartinger (Hg.): Gewalt in der Kultur. Vorträge des 29. Deutschen Volkskundekongresses Passau 1993. Teilband II (= Passauer Studien zur Volkskunde hg. von Walter Hartinger, Bd. 9.) Passau, S. 511-524.

⁵⁵⁷ Baumann, Zygmunt: Wir sind wie Landstreicher. Die Moral im Zeitalter der Beliebigkeit. In: „Süddeutsche Zeitung“, 16. / 17. November 1993.

⁵⁵⁸ Dücker 2007, S. 6.

⁵⁵⁹ Turner 1989(a), S. 96. Turner leitet das Wort von „*comitatus*“ her (Gemeinschaft Gleicher). Er benutzt es, um die besondere Form solcher Gemeinschaften, die deutlich vom Bereich des Alltagsleben abgegrenzt sind, hervorzuheben. Ebd. Kursiv im Original.

kunft auf dem Dach der Welt.⁵⁶⁰ Doch unter dem Schild der Turners und unter Bezugnahme auf die Wahrnehmung von Campern ließe sich argumentieren, dass viele Menschen deshalb auf Campingplätzen urlauben, weil sie sich auch dort von der Natur umgeben und erneuert fühlen und dass sie in der Menschenmenge eines Campingplatzes oder des zugehörigen Badestrandes oder aber durch das bloße Dabeisein in dieser abseitigen Ordnung eine symbolische Art von Gemeinschaft (Communitas) erfahren.⁵⁶¹

Verstärkt wird das außergewöhnliche Lebensgefühl durch den Fest- und den Spielcharakter als Bestandteilen der liminoiden Phase, sofern man sie nicht ohnehin als inkorporierte Eigenschaften des Urlaubs wertet. Wie stark Fest, Spiel und Ritual miteinander verwoben sind, und wie sie sich auswirken, zeigt sich am Beispiel von K. und hier am augenfälligsten unter den Jugendlichen.⁵⁶² Doch tritt dort nur deutlicher zutage, was auch für die erwachsenen Camper zutrifft. So dienen der Alkohol, das flegelhafte Verhalten oder Symbolbauten wie die Dosen-Pyramiden bei den Jugendlichen dazu, sich provokativ von der Erwachsenen- und Spießerbwelt abzusetzen.⁵⁶³ Wie angeklungen ist, wollen sich auch die Erwachsenen durch ihr nach außen dargestelltes oder propagiertes ‚Zigeunerleben‘ von anderen Urlaubsformen und vom Alltag und seinen Zwängen unterscheiden. Liminoide Phänomene, sagt Turner, können „Teil sozialer Kritik oder sogar revolutionärer Manifeste“ sein.⁵⁶⁴ Auf dem Campingplatz steht erneut das spielerische Element im Vordergrund und handelt es sich nicht um eine radikale Widerständigkeit oder Renitenz, dennoch drückt sich hier die Zivilisationskritik oder Zivilisationsmüdigkeit aus, die andererseits jeglichem Urlaubsbedürfnis inne wohnen dürfte.

Die Zechereien der Jugendlichen entsprechen der These Bachtins, laut der man sich bei Festen mit leiblichen Genüssen nicht zurückhält. Es herrscht das „*materiell-leibliche(.) Lebensprinzip(.)*“.⁵⁶⁵ Bei den erwachsenen Campern steht es, wie man an den Kaffeetafeln und Grillstellen gesehen hat, ähnlich. Alle lassen es sich gut gehen. Wie beim

⁵⁶⁰ Hennig unterscheidet. Er meint, die These treffe vor allem auf Kunstreisen zu, „in anderen Bereichen beruhen die behaupteten Gemeinsamkeiten von Tourismus und Pilgertum häufig nur auf bloßen Analogieschlüssen und assoziativen Folgerungen.“ Hennig 1997(b), S. 42.

⁵⁶¹ Um die Übertragbarkeit des Communitas-Begriffes zu illustrieren, benutzten die beiden Turners das Beispiel des Badestrandes. Vgl. Turner / Turner 1978, S. 20.

⁵⁶² Rituale haben Festcharakter, hält auch Dücker fest. Vgl. Ders 2007, S. 20.

⁵⁶³ Vgl. Kiefl 2005, S. 207.

⁵⁶⁴ Turner 1989(b), S. 86.

⁵⁶⁵ Bachtin 1998, S. 68. Kursiv im Original.

Stammesfest werden Lebensmittel auch vertan, teils verprasst.⁵⁶⁶ Es kann gelegentlich vorkommen, dass Camper ihren Nachbarn eine Kostprobe vom Grillteller vorbeibringen, vor der Abreise werden Früchte und Gemüse verschenkt, die man, zuhause angekommen, eigentlich selber noch verzehren könnte. So etwas erlebt man auf dem Campingplatz oft. Ebenso oft wie an der Fastnacht. Die mit Leib und Seele involvierten Teilnehmer des Urlaubs oder der bürgerlichen Feste wollen als „König für einen Tag“ spendabel sein wie der von Gurjewitsch beschriebene Feudalherr, der durch Prassertum sein Prestige zu steigern sucht.⁵⁶⁷ Aber ich denke, es geht auch darum, dass man in keine unglücklichen Gesichter blicken will und durchaus egoistisch danach trachtet, den kollektiven Rausch und Taumel, in dem man selber sich dreht, durch seine Freigiebigkeit noch zu beschleunigen.

Was die Kleidung betrifft ist es dasselbe. Es fällt bei den Jugendlichen lediglich mehr auf, was auch bei allen übrigen Campern und Urlaubern der Fall ist: Sie ziehen sich anders an als zuhause und vernachlässigen im Übrigen ihre äußere Erscheinung. Auf der Jugendwiese wurden „Piratenhosen“ und Kopftücher angelegt, Fahnen und Flaggen gehisst. Der vormalige Hausmeister, der zeitweise in der Rezeption arbeitete, schlüpfte, eigener Aussage zufolge, nach dem Ankommen auf dem Platz umgehend in die Badehose, quasi, um sich zu vergewissern, dass er nun aus der Alltagswelt heraus in der rituellen Zeit angekommen ist. Um seine Ferienrolle zu unterstreichen, zeigt er sich gegenüber anderen als ein „sichtbar zur Freizeit entschlossener Mensch“.⁵⁶⁸ Die Nachlässigkeit bezüglich der persönlichen Erscheinung, für die sich auf dem Campingplatz viele Beispiele finden, sind also (weitere) Indikatoren des Schwellendaseins.⁵⁶⁹ Turners Theorie geht nun davon aus, dass die Mitglieder einer *Communitas* ihrer Gleichheit wegen uniform auftreten. Das trifft auf den Campingplatz insofern zu, als sich die Akteure in relativ einheitlicher Freizeitkleidung präsentieren.

⁵⁶⁶ Basierend auf van Gennep und Turner sah der Anthropologe Eric G. Schwimmer die Übereinstimmung, dass es sich Urlauber ebenso wie Teilnehmer von Stammesfesten gut gehen lassen. Angehäufte Vorräte werden auf einen Schlag verprasst. Am Vorabend verkonsumiert man, was an Geld, Essen und Trinken übrig ist. Vgl. Schwimmer, Eric G. 1979: *Feasting and Tourism. A Comparison*. In: *Semiotica* 27 / 1979, S. 221-235.

⁵⁶⁷ Vgl. Gurjewitsch, Aaron Jakowlewitsch: *Die Tugend der Vergeudung*. In: Beck (Hg.) 2001, S. 39.

⁵⁶⁸ Fuchs 1994, S. 89.

⁵⁶⁹ Vgl. Turner 1989(b), S. 38 sowie ebd., S. 110. Dies ist Teil jeglichen Rituals, beim Austreten aus der Alltagswelt und beim Eintreten in eine besondere rituelle Zeit zieht man sich um. Man verhält sich nicht nur anders, man wechselt auch die Kleider, erläutert Nigel Barley. Vgl. Barley, Nigel 2002: *Traurige Insulaner*. Als Ethnologe bei den Engländern. München 2002, S. 29.

Dem widerspricht nicht, dass die Kleidung auch individuell verschieden sein kann, solange sie irgendwie noch in die Freizeitform hineinpasst: coole Biker-Kluft, paramilitärische Pseudo-Uniformen, stramme Trainingsanzüge. Hier tritt das Element des Spiels zu Tage.

Wenn sich der Campingplatz andererseits nicht als Masse gleichförmig agierender, konformer Menschen darbietet, widerspricht das nicht der Ritualthese. Erstens gibt es Sets von Ritualen. Zweitens betreiben Rituale zwar „Deindividualisierung“, meint Dücker, sie produzieren aber „zugleich Merkmale der Identität, der Biographie und des Lebensstils für den Einzelnen, indem sie ihn als zugehörig privilegieren und ihm Verpflichtungen und Kompetenzen zuschreiben“.⁵⁷⁰ In der pluralistischen Gesellschaft besteht die Möglichkeit, aus der Vielzahl der Rituale – und sich aus ihnen ergebenden Gegenrituale – zu wählen und so ein „Ich“ zu basteln.⁵⁷¹ Das ist es, was Turner meinte, wenn er davon sprach, Rituale würden aus individuellen Bedürfnissen heraus entstehen beziehungsweise in ihnen lasse sich Individualität darstellen. Das bedeutet: Rituale sind gemeinschaftsstiftend und identitätsbildend.⁵⁷² Die vielen Einzelbilder passen also zum einen sehr wohl in den Gesamtrahmen, und sie erklären auf der anderen Seite die Verschiedenheit der Camper, vom Bonvivant bis zu dem soldatischen Typus, der jeden Morgen akkurat seine Wassergräben nachzieht.

Vor diesem Hintergrund erscheint es plausibel, Camping als *Communitas* zu sehen. Turner versteht *Communitas* grundsätzlich als eine „offene Gesellschaft“, die sich potenziell oder im Idealfall auf die ganze Menschheit ausdehnen“ lässt.⁵⁷³ Sie ist vergleichbar mit religiösen Bewegungen, die in Mönchsorden sichtbar werden, aber auch

⁵⁷⁰ Dücker 2007, S. 29.

⁵⁷¹ Wenn man nicht sogar sagen möchte, die pluralistische Gesellschaft macht diese Auswahl unumgänglich, die Ich-Konstruktion drängt sie geradezu auf, auch in den Fällen, in denen sich das Individuum den Ritualen zu verweigern sucht. Aus der Verweigerungshaltung ergibt sich die Option, „anders als andere“ zu sein. Dücker zufolge stellt sie in sich selbst eine Ritualpraxis dar und generiert wiederum eigene Rituale. Ders. 2007, S. 13

⁵⁷² Vgl. Krieger / Belliger 2008, S. 10 u. 31.

⁵⁷³ Turner 1989(a), S. 110. Kursiv im Original. „Grundsätzlich“ verstand Turner die *Communitas* so, weil das Modell, seiner eigenen Aussage zufolge, für die Realität niemals ganz passgenau ist und die Begrifflichkeiten stets unscharf bleiben. Auch wie Gemeinschaft und *Communitas* abzugrenzen sind, war sich der Ethnologe nicht sicher. Er griff deshalb auf Metaphern und Analogien zurück und relativierte: „Für mich tritt *Communitas* dort auf, wo Sozialstruktur nicht ist.“ Vgl. Turner 1989(a), S. 122-127; hier S. 124. Weiter verwies er auf G.A. Hiller, der 94 Definitionen des Begriffes Gemeinschaft geprüft hatte und zu dem Ergebnis kam, „dass es außer der Vorstellung, dass Menschen in Gemeinschaft verbunden sind, keine Übereinstimmung hinsichtlich des Wesens von Gemeinschaft gibt“. Hiller, G. A., zitiert nach Turner 1989(a), S. 124.

vergleichbar mit den Hippies.⁵⁷⁴ (Und vergleichbar mit dem zum ganzen Kosmos hin geöffneten Marktplatzvolk Bachtins.)

„Spontane Communitas“ wie die Hippiekommunen entstehen spontan aus „Happening(s)“, streben jedoch danach, sich zu institutionalisieren. Dazu benutzen sie neu eingeführte Riten und Symbole. In dem synkretischen Gebrauch von liturgischen Handlungen, der Zugabe von Lichteffekten und der Einnahme von Drogen sieht Turner den Versuch, spontane Communitas heraufzubeschwören und eine „totale’ Gemeinschaft“ zu schaffen.⁵⁷⁵ Auch den Camping-Urlaub kann man als Happening, Performance oder Event bezeichnen. Wie gezeigt, hat sich im Laufe von über 60 Jahren in Deutschland ein Camping-Kodex entwickelt, es bildeten sich Symbole und Umgangsformen heraus, die, unter gewissen Umständen, tatsächlich in der Lage sind, bei einem solchen Happening spontan eine Gemeinschaft zu stiften, oder ein weiteres Mal zu stiften. Die demonstrativ dargestellte Hilfsbereitschaft und Offenheit können bewirken, dass fremde Menschen zu einer Gruppe zusammenfinden, die während ihres Ferienaufenthalts zusammenhält. Vielleicht muss es dabei gar nicht zu persönlichen Kontakten kommen. Vermutlich entsteht das Gleichartigkeits- und Zusammengehörigkeitsgefühl vollkommen anonym schon durch den alleinigen Umstand der Anwesenheit und aufgrund der einheitlich praktizierten Lebensweise, der ähnlichen Sommerkleidung, der gemeinsamen Rituale. Vielleicht ist es auch die oben beschriebene Geräuschkulisse oder der Geruch von Holzkohlefeuer und Zeltleinwand, die das Gefühl vermitteln, man sei Camper unter Campnern. Und es sind, wie dargestellt, nicht nur die anderen, die dieses Gefühl vermitteln; durch mitgebrachte Petroleumlampen oder Gartenzwerge erzeugt man bewusst eine Wirkung auf sich selber, simuliert, stimuliert das Rauschgefühl des freien Campinglebens.

Diese Anmutungen tragen ebenso sakralen Charakter wie die Formeln vom echten und wahren Camping, wie das Glaubensbekenntnis von der Gleichheit und wie nicht zuletzt die Gelöbnisse der Naturverbundenheit. (Wenn man nicht sogar behaupten möchte, es existiere eine gewisse Form von Naturanbetung, selbst wenn es sich dabei nur um unre-

⁵⁷⁴ Vgl. Turner 1989(a), S. 109-111.

⁵⁷⁵ Ebd., S. 134.

flektierte Lippenbekenntnisse handeln sollte). Es sind dies „Sakraleigenschaften“, die laut Turner in *Communitas* häufig zum Tragen kommen.⁵⁷⁶

Sicher wäre es überstrapaziert, Camper in der weitergehenden Klassifizierung Turners als eine „*normative Communitas*“ sehen zu wollen, als ein „dauerhaftes soziales System, das sich (...) im Laufe der Zeit (...) aus der existentiellen *Communitas* entwickelt“ hat wie etwa bei religiösen Orden.⁵⁷⁷ Dass Sakraleigenschaften und eine Art Ordensregel vorhanden sind, wurde allerdings festgestellt.

Mit der „*ideologische[n] Communitas*“ versucht Turner die Gefühlslage der verfestigten *Communitas* – wie der Weltreligionen – zu benennen.⁵⁷⁸ Ideologische *Communitas*, die bereits dem Bereich der Struktur angehört, versucht, die Erfahrungen spontaner *Communitas* zu reproduzieren. Der Wandel von der spontanen zur verfestigten Gemeinschaft, die Regeln braucht, um nicht auseinanderzubrechen, wird dann oft als „Niedergang und Verfall“ empfunden.⁵⁷⁹ Wie man gesehen hat, ist das bei Campern ein Stück weit der Fall. Es existieren ein Glaubensbekenntnis und ein Konnex. Während die einen auf das Einhalten von Regeln pochen, bedauern andere, dass mit dem Wohnmobil jeder campen gehen könne während der wahre Geist fehle, auf den es etwa Ingrid M. ankommt. Insofern trifft auch dieser Vergleich teilweise zu.

Turner benutzt außerdem die Klassifizierung der „Krisen- oder Katastrophencommunitas“.⁵⁸⁰ Sie scheidet für Camper aus. Die Mitglieder leben nicht im Glauben, der Weltuntergang stehe bevor. Besser eignet sich der Vergleich mit der „Rückzugscommunitas“.⁵⁸¹ Deren gemeinschaftliche Lebensweise beinhaltet „einen totalen oder teilweisen Rückzug aus den Strukturbedingungen der Welt, die gewissermaßen als ständiges ‚Katastrophengebiet‘ betrachtet wird.“⁵⁸² Camper ziehen sich nur phasenweise aus der Welt zurück. Die Katastrophe der Verstädterung, Verregelung, Anonymisierung sowie eine Entfremdung von der Natur wird von ihnen vielmehr behauptet als real durchlitten. Möglicherweise ist Koketterie im Spiel.

⁵⁷⁶ Turner 1989(a), S. 111.

⁵⁷⁷ Ebd., S. 129. Kursiv im Original.

⁵⁷⁸ Ebd.

⁵⁷⁹ Ebd.

⁵⁸⁰ Ebd., S. 147.

⁵⁸¹ Ebd., S. 149.

⁵⁸² Ebd.

Einschränkend muss jedoch nochmals darauf hingewiesen werden, dass nicht alle Camper die Gemeinschaft suchen. Viele würden wohl auch bestreiten, sich an den Rändern der Sozialstruktur aufzuhalten. Trotzdem erscheinen mir Turners Ausführungen zur *Communitas* hilfreich, um anhand der Ähnlichkeiten, Gemeinsamkeiten und Unterschiede das Wesen der Campergemeinschaft charakterisieren zu können. Wenn all das zutrifft, wird man sagen können, Camping ist eine *Communitas* bzw. bietet beste Voraussetzungen, sie herzustellen. Es wird klar, was die Mitglieder und Suchenden fasziniert und erregt. Camping ist als liminoides Phänomen zu verstehen, als ein Schwellenzustand, der neben der gewöhnlichen Sozialstruktur einige Tage oder Wochen lang gelebt wird.

Daraus erklärt sich in einem weiteren Schritt, warum die Masse als ein Vergnügen empfunden wird. Ohne eine gewisse Anzahl von Personen wären *Communitas*, Performance und Inszenierungen nicht möglich. Wie gesagt wurde, braucht es beim Praktizieren von Ritualen eine Anzahl von Zuschauern und im Falle des Campings auch Akteuren. Dass große Menschenmengen eine eigene Wirkung ausstrahlen, ist trotz aller Kritik an Le Bon und seinen faschistischen Apologeten inzwischen unstrittig. Der Tourismuswissenschaftler Grötsch schreibt: „Es gibt (...) Erlebnisse, die nur in der Gemeinschaft möglich sind. Gemeinschaft ist somit eine der notwendigen Bedingungen, damit ein Erlebnis überhaupt stattfinden kann.“⁵⁸³ Weiter steht für Grötsch fest, dass sich die „Qualität(.) des individuellen Erlebens mit dem notwendigen und unvermeidlichen kollektiven Erlebens verbinde[t] und es möglich macht, dass die Menschen die Masse suchen, anstatt sie zu vermeiden“.⁵⁸⁴ Als Grund dafür gibt er an:

„Menschen in der Gemeinschaft erzeugen Energiefelder, die eine bestimmte oft ungeahnte Attraktion auf andere ausüben. (...) In diesem Sinne ist das Massenerlebnis bei einer Großzahl an Veranstaltungen oder Erlebnisorten nicht das notwendige Übel, sondern das erwünschte Ziel der Teilnehmer, welches oft unbewusst wahrgenommen oder schamhaft verhüllt wird.“⁵⁸⁵

Fragt man, warum sich Menschen in der Masse wohlfühlen und wie diese erregenden Energiefelder beschaffen sind, stößt man auf die Deutungen Canettis, die womöglich ein Ausgangspunkt für Turners *Communitas*-Theorie war. Auch Canetti zufolge sind

⁵⁸³ Grötsch 2006, S. 61.

⁵⁸⁴ Ebd.

⁵⁸⁵ Ebd., S. 64f.

die Mitglieder einer Masse aus den Alltagsregeln herausgelöst, sie fühlen sich grenzüberschreitend frei und gleich, fern von den alltäglichen Distanzen und Ängsten.⁵⁸⁶

Doch erscheint mir der Ausdruck Masse für die Betrachtung meines Gegenstandes nicht passend. Ich möchte ihn durch Menge ersetzen. Canetti zufolge ist die Masse im Krieg oder im Fußballstadion auf einen Punkt und auf den ganz bestimmten Ausgang eines Geschehens gerichtet. Auch folgt eine Massenveranstaltung demzufolge starren Regeln. Die Abläufe stehen von vornherein fest.⁵⁸⁷ Im Gegensatz zur Masse sind in der Menge, wie ich sie verstehe, Ziel und Ablauf eines Ereignisses weniger eindeutig festgelegt. Vielmehr können sich individuelle Vorlieben und Darstellungen entfalten. Massen sind hoch verdichtet und ihre Mitglieder gleich;⁵⁸⁸ die Menge ist dagegen lediglich dicht und ihre Mitglieder sind gleichwertig aber nicht vollkommen gleich. Umgekehrt ausgedrückt: Wo in Menschenansammlungen Individualität und Inszenierung zum Ausdruck kommt, haben wir es nach Canettis Parametern nicht mit einer monolithischen Masse zu tun.

Dass die Beteiligten ein gemeinsames Erlebnis suchen, dass gemeinsame ritualisierte Handlungen stattfinden und eine Vereinheitlichung stattfindet, steht nicht im Gegensatz dazu, dass sich in einer Menge wie sie ein Campingplatz darstellt, das Publikum aus unterschiedlichen Kleingruppen zusammensetzt und dass sich diese Gruppen aus unterschiedlichen Gründen auf unterschiedliche Weise aus dem Vorhandensein der Menge bedienen. Das kann sich in Aktionismus, vorbehaltloser Unterstützung, gezielter Provokation oder aber stillem Beobachtertum ausdrücken. Es können sich nicht nur verschiedene Charaktere entfalten, sondern bis zu einem gewissen Grad auch verschiedene Milieus. Zusammen ergeben die Melodieteile und Einzelstimmen die Gesamtsinfonie. Der Unterschied zu Großereignissen, wie sie Canetti im Blick hatte, ist der, dass man sich dort zwar um des Ereignisses und der Attraktion willen versammelt, dass aber das Ereignis nicht die gesamte Energie auf sich zieht. Es steht im Mittelpunkt – und auch wieder nicht. In K. ist es vor allem der Strand, der die Attraktion darstellt, aber nicht alle Gäste gehen jeden Tag dorthin.

Feste und Ferienorte wie K. ziehen die Besucher durch einen magnetischen Kern an.

⁵⁸⁶ Vgl. Canetti 2000, S. 19 u. S. 70f.

⁵⁸⁷ Vgl. ebd., S. 54-84 sowie S. 114-139.

⁵⁸⁸ Vgl. ebd., S. 14 u. 30.

Angebote und Events innerhalb des Events vergrößern diese Anziehungskraft noch und verbreitern das Kundenspektrum. Voraussetzung für die Anziehungskraft ist neben dem Kristallisationskern und den sich daran anschmiegenden Attraktionen jedoch, dass die Teilnehmer die Grundstimmung mögen. Wer das Beisammensein vieler Menschen nicht goutiert, wird erst gar nicht zum Teilnehmer: oder flieht.

Diejenigen Gruppen und Einzelpersonen, die sich darauf einlassen, werden beim Sehen und Gesehenwerden selber zur Attraktion und zum Anziehungspunkt. Auf den Campingplatz bezogene Beispiele sind die uniformen Gruppen Jugendlicher einerseits oder der sich individuell gebärdende Motorradfahrer, der sein Ensemble am Hauptweg aufbaute andererseits. Folglich können sogenannte Massenversammlungen kleinteiliger sein, als ihnen nachgesagt wird. Einzelne und Gruppen picken sich aus einem Spektakel heraus, was sie für ihre Bedürfnisse brauchen können. So steuern sie ihren Aufenthalt selbst. Sie befinden sich innerhalb eines „Erlebnisrahmen(s)“, sind umgeben von einer „Übergemeinschaft“, fühlen Geselligkeit und Kameradschaft, schaffen aber dennoch ihre individuelle „*Erlebnisdynamik*“.⁵⁸⁹ Durch ihre eigene Ausdrucksweise lagern sie sich als weitere Glitzersteine an die bunten Muster im Kaleidoskop an und vergrößern so das Farben- und Formenspektrum. In der reinen Masse ist das nicht der Fall. Die Masse ist, mit Bachtin zu sprechen, ideologisch-monologisch, Menge wäre demgegenüber dialogisch.⁵⁹⁰

Das Gesagte sollte abschließend einen Versuch darstellen, die Lust an der Teilnahme einer Menge wie sie sich in K. oder vergleichbaren Großveranstaltungen darbietet, zu erklären. Es sollte außerdem dargelegt werden, dass es verfehlt ist, diese Veranstaltungen aus elitärem Duktus heraus abzuqualifizieren, da sich dort mehr ereignet als bloße Nachahmung.

⁵⁸⁹ Grötsch 2006, S. 63.

⁵⁹⁰ Bachtin verwandte die Termini in Bezug auf die Linguistik, die wiederum das System kennzeichnet, in dem sie zur Anwendung kommt bzw. sich ausprägt. In der vorliegenden Studie geht es nicht um Sprache. Dennoch erscheinen mir die Begriffe im Sinne Bachtins für die Charakterisierung von Menge und Masse passend. Vgl. Gröbel, Rainer 1979: Michail M. Bachtin: die Ästhetik des Wortes. Frankfurt/M., S. 21-90, hier S. 45-47 sowie Bachtin, Michail M. 1979: Die Ästhetik des Wortes. In: Gröbel 1979, S. 91-367; hier S. 186-188f.

IX. Zusammenfassung

Am Beginn dieser Studie stand das Erstaunen darüber, wie sich das Campingleben auf einem bestimmten Campingplatz im süddeutschen Raum darstellt: laut, turbulent und für den Betrachter verwirrend. Die Studie wollte beschreiben, wie dieser Platz organisiert ist und wie sich das dortige Urlaubsleben abspielt. Die Darstellung der Strukturen und der Organisation erfolgte deshalb ausführlich, weil gezeigt werden sollte, wie Urlauber aufgrund von Regeln, die sie nur schwer durchschauen können oder derer sie sich nicht bewusst sind, in ihre Urlaubssituation hineingestellt werden und wie sie darauf reagieren.

Die ursprüngliche Annahme bezüglich des auffälligen Verhaltens auf dem Platz, das zwischen Aktionismus und Reduktion pendelt, war die, dass dieses Verhalten den Milieus geschuldet ist, denen die Gäste entstammen. Es wurde in Folge erläutert, dass die Mehrzahl der Gäste aus dem von Gerhard Schulze so klassifizierten Harmonie-, aus dem Integrations-, und aus dem Spannungsmilieu kommt.

Daraus erklärt sich die Atmosphäre des Platzes, wie sie sich bis vor wenigen Jahren präsentierte: teils ausgelassen-zügellos, teils bieder. Es ist die Darstellung eines Soziotops. Streng genommen stellt K. damit jedoch nur ein Beispiel für eben den betreffenden Stil bestimmter Bevölkerungs- und Altersgruppen dar. Vergleichbar drückt er sich auch in anderen kulturellen Erscheinungen aus, zumal wenn sie den Charakter eines Events tragen. Doch erklärt sich aus milieuspezifischen Vorlieben und Mustern nicht, was die Anziehungskraft der Urlaubsform Camping ausmacht, warum sich die K.-Camper ebenso wie jene aus höheren Einkommens- und Bildungsschichten (Niveaumilieu, Selbstverwirklichungsmilieu) auf unterschiedlich strukturierten Campingplätzen aufhalten. Allenfalls kann gefolgert werden, dass die Milieus im Wesentlichen unter sich und an Urlaubsorten bleiben, die sich speziell ihren Bedürfnissen angepasst haben bzw. die für diese Bedürfnisse hergerichtet wurden. Diese Annahme, die unter anderem Christoph Hennig vertritt, ist jedoch nicht neu, sie bestätigt sich lediglich.⁵⁹¹ Auf der Mikroebene zeigen sich die Abgrenzungstendenzen in K. sogar innerhalb des Areal. Unklar war, ob sich die Frage nach der Anziehungskraft und Beschaffenheit des Campings überhaupt am Beispiel des habituell in besonderer Weise geprägten Platzes be-

⁵⁹¹ Vgl. nochmals Hennig 1999, S. 67.

antworten lässt. Dies dürfte jedoch der Fall sein, da sich die eigentlichen Gewohnheiten der K.-Camper nicht von denen in anderen Campinganlagen unterscheiden. Grund zu dieser Feststellung hatte ich aufgrund eigener Wahrnehmung und Erfahrung sowie aufgrund dessen, was in Interviews gesagt wurde und was in der wenig vorhandenen kulturwissenschaftlichen oder soziologischen Literatur zu diesem Thema beschrieben wird. Camper selbst benennen im Wesentlichen zwei Gründe, warum sie diese Urlaubsform praktizieren. Es sind zum einen pragmatisch-praktische. Viele der Befragten und Interviewpartner legten etwa dar, sie würden ihrer Kinder wegen campen gehen, zum einen weil deren Spielbedürfnisse auf dem Zeltplatz allein durch die Anwesenheit anderer Kinder befriedigt würden. Eltern fühlen sich beim Campen auf diese Weise von ihren Kindern entlastet. Einzelne der von mir Befragten sahen zudem einen positiven erzieherischen Wert in der Freizeitform.

Zweitens behauptete ein nicht geringer Teil der Camper von sich selbst, eine innere Veranlagung zum Campen zu besitzen, das größtmögliche Freiräume erlaube. Ständig wiederkehrende Begriffe waren in diesem Zusammenhang Freiheit und Ungebundenheit, Naturliebe und die Freude an Kontakten zu anderen Menschen. Zumal Natur ist ein zentraler Begriff, der in den Berichten, Darstellungen und Selbstdarstellungen beständig wiederkehrt.

Objektiv betrachtet erscheint dies zunächst widersprüchlich. Auf diese Widersprüche haben gerade ältere Veröffentlichungen zum Thema Urlaub und Tourismus hingewiesen. Sie bilden die Basis für Kritik aber auch für Spott in Literatur und Film. So scheint eine besondere Archaik und Naturnähe beim Campen, das sich modernster Hilfsmittel bedient, nicht gegeben, auch ist die Distinktion keineswegs aufgehoben, Hierarchien – zumindest in der Beurteilung von Campern über Camper und aufgrund der materiellen Ausstattung – gibt es auch hier. Kontakte scheinen eher oberflächlich zu sein, zudem bestimmen strikte Regeln das Leben auf den Plätzen.

Nachdem es durch die Camper selbst zur Sprache kam, versuchte die vorliegende Studie zunächst darzustellen, dass ein Teil der von den Campern selbst benannten Vorzüge ihrer Urlaubsform stärker existent ist, als ihr dies von Außenstehenden zugebilligt wird. Wichtiger, als den Wahrheitsgehalt dieser Vorzüge zu prüfen oder zu verteidigen, erscheint jedoch, dass und mit welchen diskursiven Strategien Camper diese Widersprüche für sich selber auflösen. Dadurch bestätigt und bestärkt sich für sie ein Camping-

Bild, dessen im Grunde wertkonservative und mitunter zivilisationspessimistische Ideale bereits vor Jahrzehnten geprägt wurden. Indessen sind diese Ideale und Vorstellungen so wirkmächtig, dass auch solche Camper sich anhand ihrer Koordinaten verorten, die sich als Gelegenheits-Camper und sogar als Nicht-Camper bezeichnen. Insgesamt stellt Camping starke Sinn- und Selbstbilder zur Verfügung, die jeder Camper individuell oder partiell für sich adaptieren kann. Diese Sinnbilder, darunter die Naturverbundenheit, werden auch außerhalb mit der Campingwelt assoziiert und sind für sich genommen grundsätzlich populär. Weil sich mittels des Campingzubehörs zudem Modernität und Leistungskraft darstellen lässt, bleibt abzuwarten, ob sich das in vergangenen Jahrzehnten traditionell schlechte Image des Campings nicht wandelt oder bereits gewandelt hat. (Zu denken wäre bei diesem Campingzubehör in erster Linie an großräumige, teils luxuriös ausgestattete Wohnmobile, aber auch an die steigenden Serviceleistungen der Platzbetreiber an teils exklusiven Orten.)

Auch der Begriff Erlebnis wurde unter die Widersprüche subsumiert. Das war deshalb der Fall, weil gemeinhin abgesprochen wird, was Camper selbst von sich behaupten: dass ihr Aufenthalt auf dem Campingplatz erlebnisreich und sogar aufregend sei. „Ich möchte mal wieder campen gehen, da erlebst du einfach mehr“, äußerte sich eine Gesprächspartnerin mir gegenüber.⁵⁹² In der Außenwahrnehmung sind Camper träge und langweilen sich während sie untätig vor ihren Wohnwagen und Zelten sitzen. Darauf, dass Ferienträgheit ganz bewusst inszeniert und auch in anderen Urlaubsformen regelrecht gepflegt wird, machten schon Hermann Bausinger oder Konrad Köstlin aufmerksam.⁵⁹³ Darauf, dass dem Zuschauen, im Urlaub ganz erhebliche Bedeutung zukommt, wies hingegen erst in jüngerer Zeit Walter Kiefl deutlicher hin. Seine Annahmen, die er in Beobachtungen über Badestrände darlegte, bestätigten sich im Verlauf dieser Studie in erheblichem Maße.

Camping befriedigt somit das Bedürfnis nach zwei Dingen, die in der Alltagswelt eher verpönt sind. Dies sind die entspannte Untätigkeit sowie das Beobachten anderer Menschen und ihrer sozialen Interaktionen. Die Befriedigung dieses zweiten Bedürfnisses, das ich nicht als Voyeurismus bezeichnen möchte, weil der Begriff negativ belegt ist, stellt in meinen Augen eine weitere Antwort auf die eingangs gestellte Frage dar, wa-

⁵⁹² Beiläufige Bemerkung einer Bekannten während einer Unterhaltung im Februar 2009.

⁵⁹³ Nochmals Bausinger 1991, S. 351; Köstlin 1994, S. 24.

rum sich Menschen in einer Freizeitanlage wie sie K. darstellt, aufgehoben und unterhalten fühlen. Demnach langweilen sich Camper nicht, wenn sie sich bei vielen Gelegenheiten darauf beschränken, da zu sitzen und das Tagesgeschehen an sich vorüberziehen zu lassen.

Die tiefere Antwort auf die Frage, was den eigentlichen Reiz des Zuschauens ausmacht, war in diesem Rahmen nicht möglich und konnte nur über Näherungen erfolgen. Sie erfordert meines Erachtens weitere Forschungen. Es ist jedoch bei den Beobachtenden von einer Lust am Alltäglichen und Banalen auszugehen. Die Beforschten warten nicht so sehr auf Sensationen, die sich vor ihren Augen abspielen könnten, sie nehmen eher an Szenen teil, die ihrer eigenen Lebenswelt entsprechen. Im Grunde betrachten sie sich selbst. Kleine spektakuläre Erlebnisse, Konfrontationen, die sich aus der sozialen Dichte der Hochsaison dann doch ergeben, würzen diese Beobachtungen. Schon von daher ist die Menge und Enge auf dem Campingplatz K. nicht abträglich sondern dem speziellen Erlebnischarakter zuträglich.

Ein weiterer entscheidender Aspekt des Campings sind Familiarität, Kameraderie und Nachbarschaftlichkeit. All das ist auf einem Campingplatz deutlicher vorhanden als im Alltagsleben. Was die Nachbarschaftlichkeit und Bereitschaft zur gegenseitigen Hilfe betrifft, ist sie in dieser Weise womöglich nicht einmal mehr in ländlich geprägten Räumen anzutreffen. Dabei muss all das nicht notwendig tiefgründig sein. Es handelt sich auch um Formeln und Gesten. Gleichwohl reichen Äußerlichkeiten und Spielhandlungen aus, um die Inszenierung der Theaterbühne Campingplatz für die Anwesenden wahrhaftig werden zu lassen.

Das Vorhandensein von Nachbarschaftlichkeit und Familiarität bekommt deshalb besondere Bedeutung, weil der jüngeren Tourismusforschung zufolge, die Suche nach natürlichen, ursprünglichen und wenig normierten Welten eine der stärksten Antriebsfedern des Tourismus ist. Camper besitzen somit den Vorteil, nicht an scheinbar unverdorbene oder abseitige Orte reisen zu müssen, sie finden diese nostalgischen Welten auf dem Campingplatz und erschaffen sie sich dort selbst, sie regredieren gewissermaßen zu „edlen Wilden, den Bewohnern letzter utopischer Naturparadiese.“⁵⁹⁴

⁵⁹⁴ Zur assoziativen und zivilisationspessimistisch aufgeladenen Figur des „edlen Wilden“ vgl. Bitterli 1989, S. 62.

Nähe und Verbundenheit, ob sie echt oder nur gefühlt sein mögen, resultieren zum einen aus der Wohnform, bei der man tatsächlich immer wieder auf den Nachbarn angewiesen ist. Sie resultieren weiterhin aus der speziellen Situation Urlaub, welche die Regeln des Alltags durch sich selbst aufhebt, sie entstehen aber nicht zuletzt durch das Praktizieren zahlreicher Rituale. Das Campingleben, stelle ich fest, ist durchweg hoch ritualisiert.

Es wurde soeben gesagt, dass Urlaub die Regeln des Alltags außer Kraft setzt. Einem auf Arnold van Gennep und Victor Turner basierenden Ansatz zufolge ist die Urlaubssituation den liminalen Schwellenzuständen in tribalen Gemeinschaften vergleichbar.⁵⁹⁵

Ich interpretiere es so: Die zahlreichen rituellen Camperhandlungen oder Camperrituale, die die Campingwelt und ‚den‘ Camper konfigurieren, finden unter dem Überbau des Ritualzustandes Urlaub statt, der sie erst ermöglicht. Sicher ist es auch der abgegrenzte und von der Außenwelt abgeschottete Raum, der das Verlassen der üblichen Normen erlaubt und der die Entstehung eines eigenen Kosmos mit eigenen Gesetzen der Freizügigkeit und des Andersseins ermöglicht. Urbain hat diese Gewordenheit am Beispiel von Strandwelten nachgezeichnet.⁵⁹⁶ Ich halte es jedoch an dieser Stelle nicht für notwendig, den Ansatz Urbains von jenem, der auf Turner und van Gennep basiert, abzugrenzen, da im Ergebnis beide dasselbe besagen oder sich ergänzen.

Gleichzeitig erlaubt die Situation des Schwellenzustandes zahlreiche individualistische Darstellungen und Separierungen, die nur auf den ersten Blick nicht in die Theorie von einer Vergemeinschaftung, Gleichheit und Uniformität aller Beteiligten passen wollen. Hinzu kommen Protagonisten, die faktisch außerhalb dieser liminoiden Nicht-Ordnung stehen, die nicht dazugehören oder nicht dazu gehören wollen, so etwa Durchreisende, die den Campingplatz lediglich als Schlafstelle nutzen und ansonsten nicht am Campingleben teilnehmen. Durch ihr Anderssein bestärken diese Gäste jedoch die Selbstwahrnehmung derjenigen Camper, die sich als sogenannte echte Camper bezeichnen. Sie eignen sich als Maßstab und bieten darüber hinaus Beobachtungs- und Gesprächsstoff.

Weiter erklärt sich aus der Situation der Liminoidität die bacchantische und zügellose Seite des Campinglebens, wie es sich speziell und in besonderem Maße in K. darstellte.

⁵⁹⁵ Eingehend auf S. 28-30 der hier vorliegenden Studie dargelegt.

⁵⁹⁶ Nochmals Urbain, 1994; oder Shields, 1991.

Sie erklärt auch die karnevalesken Status-Umkehrungen, die im Urlaubsalltag stattfinden oder warum es in vielen Familien die Männer sind, die entgegen der häuslichen Gewohnheit den Abwasch machen. (Wobei die Rollenverteilung insgesamt doch gleich bleibt.)

Zum Erlebnis einer wenig verregelten Gemeinschaft, zum Praktizieren der Rituale, die dieses Erlebnis unterstützen, ebenso wie für die Darstellung von Individualität und die Beobachtung der verschiedenen Typen und Ereignisse ist die zunächst befremdliche Menschendichte auf dem Großcampingplatz K. nicht störend. Die Menge der Akteure, die gleichzeitig Zuschauer sind, ist diesem Urlaubserleben und Urlaubsbefinden vielmehr zuträglich. Der Campingplatz erfüllt seine Funktion und die Erwartungen seiner Protagonisten ebenso wie andere Performances oder Events dann am Besten, wenn eine bestimmte, möglichst hohe Zahl von Beteiligten anwesend ist. Das macht plausibel, warum sich die betreffenden Urlauber von der Ferienanlage K. nicht abwandten sondern ihr zustrebten, obwohl sie während des Beobachtungszeitraumes dieser Studie in Camperkreisen als permanent überfüllt galt.

Bei all dem handelt es sich um Verallgemeinerungen, die im Einzelfall zu modifizieren sind. Auf Camper, die für sich alleine in der Wildnis zelten, dürften sie nur teilweise und zuletzt gar nicht mehr zutreffen. Auch wäre zu prüfen, ob diese Annahmen auf Campingplätzen mit einem größeren Raumangebot und geringerer Dichte verblassen. Dennoch bin ich überzeugt, damit Beweggründe benannt zu haben, die auch andernorts und in anderen Urlaubsformen zur Geltung kommen. Damit scheinen sie geeignet, das Agens des Tourismus ein Stück weit zu erhellen.

X. Bibliographie

Benutzte und zitierte Literatur, alphabetisch nach Autoren geordnet:

Adorno, Theodor W. 1969: Stichworte. Kritische Modelle, S. 57-67.

Aich, Thomas 1947: Massenmensch und Massenwahn: zur Psychologie des Kollektivismus. München.

Alemann, Ulrich von (Hg.) 1995: Politikwissenschaftliche Methoden: Grundriss für Studium und Forschung. Unter Mitarbeit von Wolfgang Tönnemann und Volker Sommer. Opladen.

Atteslander, Peter 2006: Methoden der empirischen Sozialforschung. Berlin 11. neu bearbeitete Auflage.

Bachleitner, Reinhard (Hg.) 1998: Der durchschaute Tourist: Arbeiten zur Tourismusforschung. München / Wien.

Bachtin, Michail 1998: Rabelais und seine Welt. Volkskultur als Gegenkultur. Frankfurt/M.

Badura, Matthias 2004: Herr nimm' du die Warzen mit. Laienmedizinische Praktiken in einem Dorf auf der Schwäbischen Alb. Tübingen.

Barley, Nigel 2000: Hallo Mister Puttyman. München.

Barley, Nigel 2002: Traurige Insulaner. Als Ethnologe bei den Engländern. München.

Baumann, Zygmunt 1993: Wir sind wie Landstreicher. Die Moral im Zeitalter der Belieblichkeit. In: Süddeutsche Zeitung 16. / 17. November 1993.

Bausinger, Hermann 1987: Ungleichzeitigkeiten. Von der Volkskunde zur empirischen Kulturwissenschaft. In: Der Deutschunterricht 39, S. 5-16.

Bausinger, Hermann 1991: Reisekultur: von der Pilgerfahrt zum modernen Tourismus. München.

Bausinger, Hermann 1991: Grenzenlos ... Ein Blick durch den modernen Tourismus. In: Ders. (Hg.), S. 343-353.

Bausinger, Hermann 2000: Typisch deutsch: Wie deutsch sind die Deutschen? München.

Belliger, Andréa / Krieger David J. Krieger 2008: Ritualtheorien: ein einführendes Handbuch. Wiesbaden.

Bendix, Regina 2006: Was über das Auge hinausgeht: Zur Rolle der Sinne in der ethnographischen Forschung. In: Schweizer Archiv für Volkskunde, 102 / 2006, S. 71-84.

Berger, Peter L. / Berger Brigitte 1976: Wir und die Gesellschaft. Eine Einführung in die Soziologie: entwickelt an der Alltagserfahrung. Hamburg.

Berghahn, Klaus L. Berghahn / Seeber, Hans Ulrich (Hg.) 1986: Literarische Utopien von Morus bis zur Gegenwart. Königstein, S. 105-124.

Bergesen, Albert 2008: Die rituelle Ordnung. In: Belliger / Krieger 2008, S. 49-76.

Biesterfeld, Wolfgang 1982: Die literarische Utopie. Stuttgart 2. neubearbeitete Auflage.

Bitter, Wilhelm (Hg.) 1965: Massenwahn in Geschichte und Gegenwart. Ein Tagungsbericht. Stuttgart.

Bitterli, Urs 1989: Die Inseln der Südsee oder die verlorene Utopie. In: Utopien – die Möglichkeit des Unmöglichen. (Interdisziplinäre Vortragsreihe der Eidgenössischen Technischen Hochschule Zürich und der Universität Zürich.) Zürich, S. 57-67.

Blontke, Uwe 2007: Ostalgie-Camping. Camp-Erlebnisse in der DDR. Stuttgart.

Bollenbeck, Georg 2007: Eine Geschichte der Kulturkritik. Von Rousseau bis Günther Anders. München.

Bonner, Stefan / Weiss, Anne 2008: Generation Doof. Wie blöd sind wir eigentlich? Bergisch Gladbach.

Bourdieu, Pierre 1987: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt/M.

Bourdieu, Pierre 1993: Narzisstische Reflexivität und wissenschaftliche Reflexivität. In: Berg, Eberhard / Fuchs, Martin, Martin (Hg.): Kultur, soziale Praxis, Text: die Krise der ethnographischen Repräsentation. Frankfurt/M, S. 365-274.

Brauck, Markus 2009: Die Reality-Falle: Fast alle Fernsehprogramm sind voller Doku-Soaps. In: „Der Spiegel“, 43 / 2009, S. 86-88.

Bruckner, Pascal / Finkielkraut, Alain 1981: Das Abenteuer gleich um die Ecke. Kleines Handbuch der Alltagsüberlebenskunst. München / Wien.

Burch, William R. 1965: The Play World of Camping. Research into the Social Meaning of Outdoor Recreation. In: American Journal of Sociology 70, S. 604-612.

Busch, Wilhelm 1924: Balduin Bählamm, der verhinderte Dichter. In: Wilhelm Busch Album. Humoristischer Hausschatz. München, S. 343-372.

Canetti, Elias 2000: Masse und Macht. Frankfurt/M.

Caillois, Roger: Die Spiele und die Menschen. München / Wien. (Ohne Jahresangabe, vermutlich deutsche Erstausgabe des frz. Originals von 1958.)

Cantauw, Christiane (Hg.) 1995: Arbeit, Freizeit, Reisen: die feinen Unterschiede im Alltag. Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland. Herausgegeben von der Volkskundlichen Kommission für Westfalen Landschaftsverband Westfalen-Lippe (Band 88). Münster / New York.

Cantauw, Christiane 1995: Vorwort. In: Dies. (Hg.) 1995, S. VII-XII.

Cantauw, Christiane 2003: „Reisen zwischen Verortung und Entgrenzung.“ Bericht über die 7. Arbeitstagung der Kommission Tourismusforschung in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde vom 14. bis 16. November 2003 in Berlin. In: Rheinisch-Westfälische Zeitschrift für Volkskunde, 49. Bd. 2004. Herausgegeben von der Volkskundlichen Kommission für Westfalen – Landschaftsverband Westfalen-Lippe, Münster, und der Abteilung für rheinische Volkskunde des Instituts für geschichtliche Landeskunde der Rheinlande der Universität Bonn, S. 273-276.

Cilauo, Santo / Gleisner, Tom / Sitch, Rob 2005: Molwanien. Land des schadhaften Lächelns. München.

Conti, Christoph 1984: Abschied vom Bürgertum. Alternative Bewegungen in Deutschland von 1890 bis heute. Hamburg.

Cosmutia, Dorli 1994: „Natur gehört dazu“ – Aspekte von Naturwahrnehmung bei Dauercampern. In: Hofmann (Hg.) 1994, S. 159-175.

Cube, Felix von 2002: Besiege deinen Nächsten wie dich selbst. Aggression im Alltag. München.

Durkheim, Émile 1981: Die elementaren Formen des religiösen Lebens. Frankfurt/M.

Dücker, Burckard 2007: Rituale: Formen – Funktion – Geschichte. Stuttgart / Weimar.
Eisch, Katharina und Marion Hamm (Hg.) 2001: Die Poesie des Feldes: Beiträge zur ethnographischen Kulturanalyse (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen; Bd. 93). Tübingen.

Elb, Günther F. P. 1957: Camping – aber richtig! Frankfurt/M.

Elias, Norbert 1986: Über die Natur. In: Merkur: deutsche Zeitschrift für europäisches Denken, Nr. 448. Hier zitiert nach:

http://www.feliz.de/Norbert_Elias--Ueber_die_Natur.pdf

Enzensberger, Hans-Magnus 1966: Eine Theorie des Tourismus. In: Einzelheiten I: Bewusstseins-Industrie. Frankfurt/M., S. 179-205.

- Etzkorn, K. Peter 1964: Leisure and Camping: The Social Meaning of a Form of Public Recreation. In: *Sociology and Social Research* 49 / 1964, S. 76-89.
- Faber, Michael 1977: Zur Wohnsituation auf einem Dauercampingplatz. In: *Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde*. 22. Jahrgang, 1. Halbband 1977, S. 81-102.
- Felices, Paco de los 2003: Achtung: Touristen! Norderstedt (ISBN3-8334-0490-6). Laut Vorwort auf Seite 8 „Frühjahr 2003“. Sonst keine Angaben zum Erscheinungsjahr.
- Fendl, Elisabeth und Löffler, Klara 1995: Die Reise im Zeitalter ihrer technischen Reproduzierbarkeit: zum Beispiel Diaabend. In: Cantauw (Hg.) 1995, S. 55-68.
- Fest, Joachim C. 1987: Hitler: eine Biographie. Frankfurt/M. / Berlin.
- Fest, Joachim C. 1993: Das Gesicht des Dritten Reiches. Profile einer totalitären Herrschaft. München.
- Festinger, Leon 1978: Theorie der kognitiven Dissonanz. Bern.
- Froschauer, Ulrike / Lueger, Manfred 2003: Das qualitative Interview. Wien.
- Fuchs, Joachim 1960: „Wir sind freier, das ist alles“. In: Hofmann (Hg.) 1994, S. 71-95.
- Fohrmann, Jürgen 1986: Utopie und Untergang. L.-S. Merciers L'An 2440. In: Klaus L. Berghahn / Hans Ulrich Seeber (Hg.): *Literarische Utopien von Morus bis zur Gegenwart*. Königstein, S. 105-124.
- Hans-Georg 1960: Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik. Tübingen.
- Gebhardt, Winfried / Hitzler, Roland / Pfadenbauer, Michaela (Hg.) 2000: Events. Soziologie des Außergewöhnlichen. Opladen.
- Geertz, Clifford 1990: Die künstlichen Wilden: Anthropologen als Schriftsteller. München / Wien.
- Gennep, Arnold van 1986: Übergangsriten. (Les rites de passage). Frankfurt/M. New York.
- Georg, Werner 1993: Lebensstile von Campingtouristen im Urlaub – eine empirische Fallstudie. In: Kramer / Lutz (Hg.) 1993, S. 129-141.
- Gerndt, Helge 2001: Innovative Wahrnehmung des Tourismus. In: Köck, Christoph (Hg.) 2001: *Reisebilder: Produktion und Reproduktion touristischer Wahrnehmung* (= Münchner Beiträge zur Volkskunde; Bd. 29). Münster / New York / München / Berlin, S. 11-20.

- Ginzburg, Carlo 1996: Der Käse und die Würmer. Die Welt eines Müllers um 1600. Berlin.
- Goffman, Erving 2003: Wir alle spielen Theater: Die Selbstdarstellung im Alltag. München.
- Gosciny, René und Albert Uderzo 1989: Asterix als Legionär. Großer Asterix-Band X. Stuttgart.
- Gottlieb, Alma 1993: Urlaub auf Amerikanisch. In: Kagelmann (Hg.) 1993, S. 77-96.
- Göttsch, Silke / Lehmann, Albrecht (Hg.) 2007: Methoden der Volkskunde: Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie. 2. überarbeitete Auflage, Berlin.
- Greiner, Susy 1953: Das kleine Camping-Buch. München.
- Groh-Samberg, Olaf 2004: Armut und Klassenstruktur. Zur Kritik der Entgrenzungsthese aus einer multidimensionalen Perspektive. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 56. Jg. 2004, S. 653-682.
- Gröning, Gert 1979: Dauercamping. Analyse und planerische Einschätzung einer modernen Freizeitform. München.
- Grötsch, Kurt 2006: Aha – Ein Erlebnis! Über Erlebnisinszenierung und Emotionsmanagement. In: Weiermair / Brunner-Spredin 2006, S. 49-79.
- Gurjewitsch, Aaron Jakowlewitsch 2001: Die Tugend der Vergeudung. In: Beck, Rainer (Hg.) 2001: Das Mittelalter: ein Lesebuch zur deutschen Geschichte. München, S. 38-55.
- Günther, Armin / Hans Höpfinger / Kagelmann, H. Jürgen / Kiefl, Walter (Hg.) 2007: Tourismusforschung in Bayern. Aktuelle sozialwissenschaftliche Beiträge. München / Wien.
- Günzel, Stephan 2002: Masse als ästhetisches Problem. In: Renate Reschke (Hg.) 2002: Ästhetik: Ephemerer und Historischer. Hamburg, S. 125-142. Hier zitiert nach http://www.momo-berlin.de/Guenzel_Masse_Aesthetik.html. (= 3. Ästhetische Wende: Canetti.).
- Grübel, Rainer 1979: Zur Ästhetik des Wortes bei Michail M. Bachtin. In: Ders.: Michail M. Bachtin: die Ästhetik des Wortes. Frankfurt/M..
- Hachtmann, Rüdiger 2007: Tourismus-Geschichte. Göttingen.

- Hahn, Heinz 1998: Beobachtungs- und Befragungsstudien am Urlaubsort. In: Bachleitner (Hg.) 1998, S. 181-189.
- Hartmann, Klaus D. 1969: Meinungen über Urlaubsunterkünfte, insbesondere das Campen. In: Motive – Meinungen – Verhaltensweisen. Einige Ergebnisse der psychologischen Tourismusforschung. Starnberg, S. 59-75.
- Hartmann, Rudi 1988: Combining field methods in tourism research. In: Annals of Tourism Research, 15 / 1, S. 88-105.
- Hauser, Heinrich 2004: Fahrten und Abenteuer im Wohnwagen. Herausgegeben, kommentiert und mit einem Nachwort versehen von Hilgers, Robert. Reprint der Originalausgabe von 1935. Dresden.
- Hauser-Schäublin, Brigitta 1995: Teilnehmende Beobachtung. In: Beer, Bettina (Hg.): Methoden und Techniken der Feldforschung. Berlin, S. 33-54.
- Hägele, Ulrich 2007: Visual Folklore. Zur Rezeption und Methodik der Fotografie in der Volkskunde. In: Göttisch / Lehmann (Hg.) 2007, S. 317-342.
- Heinlein, B./ Radeke, C. 1972: Die Situation des Camping-, Caravan-Reiseverkehrs. (Veröffentlichung des Deutschen Wirtschaftswissenschaftlichen Instituts für Fremdenverkehr.) München.
- Henrichmann, Peter 2009: Der Neckar hat Verstopfung. In „Südwestpresse“, Freitag 20. März 2009, S. 1.
- Helferich, Christoph 2002: Geschichte der Philosophie. Von den Anfängen bis zur Gegenwart und Östliches Denken. München.
- Hemingway, Ernest 1977: Fiesta. In: Ernest Hemingway. Gesammelte Werke in zehn Bänden, Bd. 1, Die Sturmfluten des Frühlings /Fiesta. Hamburg, S. 83-274.
- Hemingway, Ernest 1977: Großer Doppelherziger Strom I. In: Ernest Hemingway. Gesammelte Werke in zehn Bänden, Bd. 6, Stories 1. Hamburg, S. 176-195.
- Hennig, Christoph 1997(a): Reiselust. Touristen, Tourismus und Urlaubskultur. Frankfurt/M. / Leipzig.
- Hennig, Christoph 1997(b): Jenseits des Alltags. Theorien des Tourismus. In: Gohlis, Tobias / Christoph, Hennig / Kagelmann, H. Jürgen / Kramer, Dieter / Spode, Hasso (Hg.) 1997: Voyage-Jahrbuch für Reise- & Tourismusforschung, Bd. 1: Warum reisen? Köln, S. 35-53.
- Hennig, Christoph 1999: Reiselust. Touristen, Tourismus und Urlaubskultur. Frankfurt/M / Leipzig.

- Hirsch, Jürgen 1994: Lustig ist das Zigeunerleben. In: Hofmann (Hg.) 1994, S. 97-118.
- Hitzler, Ronald 2000: „Ein bisschen Spaß muss sein!“. Zur Konstruktion kultureller Erlebniswelten. In: Gebhardt u.a. (Hg.) 2000, S. 401-411.
- Hlavin-Schulze, Karin 1998: „Man reist ja nicht, um anzukommen“: Reisen als kulturelle Praxis. Frankfurt/M. / New York.
- Hofmann, Gabriele (Hg.) 1994: Über den Zaun geguckt: Freizeit auf dem Dauercampingplatz und in der Kleingärtneranlage. Hrsg. von Hofmann, Gabriele. Mit Beiträgen von Cosmutia, Dorli u.a. (= Kulturanthropologie-Notizen; Bd. 45). Frankfurt/M.
- Hofmann, Gabriele 1994: Zur Einführung: DauercamperInnen, KleingärtnerInnen und ForscherInnen – von Sichtweisen und Blickwinkeln. In: Dies. (Hg.) 1994, S. 9-18.
- Hofmann, Gabriele 1994: Der mobile Mensch? Dauercamper zwischen Mobilität und Verharren. In: Dies. (Hg.) 1994, S. 119-157.
- Hoffmann, H. 1970: Untersuchung über die Struktur des Camping-, Caravan-Reiseverkehrs. (Veröffentlichung des Deutschen Wirtschaftswissenschaftlichen Instituts für Fremdenverkehr.) München.
- Horkheimer, Max 1967: Zur Kritik der instrumentellen Vernunft. Aus den Vorträgen und Aufzeichnungen seit Kriegsende. Frankfurt/M.
- Horkheimer, Max 1970: Die Sehnsucht nach dem ganz Anderen. Ein Interview mit Kommentar von Hellmut Gumnior. Hamburg.
- Horkheimer, Max / Adorno, Theodor W. 2003: Dialektik der Aufklärung: philosophische Fragmente. Frankfurt/M.
- Hornickel, Ernst 1962: Die rollenden Kentauren. Der Mensch auf eigenen Rädern. In: Westermanns Monatshefte 103. Jg., 1962, Heft 5, S. 9-14.
- Horton, Donald / Wohl, Richard R. 1956: Mass communication and parasocial interaction: Observations on intimacy and distance. In: *Psychiatry* 1956 / 3, S. 215-229. Nachdruck des Originals in: Gumpert, Gary und Cathart, Robert (Hg.) 1986: *Inter / Media. Interpersonal communication in a media world*. New York, S. 185-206.
- Iwersen-Sioltsidis, Susanne / Iwersen, Albrecht 1997: *Tourismuslehre: eine Einführung*. Bern / Stuttgart / Wien.
- Jeggle, Utz (Hg.) 1984: *Feldforschung: Qualitative Methoden und Kulturanalyse* (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen im Auftrag der Tübinger Vereinigung für Volkskunde. Herausgegeben von Bausinger, Hermann / Jeggle, Utz / Korff, Gottfried / Scharfe, Martin / Warneken, Bernd Jürgen; 62. Bd.). Tübingen.

- Jeggle, Utz 1981: Schöne Bescherung. Spekulationen und Recherchen über Weihnachten. In: Allmende. Eine alemannische Zeitschrift. 1. Jg., H. 3, 1981, S. 1-23.
- Jeggle, Utz 1980: Zugangsweisen: Kultur und Gesellschaft. In: Ästhetik und Kommunikation 42 (1980), S. 99-105.
- Jeggle, Utz 1984: Zur Geschichte der Feldforschung in der Volkskunde. In: Ders. (Hg.) 1984, S. 11-46.
- Jennings, Theodore W. 2008: Rituelles Wissen. In: Belliger/Krieger (Hg.) 2008, S. 155-170.
- Kagelmann, H. Jürgen (Hg.) 1993: Tourismuswissenschaft: soziologische, sozialpsychologische und sozialanthropologische Untersuchungen. München.
- Kagelmann, H. Jürgen / Hanselmann, Stefanie / Kiefl, Walter / Guthmann, Martina 2006: Die Spaßbad-Thermenstudie (= Eichstätter Materialien zur Tourismusforschung, Bd. 4., hrsg vom Arbeitskreis für Sozialwissenschaftliche Tourismusforschung AST an der Katholischen Universität Eichstätt). München / Wien.
- Kallasch; Alexander 2000: Urlaub am Ballermann: eine Beobachtungsstudie an der Playa de Palma, Mallorcas Badestrand Nr. 1 (= Eichstätter Materialien zur Tourismusforschung, Heft 2. Herausgeber: A.S.T. – Arbeitskreis für Sozialwissenschaftliche Tourismusforschung an der Katholischen Universität Eichstätt). Eichstätt.
- Kammerhofer-Aggermann, Ulrike unter Mitarbeit von Gaurek, Monika 1998: Volkskundliche Tourismusforschung. In: Bachleitner (Hg.) 1998, S. 157-169.
- Kaschuba, Wolfgang 1999: Einführung in die Europäische Ethnologie. München.
- Kentler, Helmut 1993: Urlaub als Auszug aus dem Alltag. In: H. Jürgen Kagelmann (Hg.), S. 21-26.
- Keul, Alexander G. 1998: Ameisenstraße für Individualisten – Feldbeobachtungen im Städtetourismus. In: Bachleitner (Hg.) 1998, S. 138-144.
- Keul, Alexander G. / Kühberger, Anton 1996: Die Straße der Ameisen. Beobachtungen und Interviews zum Salzburger Städtetourismus (= Reihe Tourismuswissenschaftliche Manuskripte Bd. 1. Herausgegeben von H. Jürgen Kagelmann). München / Wien.
- Kiefl, Walter 2000: Strandurlaub zwischen Erholung, Inszenierung und Ventil: eine Beobachtungsstudie an der Lutania Beach bei Kolymbia (Rhodos) (= Eichstätter Materialien zur Tourismusforschung, Heft 1. Herausgeber: A.S.T. – Arbeitskreis für Sozialwissenschaftliche Tourismusforschung an der Katholischen Universität Eichstätt). Eichstätt.

Kiefl, Walter 2002: Schlaraffenland, Bühne und Ventil: Ein Plädoyer für den ganz normalen Bade und Pauschalismus (= Tourismuswissenschaftliche Manuskripte, Bd. 9). München / Wien.

Knebel, Hans-Joachim 1960: Soziologische Strukturwandlungen im modernen Tourismus. Stuttgart.

Knoblauch, Hubert 2000: Das strategische Ritual der kollektiven Einsamkeit. Zur Begrifflichkeit und Theorie des Events. In: Gebhardt u.a. (Hg.) 2000, S. 3-49.

Kolbe, Wiebke 2004: Viel versprechende Strandwelten. Ein Werkstattbericht über den Umgang mit Bildquellen am Beispiel früher Seebäderplakate. In: Dies. (Hg.) 2004: Tourismus (= Werkstatt Geschichte 36), 13. Jg. August 2004, S. 42-55.

Korff, Gottfried 1989: Wilde Masken. In: Wilde Masken. Ein anderer Blick auf die Fasnacht. Begleitband zu einer Ausstellung im Haspelturm des Tübinger Schlosses 26. Januar bis 5. März 1989. Tübingen, S. 11-25.

Koselleck, Reinhart 1989: Zur Verzeitlichung der Utopie. In: Braun, Hans-Jürg (Hg.): Utopien – die Möglichkeit des Unmöglichen. Zürich, S. 69-81.

Köck, Christoph (Hg.) 2001: Reisebilder: Produktion und Reproduktion touristischer Wahrnehmung (= Münchner Beiträge zur Volkskunde; Bd. 29). Münster / New York / München / Berlin.

Köck, Christoph 2005: Die Konstruktion der Erlebnisgesellschaft. Eine kurze Revision. In: Wöhler (Hg.) 2005, S. 3-16.

Körner, Wilfried 1994: Dauercampingplätze und Kleingärten – eine vergleichende Betrachtung. In: Hofmann (Hg.) 1994, S. 179-183.

Köstlin, Konrad 1994: Reisen, regionale Kultur und die Moderne. Wie die Menschen modern wurden, das Reisen lernten und dabei die Region entdeckten. In: Pöttler / Kammerhofer-Aggermann (Hg.) 1994, S. 11-24.

Köstlin, Konrad 1995: Wir sind alle Touristen – Gegenwelten als Alltag. In: Cantauw (Hg.) 1995, S. 1-12.

Kramer, Dieter 1999: Vorwort. In: Tobias Gohlis / Christoph Hennig u.a. (Hg.) 1999: Voyage – Jahrbuch für Reise- & Tourismusforschung, Bd. 3: Künstliche Ferien – Leben und Erleben im Freizeitreservat. Köln, S. 7-12.

Kramer, Dieter / Lutz, Ronald (Hg.) 1993: Tourismus – Kultur: Kultur – Tourismus (= Kulturwissenschaftliche Horizonte 2). Münster / Hamburg.

Krieger, David. J. / Belliger, Andréa 1989: Einführung. In: Belliger / Krieger (Hg.) 1998, S. 7-34.

Krockow, Christian Graf von 1999: Kaiser Wilhelm und seine Zeit: Biographie einer Epoche. Berlin.

Kruse, Christian 1994: Von echten, unechten, Ur-, Auch-, Dauer- und Urlaubscampnern. Zum Selbstverständnis von Dauercampnern. In: Hofmann (Hg.) 1994, S. 47-69.

Krüger, Horst 1980: Camping. Ein deutsches Sommermärchen. In: Unterwegs: gesammelte Reiseprosa. Sonderausgabe. Hamburg, S. 197-220.

Leiris, Michel 1987: Die eigene und die fremde Kultur. Frankfurt/M.

Liebs, Elke 1991: Schelme, Schiffbrüchige und Schaulustige – Robinsonaden und Aventüren als Alibi für Zivilisationskritiker, Gottsucher und Erotomanen. In: Bausinger (Hg.) 1991, S. 263-269.

Lindner, Rolf 1976: Fernsehen und Alltag der Zuschauer. Von proletarischer Öffentlichkeit zum Rückzug ins Privatleben. In: Medium, 6 / 9, 1976, S. 10-13.

Lohmann, Martin / Sierck, Astrid 2005: Urlaubsmotive der Deutschen. Herausgegeben von der F.U.R. Forschungsgemeinschaft Urlaub und Reisen e.V. Kiel.

Maase, Kaspar 1994: Der Schundkampf-Ritus. Anmerkungen zur Auseinandersetzung mit Mediengewalt in Deutschland. In: Brednich, Rolf W. / Hartinger, Walter (Hg.) 1994: Gewalt in der Kultur. Vorträge des 29. Deutschen Volkskundekongresses Passau 1993. Teilband II (= Passauer Studien zur Volkskunde hg. von Hartinger, Walter, Bd. 9.). Passau, S. 511-524.

Maase, Kaspar 1997: Grenzenloses Vergnügen. Frankfurt/M.

Maase, Kaspar 1997: Volkskundliches Sprechen als symbolische Praxis oder: Stimmen der Volkskunde in Tropen. In: Brednich, Rolf Wilhelm / Schmitt, Heinz (Hg.) 1977: Symbole: zur Bedeutung der Zeichen in der Kultur / 30. Deutscher Volkskundekongress in Karlsruhe vom 25.-29. September 1995. Münster / New York / München / Berlin, S. 387-398.

MacCannell, Dean 1976: The Tourist: A new theory of the leisure class. London / New York

Märker, Peter 1981: Der komische Tourist. In: Mit dem Auge des Touristen. Zur Geschichte des Reisebildes. Eine Ausstellung des Kunsthistorischen Instituts der Universität Tübingen in der Kunsthalle Tübingen vom 22. Aug. bis 20. Sept. 1981. Tübingen, S. 129-137.

- Marchetti, Christian 2005: Dreißig werden. Ethnographische Erkundungen an einer Altersschwelle. Tübingen.
- Marquardt, Tanja 2006: Käthes neue Kleider. Gentrifizierung am Berliner Kollwitzplatz in lebensweltlicher Perspektive. Tübingen.
- Matzig, Katharina 2007: Bringen Sie doch ihre Kinder mit. Kinderhotels, Studienreisen, luxuriöse Privatinseln: Das Ferienangebot für Familien wächst beständig. In: „Welt am Sonntag“, 14. Januar 2007 (2 / 07), S. 73.
- Meyer, Friedrich Wilhelm 1954: Kubysmus. Eine neue Form von Anti-Camping. In: Camping, Jg. 3, Heft 5 / 6 (November / Dezember 1954).
- Meyer, Wolfgang / Meyer, Gudrun 2007: Die Pionierarbeit von Heinz Hahn und des Studienkreises für Tourismus für eine qualitative Tourismusforschung. Eine forschungshistorische Skizze. In: Günther / Höpfinger / Kagelmann / Walter (Hg.) 2007, S. 39-49.
- Mikos, Lothar 1994: Fernsehen im Erleben der Zuschauer. Vom lustvollen Umgang mit einem populären Medium. Berlin / München.
- Mikos, Lothar 2001: Fern-Sehen. Bausteine zu einer Rezeptionsästhetik des Fernsehens. Berlin.
- Morus, Thomas 1983: Utopia. Stuttgart.
- Mundt, Jörn W. 1999: Die Authentizität des Geldes. Zur Ökonomischen Entwicklung künstlicher Destinationen. In: Voyage – Jahrbuch. Bd. 3, 1999, S. 13-32.
- Mundt, Jörn W. 2006: Tourismus. München / 3. völlig neu überarbeitete und ergänzte Auflage, Wien.
- Nikocevic, Lidija 1994: „Zimmer frei“ – Das Leben mit und ohne Touristen. Über die Beziehungscharakteristika des Gastgebers gegenüber dem Touristen. In: Pöttler / Kammerhofer-Aggermann (Hg.) 1994, S. 209-220.
- Opaschowski, Horst W. 1991: Mythos Urlaub. Die unerfüllbare Sehnsucht nach dem Paradies. Eine motivationspsychologische Studie vom BAT Freizeit-Forschungsinstitut. Hamburg.
- Opaschowski, Horst W. 2008: Tourismusanalyse 2008. Herausgegeben von: der BAT Stiftung für Zukunftsfragen (= 24. Deutsche Tourismusanalyse zum Urlaubsverhalten der Deutschen). Hamburg.
- Özkan, Suzan 1994: Platz ist in der kleinsten Hütte – oder: Wie richte ich mich ein? In: Hofmann (Hg.) 1994, S. 21-46.

- Pagenstecher, Cord 1998: Neue Ansätze für die Tourismusgeschichte. Ein Literaturbericht. In: Archiv für Sozialgeschichte, Bd. 38 /1998, S. 591-619.
- Pagenstecher, Cord 1998: Enzensbergers Tourismusessay von 1958 – ein Forschungsprogramm für 1998? In: Tourismus Journal, 2. 1998, S. 533-552. Aufgrund der derzeitigen Nichtverfügbarkeit des gedruckten Originals hier zit. nach <http://www.cord-pagenstecher.de/pagenstecher-1998-enzensberger.pdf>.
- Pfütze, Hermann 1998: „Ohne Rand und Band“: zur nachlassenden Bestätigungskraft von Ritualen. In: Schäfer / Wimmer (Hg.) 1998, S. 95-108.
- Platvoet, Jan 2008: Das Ritual in pluralistischen Gesellschaften. In: Belliger / Krieger (Hg.) 2008, S. 173-190.
- Pohl, Wilfried 1977: Das Haus als Mittel zur Repräsentation. In: Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde, 22. Jg., 1. Halbband 1977, S. 29-48.
- Pöttler, Burkhard unter Mitarb. von Kammerhofer-Aggermann, Ulrike 1994: Tourismus und Regionalkultur: Referate der Österreichischen Volkskundetagung 1992 in Salzburg (= Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde; N.S., Bd. 12). Wien.
- Rohmeiß-Stracke, Felizitas 2005: Ist optimale Inszenierung möglich? In: Weiermair / Brunner-Spredin (Hg.) 2005, S. 35-46.
- Rolshoven, Johanna 1995: Der ethnographische Blick als touristischer Blick. In: Cantauw (Hg.) 1995, S. 41-54.
- Rolshoven, Johanna 2005: Mediterranität als Lebensstil. In: Wöhler (Hg.) 2005, S. 59-69.
- Rothe, Andrea 1997: Männer, Prostitution, Tourismus. Münster.
- Rulle, Monika 2004: Der Gesundheitstourismus in Europa: Entwicklungstendenzen und Diversifikationsstrategien. München / Wien.
- Schäfer, Alfred / Wimmer, Michael (Hg.) 1998: Rituale und Ritualisierungen (= Grenzüberschreitungen, Bd. 1). Opladen.
- Schicht Jochen, 2002: Fasnetsfieber, Fasnachtsboom im schwäbisch-alemannischen Raum. Tübingen.
- Schimany, Peter 1998: Alter und Tourismus. In: Bachleitner (Hg.) 1998, S. 116-127.
- Schmidt-Lauber, Brigitta 2007: Feldforschung – Kulturanalyse durch teilnehmende Beobachtung. In: Göttisch / Lehmann (Hg.) 2007, S. 219-248.

Schmittner, Anna 2006: Musical-Tourismus im deutschsprachigen Raum: Hintergründe und Perspektiven für den Tourismus- und Freizeitmarkt. Saarbrücken.

Schönhammer, Rainer 1993: Interrail. Zur Phänomenologie des Jugendtourismus. In: Kagelmann (Hg.), S. 127-144.

Schrand, Axel 2007: Der Studienkreis für Tourismus in Starnberg: Die Institutionalisierung der sozialwissenschaftlichen Tourismusforschung in Deutschland. In: Günther / Höpfinger / Kagelmann / Kiefl (Hg.) 2007, S. 29-38.

Schrutka-Rechtenstamm, Adelheid 1998: Sehnsucht nach Natürlichkeit. Bilder vom ländlichen Leben im Tourismus. In: Gohlis, Tobias / Hennig, Christoph u.a. (Hg.): Voyage – Jahrbuch für Reise- & Tourismusforschung, Bd. 2: Das Bild der Fremde – Reisen und Imagination. Köln, S. 85-96.

Schrutka-Rechtenstamm, Adelheid 1994: „Die Gäste fühlen sich wohl bei uns“ – Begegnungen durch Tourismus. In: Pöttler / Kammerhofer-Aggermann 1994, S. 85-94.

Schulze, Gerhard 2000: Die Erlebnis-Gesellschaft: Kultursoziologie der Gegenwart. Studienausgabe Frankfurt/M. / New York .

Schulze, Gerhard 1999: Kulissen des Glücks. Streifzüge durch die Eventkultur. Frankfurt/M..

Schwäbe, Nicole Helen 2003: Realfabrik Fernsehen: (Serien-)Produkt „Mensch“: Analyse von Real-Life-Soap-Formaten und deren Wirkungsweisen. Dissertation 2 Bde. Tübingen 2003, hier Bd. 2.

Schwimmer, Eric G. 1979: Feasting and Tourism. A Comparison. In: Semiotica 27 / 1979, S. 221-235.

Shields, Rob 1991: Places on the Margin. London / New York.

Singer, Milton 1959: Traditional India: Structur and Chance. Philadelphia.

Soeffner, Hans-Georg 1992: Rituale des Antiritualismus – Materialien für Außeralltäglichen. In: Ders.: Die Ordnung der Rituale: Die Auslegung des Alltags 2. Frankfurt/M., S. 102-131.

Sonnenberg, Grit 2005: Gentrifizierte Stadtviertel: gewachsene oder konstruierte Erlebniswelten? In: Wöhler (Hg.) 2005, S. 165-176.

Spode, Hasso 2005: Der Blick des Post-Touristen. Torheiten und Trugschlüsse in der Tourismusforschung. In: Ders. und Ziehe, Irene (Hg.) 2005: Voyage – Jahrbuch für Reise- & Tourismusforschung, Bd. 7: Gebuchte Gefühle: Tourismus zwischen Verortung und Entgrenzung. München / Wien, S. 135-161.

Spode, Hasso (Hg.) 1996: Goldstrand und Teutonengrill. Kultur- und Sozialgeschichte des Tourismus in Deutschland 1945-1989 (= Institut für Tourismus der FU Berlin, Berichte und Materialien, Nr. 15). Berlin.

Spode, Hasso 1995: „Reif für die Insel“. Prolegomena zu einer historischen Anthropologie des Tourismus. In: Cantauw (Hg.) 1995, S. 105-123.

Spode, Hasso 2003: Wie die Deutschen „Reiseweltmeister“ wurden. Eine Einführung in die Tourismusgeschichte. Vorabdruck der im selben Jahr erschienen Buchausgabe. Erfurt.

Spode, Hasso 1998: Wie vor fünfzig Jahren keine theoriegeleitete Tourismuswissenschaft entstand. In: Bachleitner (Hg.) 1998, S. 11-19.

Stehr, Ekkehard 2007: Camping, Camping ... Reise- und andere Berichte. Norderstedt.

Steiert, Rudolf 1985: Kritik und Gegenbild: Zu Funktion und Struktur der Sozialutopie. In: Sozialwissenschaftliche Informationen für Unterricht und Studium (SoWi), 1985 / 4, S. 253-263.

Stoll, Ferdinand 2007: Kasachstandeutsche. Kasachstandeutsche Migrationsstrategien im Übergang von ethnischer zu transnationaler Migration – aus der Sicht von Kasachstan. (Ursprünglich an der Universität Freiburg 2007 als Dissertation erschienen.) Kisslegg (Eigenverlag).

Sutton-Smith, Brian 1972: The Folkgames of Children. Austin.

Teichert, Will 1973: „Fernsehen“ als soziales Handeln II. Entwürfe und Modelle zur dialogischen Kommunikation zwischen Publikum und Massenmedien. In: Rundfunk und Fernsehen, 21. Jg. 1973 / 4, S. 356-382.

Thünker, Arnold 1999: Mit Sack und Pack und Gummiboot: Die Geschichte des Campings. Leipzig.

Tönnies, Ferdinand 1887: Gemeinschaft und Gesellschaft: Abhandlung des Communismus und des Socialismus als empirischer Kulturformen. Leipzig.

Turner, Victor 1989 (a): Das Ritual: Struktur und Anti-Struktur. Frankfurt/M. / New York.

Turner, Victor 1989(b): Vom Ritual zum Theater: der Ernst des menschlichen Spiels. Frankfurt/M.

Turner, Victor / Turner Edith 1987: Image and Pilgrimage in Christian Culture. Anthropological Perspectives. New York.

Urbain, Jean-Didier 1994: Sur la plage. Paris.

- Vester, Heinz-Günter 1999: Von der Arbeitsgesellschaft zur unbedingten Freizeit- und Erlebnisgesellschaft? In: Messe München (Hg.) 1999: Traumurlaub als Event? Event als Traumurlaub. Dokumentation. München, S. 13-18.
- Vester, Heinz-Günter 2007: Kollektive Mentalitäten im Tourismus. In: Günther u.a. (Hg.) 2007, S. 57-66.
- Wallraff, Günter 2009: Aus der schönen neuen Welt: Expeditionen ins Landesinnere. Köln, S. 21-24.
- Warneken, Bernd Jürgen / Wittel, Andreas 1997: Die neue Angst vor dem Feld. Ethnographisches research up am Beispiel der Unternehmensforschung. In: Zeitschrift für Volkskunde, 93. Jg., S. 1-16.
- Warneken, Bernd Jürgen 2006: Die Ethnographie populärer Kulturen: Eine Einführung. Wien / Köln / Weimar.
- Wagner, Peter 2006 (a): Wie wir zu Reiseweltmeistern wurden. In: „Welt am Sonntag“, 5. März 2006 (10 / 06), S. 89.
- Wagner, Peter 2006 (b): Urlaubsbranche im Wandel. In: „Welt am Sonntag“, 5. März 2006 (10 / 06), S. 89.
- Weber, Max 1991: Die protestantische Ethik. Eine Aufsatzsammlung. 2. Bde. Hg. von Johannes Winckelmann. Gütersloh; hier Bd. 1.
- Wehling, Hans-Georg / Pfizer, Theodor 1991: Kommunalpolitik in Baden-Württemberg (= Schriften zur politischen Landeskunde Baden-Württembergs; Bd. 11). Stuttgart / Berlin / Köln.
- Weichbold, Martin 1998: Bereiste Natur? Zur Rolle der „Natur“ im Tourismus. In: Bachleitner (Hg.) 1998, S. 64 u. 66.
- Weiermair, Klaus / Brunner-Spredin, Alexandra (Hg.) 2006: Erlebnisinszenierungen im Tourismus: Erfolgreich mit emotionalen Produkten und Dienstleistungen. Berlin.
- Welz, Gisela 1993: Slum als Sehenswürdigkeit: „negative Sight Seeing“ im Städtetourismus. In: Kramer / Lutz (Hg.), S. 39-53.
- Weyers, Dorle / Köck, Christoph 1995: Mit Abdullah durch die Welt und mit Birkel zum Mond. Zum kulturellen Sinn des Werbemediums Sammelbild. In: Cantauw (Hg.) 1995, S. 21-40.
- Weymar, Thomas 1983: Ein Volk auf Achse. In: Wechselwirkungen, 19 / 1983, S. 22-26.

Willems, Herbert 1998: Event-Kultur-Identität-Marketing. In: Gebhardt u.a. (Hg.) 2000, S. 51-73.

Wimmer, Michael / Schäfer, Alfred 1998: Zur Aktualität des Ritualbegriffs. In: Schäfer / Wimmer (Hg.) 1998, S. 9-47.

Wittich, Thomas 2004: Reisegefahren und Urlaubsängste. Die touristische Erfahrung von Bedrohung und Unsicherheit als Gegenstand narrativer Darstellungen. Dissertation zur Erlangung des akademischen Grades Doktor der Sozialwissenschaften in der Fakultät für Sozial- und Verhaltenswissenschaften der Eberhard-Karls-Universität Tübingen. Münster / New York / München / Berlin.

Wöhler, Karlheinz (Hg.) 2005: Erlebniswelten: Herstellung und Nutzung touristischer Welten (= Tourismus: Beiträge zu Wissenschaft und Praxis Bd. 5). Münster.

Artikel aus Zeitungen, Zeitschriften, Magazinen **Autoren unbekannt, alphabetisch nach Titeln geordnet**

Am Ende total fertig. In: „Der Spiegel“, 29 / 1994, S. 75.

Billigflüge verändern Reisegewohnheiten. Marktforscher: Auto und Flugzeug wichtigste Urlaubstransportmittel. In: „Schwarzwälder Bote“, 8. März 2007 (b).

Die soziale Schere bei Urlaub öffnet sich weiter. Reine Erholung reicht vielen nicht mehr / Zwei Drittel der Deutschen planen eine Reise. „Schwarzwälder Bote“, 24. März 2007.

Klima lässt Reisebranche kalt. Tourismus wächst weltweit weiter / Ziele in fernen Ländern haben Hochkonjunktur. In: „Schwarzwälder Bote“, 8. März 2007(a).

Urlauber ignorieren Klimawandel. Kein Einfluss auf Reiseverhalten / Eigenes Land ist am beliebtesten. In: „Schwarzwälder Bote“, 17. Oktober 2007.

Weitere Materialien

Antwort der Pressestelle des Deutschen Camping-Clubs e.V. Caravan-, Motorcaravan- und Zeltsporthandwerk und Registergericht München, VR 4374 auf eine Anfrage. Datiert vom 4. März 2008. (E-Mail nachfolgend im Anhang beigefügt.)

Campinski. Dauercamper am Bodensee. Film von Hafner, Georg M. und Schaal, Jürgen. Eine Produktion des Südwestfunks Baden-Baden 1978.

Jeder sein eigener Robinson. SWR2 Sommer Spezial-Kofferradio: Reisen zum Hören. Camping in diesem Augenblick – Eine Live-Reportage von 1959. Sendung vom 5. August 2008, 20.03-21.00 Uhr. (Wurde mir als Kopie auf CD zugesandt.)

Tourismuspolitischer Bericht der Bundesregierung. 16. Legislaturperiode. Bundesministerium für Wirtschaft und Technologie (Hg.). Berlin 2008.

Wirtschaftsfaktor Campingtourismus in Deutschland. Grundlagenforschung. Broschüre des DTV, Deutschen Tourismusverbandes e.V. (Hg.) 2004. Erstellt vom dwif-Consulting GmbH, einem Unternehmen des Deutschen Wirtschaftswissenschaftlichen Institutes für Fremdenverkehr an der Universität München. Bonn 2004.

Artikel und Materialien aus Internet-Recherche **Alphabetisch nach den Titeln einzelner Veröffentlichungen geordnet**

Caravaning Industrie Verbandes Deutschland (CIVD), Webseite, Pressespiegel: <http://www.civd.de/homepage/presse>. Aufgerufen am 29. Dezember 2007.

Damals im Osten „Camping ist Charaktersache“:
<http://www.mdr.de/damals-in-der-ddr/>
(Webseite des Mitteldeutschen Rundfunks.) Letztmals aufgerufen am 3. Juni 2009.

DIW Wochenbericht: Schrumpfende Mittelschicht – Anzeichen einer dauerhaften Polarisierung der verfügbaren Einkommen? Nr. 10 / 2008, 75. Jahrgang, 5. März 2008. Internetausgabe unter <http://www.diw.de/documents/publikationen/73/79586/08-10-1.pdf>. Aufgerufen am 23. März 2008.

Information zur 7. Arbeitstagung der Kommission Tourismusforschung innerhalb der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde vom 14. bis zum 16.11.2003 in Berlin: Reisen zwischen Verortung und Entgrenzung. <http://www.d-g-v.org/>. Aufgerufen am 4. Juli 2005.

Historische Caravanwerbung **In alphabetischer Reihenfolge der Caravan-Namen und -Hersteller**

<http://www.oldiecaravan.de/index.html>
http://www.oldiecaravan.de/Hersteller_A_-_Z/Dethleffs/Dethleffs_1954/dethleffs_1954.html
http://www.oldiecaravan.de/Hersteller_A_-_Z/Dethleffs/Dethleffs_1970/dethleffs_1970.html
http://www.caravan-museum.de/Hersteller_A_-_Z/Dethleffs/Dethleffs_1978/dethleffs_1978.html
http://www.oldiecaravan.de/Hersteller_A_-_Z/Gugel/gugel.html

http://www.oldiecaravan.de/Hersteller_A_-_Z/Kiel/Kiel_1961/kiel_1961
http://www.caravan-museum.de/Hersteller_A_-_Z/Knaus/Knaus_1962/knaus_1962.html
http://www.oldiecaravan.de/Hersteller_A_-_Z/Knaus/Knaus_1977/knaus_1977.
http://www.oldiecaravan.de/Hersteller_A_-_Z/Schweikert/schweikert.html
http://www.oldiecaravan.de/Hersteller_A_-_Z/Vagabund/vagabund.html
http://www.oldiecaravan.de/Hersteller_A_-_Z/Westfalia/westfalia.html

Alle letztmals aufgerufen 22. Februar 2010.

http://de.wikipedia.org/wiki/QEK_Junior

Aufgerufen am 10. Dezember 2008.

Interviews

Alle genannten Interviews wurden von mir aufgezeichnet und transkribiert. Mein Feldforschungstagebuch, das aus Fragmenten und Notizzetteln besteht, ist als Blattsammlung weiterhin vorhanden, ebenso das in der Arbeit ausgewiesene Band-Interview, das ich ebenfalls transkribierte. Auch zahlreiche Fotos sind archiviert.

Interview mit Fritz Z. am 9. März 2004.

Interview mit Juliane M.-K. am 12. Februar 2005.

Interview mit Ingrid und Ina M. am 23. September 2005.

Interview mit Volker K. am 15. August 2007.

Interview mit Berthold T. am 31. September 2008.

Interview mit Carmen N. am 21. Oktober 2008.

Interview mit Arndt U. am 15. Oktober 2008.

XI Anhang

Nachstehend die Antwort, die mir der Deutsche Camping-Club e.V. Caravan-, Motorcaravan und Zeltsportverband am 4. März 2008 auf eine Anfrage hin zukommen ließ:

----- Original Message -----

From: <info@campingpresse.de>

To: <m.bad@gmx.de>

Sent: Tuesday, March 04, 2008 2:09 PM

Subject: Ihr Mail

- > Sehr geehrter Herr Badura,
- > bitte entschuldigen Sie die verspätete Beantwortung Ihrer Anfrage. Mit
- > aktuellen Studien können wir Ihnen allerdings nicht weiterhelfen.
- > Höchstens vielleicht noch den Verweis auf den Caravaning Industrie
- > Verband, der kürzlich eine Studie vorgestellt hat, die sich mit den
- > wirtschaftlichen Auswirkungen befasst, die Touristik-Camping auf die
- > europäischen Staaten hat. (Für den Kontakt: www.civd.de) Außerdem sind
- > Ihnen sicherlich auch längst die Veröffentlichungen des Deutschen
- > Wirtschaftswissenschaftlichen Instituts für Fremdenverkehr an der Uni
- > München, das BAT Freizeitforschungsinstitut, die Tourismusanalyse der
- > Dresdner Bank oder die Veröffentlichungen von Professor Horst
- > Opaschowski zum Thema bekannt.
- > Ansonsten liegen Sie mit Ihrer Beobachtung sicherlich auf dem richtigen
- > Weg. Camper haben zwischenzeitlich ganz andere Ansprüche als vielleicht
- > noch vor 20 Jahren. Darauf gehen Campingplatzhalter ein.
- > Allerdings bedeutet das nicht zwingend, dass alle Campingplätze zu
- > Luxusoasen geworden sind. Es gibt durchaus auch noch kleinere Plätze,
- > auf denen kein Rundum-Unterhaltungsprogramm geboten wird und man einfach
- > "nur" campt. Die sind dann sehr viel günstiger.
- > Nach unseren Beobachtungen hat die Entwicklung, dass immer mehr Angebot
- > gefordert wird, ihren Start gerade in Südeuropa genommen und vielfach
- > die deutschen Campingplatzbesitzer, die ja gleichzeitig auch noch häufig
- > unter unbeständigem Wetter zu leiden haben, zum Handeln gezwungen. Das
- > hat aber natürlich auf der anderen Seite auch bedeutet, dass sich die
- > Platzpreise verteuert haben, denn ein Hallenbad mit Sauna und Solarium
- > hat ganz einfach höhere Unterhalts-Kosten als beispielsweise der
- > Baggersee, der direkt am Campingplatz liegt, aber vielleicht nur an ein
- > bis zwei Monaten des Jahres warm genug zum Schwimmen ist. Derartige
- > Beispiele lassen sich sicherlich noch viele finden, unter dem Strich
- > haben sich die Camper aber einfach an den Komfort gewöhnt und steuern
- > vielfach gezielt Plätze an, auf denen z.B. spezielle kindgerechte
- > Programme geboten werden.
- > Ich hoffe, dass ich Ihnen nun zumindest ein bisschen weiterhelfen konnte.
- > Mit freundlichen Grüßen
- > Viktoria Groß
- > Pressestelle
- > Deutscher Camping-Club e.V. Caravan-, Motorcaravan- und Zeltsportverband

- > Sitz und Registergericht München, VR 4374
- > Vorstand: Dipl.-Ing. Karl Zahlmann, Wolfenbüttel, Dipl.-Ing. Andreas
- > Jörn, Magdeburg, Dipl.-Ing. Jörg Radestock, Eutin
- > Vat-Nr.: DE 129514965
- > Mandlstr. 28
- > 80802 München
- > Tel.: +89/3801420
- > Internet: <http://www.camping-club.de>
- > <http://www.campingpresse.de>
- > E-Mail: info@camping-club.de
- > info@campingpresse.de

Danksagung

Ich danke an dieser Stelle den beiden Betreuern der vorliegenden Arbeit, Professor Dr. Gottfried Korff und Professor Dr. Reinhard Johler. Gedankt sei weiterhin den Menschen, die mich unterstützten – oder die es zumindest versucht haben. Zuletzt am stärksten betroffen vom Termindruck war Marita Schröder-Rau. Ihr ein ganz besonderer Dank.